VON 1640 BIS 1713

Ferdinand Schmidt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Preußens Geschichte

in Wort und Bild.

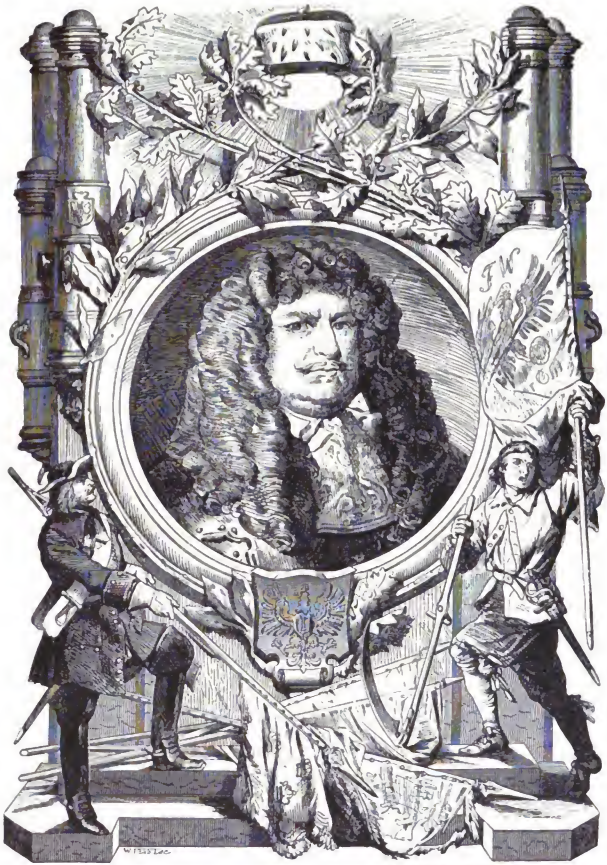
III.

Digitized by Google

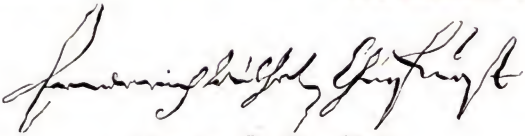
Reprint der Originalausgabe von 1880
nach dem Exemplar der
Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena
Signatur: 4 Boruss. II, 9/500

Reprint © Archiv Verlag
Braunschweig

Digitized by Google



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Der große Kurfürst

Digitized by Google

Preußens Geschichte in Wort und Bild. III.

Illustrirte

Geschichte von Brandenburg und Preußen.

Preußen zur Zeit des Großen Kurfürstens und Friedrich's I.

Mit besonderer Rücksicht

auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben

in Deutschland.

Von

Ferdinand Schmidt.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

Digitized by Google

Einen beſſern Bund konnte der preußiſche Staat nicht ſchließen, als mit dem auf richtigem Wege ſich fortentwickelnden Geiſte der deutſchen Nation.

Leopold von Ranke.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

der

Illustrirten Geschichte von Preußen.

Dritter Band.

Die Mark Brandenburg unter den Kurfürsten des Hohenzollern'schen Hauses. (1415–1688) [Dritter Theil]

Friedrich Wilhelm's I. Wirken bis zum Westfälischen Frieden.

Jugendzeit 3
Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's 12
Vermählung Friedrich Wilhelm's mit Luise von Oranien 17
Der Westfälische Friede 21

Vom Westfälischen Frieden bis zum Ausgang des schwedisch-polnischen Krieges.

Der Kurfürst und seine Gemahlin in Berlin 27
Vorzeichen des schwedisch-polnischen Krieges 34
Der schwedisch-polnische Krieg 36
Die dreitägige Schlacht bei Warschau 39
Der Kurfürst und die preußischen Stände 48

Gegen Frankreich und Schweden.

Einleitung 55
Einfall der Schweden in die Mark 61
Rathenow und Fehrbellin 67
Kampf um Stettin. Uebergang auf Rügen 75
Winterfeldzug in Preußen 85
Friede von St. Germain 87

Digitized by Google

Gesegnetes Wirken nach innen, erhöhtes Ansehen nach außen.

Seite

Einleitung 90

Das Kriegswesen 95

Versuche zur Gründung einer Seemacht und von Kolonien 98

Versuche zur Herbeiführung eines „theologischen Landfriedens" 110

Aufblühen der Stadt Berlin 116

Friedrich Wilhelm's letzte Lebenszeit.

Aus dem Familienleben des Kurfürsten 124

Letzte Lebenszeit der Kurfürstin Luise 127

Dorothea, zweite Gemahlin Friedrich Wilhelm's 131

Letzte Lebenstage und Heimgang des Großen Kurfürsten 133

Nachwort 138

Preußen unter seinen Königen im achtzehnten Jahrhundert
[Erster Theil]

Regierungszeit des Kurfürsten Friedrich III. bis zur Erwerbung der Königskrone.

Jugendzeit 142

Derfflinger's letzte Lebensjahre 144

Regierungszeit 146

Sophie Charlotte 165

Friedrich der Erste, erster König von Preußen.

Erwerb der Königskrone 171

Fürst Leopold von Dessau, der „alte Dessauer", und andere Helden in den Kriegen gegen Ludwig XIV. 183

Der spanische Erbfolgekrieg 188

Berlin unter König Friedrich I. 206

Digitized by Google

Seite

Pflege des geistigen Lebens 213
Tod Friedrich's des Ersten 218
Kulturgeschichtlicher Umblick 219

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Mark Brandenburg
unter den Kurfürsten des Hohenzollern'schen Hauses
(1415–1688)

[Dritter Theil]

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm's I.

Wirken bis zum Westfälischen Frieden.

Hut, Helm, Degen des Großen Kurfürsten.

Jugendzeit.

Wir sind jetzt bei Beginn der Regierungszeit desjenigen Herrschers angelangt, der später unter dem Namen der „Große Kurfürst" hochberühmt geworden ist. Es ist nur eine Zeitspanne von einhundert Jahren, welche die Regierungsperiode eines der Größten unter den Großen vom Zeitalter Friedrich's „des Einzigen" trennt. Aber für die preußische Geschichte beginnt damit der bedeutungsvollste Abschnitt. Brandenburg und Preußen treten nun mehr und mehr in den Vordergrund des Welttheaters.

Die ganzen Zustände des Landes, sowol nach innen als auch in Bezug auf die kaiserliche Macht und das Ausland, waren so geartet, daß nur ein Fürst, in dem sich ein hoher Grad von Klugheit mit einem eisernen Willen verband, den Staat vor dem gänzlichen Zerfalle schützen konnte.

Friedrich Wilhelm löste diese Aufgabe. Doch greifen wir nicht vor. Zunächst ein Wort über die Jugend Friedrich Wilhelm's, wie wir wissen, des einzigen Sohnes Georg Wilhelm's. Wir kehren in die erste Zeit des Dreißigjährigen Kriegs zurück.

Der Aufstand vom Jahre 1620 in Berlin. Am 16. Februar des Jahres 1620 ward Friedrich Wilhelm im Schlosse zu Cöln an der Spree geboren. Der Leser erinnert sich des Aufstandes der Bewohner beider Städte bei Gelegenheit des Eintreffens der 2000 Engländer in und um Potsdam, die dem „Winterkönige" Friedrich von seinem Schwiegervater gesandt wurden. Die Bürgerschaft meinte, man wolle die Engländer als Besatzung nach Berlin verlegen, und zwar zu dem Zwecke, die reformirte Religion zur

Digitized by Google

herrschenden im Lande zu machen. Daher der Aufruhr. — Hören wir den Bericht des Kanzlers Pruckmann an den Kurfürsten, der sich zur Zeit in Preußen befand, über diesen Vorgang.

„Die Mannschaft der Bürger in Cöln", heißt es in dem Bericht, „war von ihrer Zween angeführt, die ihr Lebtag wol keinen todten Menschen im Felde gesehen. Da war ein Trommelschlagen, Platzen und Schießen, auch Schreien in beiden Städten die ganze Nacht hindurch, daß ihrer wol wenige dieselbe Nacht werden geschlafen haben, denn es war Alles besoffen, was da war. Da hätte man wohlbeschossene Musketiere sehen sollen: der Eine schoß die Lunte mit hinweg, dem Andern entfiel der Ladestecken, dem Dritten die Forchett (die Gabel, auf die man das Gewehr beim Schießen legte), dem Vierten versagte die Muskete zwei- bis dreimal, der Fünfte steckte die Nase gar in den Aermel, wenn er schießen wollte, gleich den Mönchen, Pfaffen und Jesuiten, die vor etlichen Jahren zu Paris singend und bettelnd umhergingen. Und die, so losgeschossen hatten, konnten zu keiner Ladung wieder kommen, so voll waren sie. Die Pikeniere trugen die Piken auch gar nicht meisterlich, zu geschweigen, daß sie solche sonst zu gebrauchen gewußt hätten. Summa, man hat nur lauter Schimpf gehabt. — Wie es Morgens drei Uhr schlug, liefen sie von den Wachen ganz ungeberdig, und die wiederum an die Wache treten sollten, waren nicht vorhanden. Da rannte der Trommelhans über eine Stunde herum und machte ein Gerassel auf dem Kalbfell, ehe er Andere wieder zu Haufen bringen konnte. Eine andere Rotte, so gar nicht Bürger gewesen, hat sich dahinten auf dem Werder zu Haufen rottirt und haben die ganze Nacht auf dem Dudelsack spielen lassen, auch eine Wagenburg von Tüchern um sich geschlagen. — Was aber das Aergste, es wurde unter den Fenstern von Ew. churfürstlichen Durchlaucht Schloßwohnung ein so überaus großes Platzen und Schießen getrieben, daß dadurch auch Ew. Durchlaucht junges ungetauftes Herrlein zweimal in der Wiege ziemlich erschrecket worden, so daß leicht ein anderer Unrath daraus hätte entstehen können. Ich glaube, daß der Teufel dies zuvörderst gesucht habe."

Das „junge Herrlein" war drei Monate alt, als sich dies zutrug. Die Lutheraner schrieen Ach und Weh, daß es noch nicht getauft sei, daß man es so lange ohne Noth in dem Zustande unrettbarer Verdammniß lasse. Leider spielte aber die Noth eine größere Rolle, als Mancher ahnte. Die Mittel waren knapp für ein Festmahl, wie es sich geziemte bei der Taufe eines Kurprinzen; auch machte die Wahl der Taufpathen Kopfzerbrechen. Man wollte es mit keiner der sich befehdenden Parteien verderben. Endlich hoffte man auch von Tag zu Tag auf die Rückkehr des Kurfürsten. Als nun Nachricht aus Preußen kam, daß die Rücksicht auf die Zerwürfnisse Schwedens mit Polen ein längeres Verweilen des Kurfürsten in seinem Herzogthum Preußen nöthig machten, ward der 30. Juli zum Tauftage angesetzt, und man beschloß, sich in Bezug auf die Wahl der Pathen auf die nächsten Glieder des Hauses und auf Vertreter des Landes zu beschränken. Es wurden demnach als Taufzeugen geladen: des Kurprinzen Großmutter Anna (die Wittwe des verstorbenen Kurfürsten Johann Sigismund), die beiden Schwestern des Kurfürsten, Marie Eleonore, die sich kurze Zeit vorher mit Gustav Adolf vermählt hatte, und Katharina, die bald darauf dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor die Hand reichte; endlich der Adel und die Städte diesseit und jenseit der Oder.

Des Prinzen Erziehung. Bis zu seinem fünften Lebensjahre hatte der Kurprinz an seiner Mutter, der Schwester des „Winterkönigs" Friedrich von der Pfalz, eine liebevolle Pflegerin und Erzieherin. Dann ward ihm zunächst in Johannes von der Borch, dem ehemaligen Hofmeister seines Vaters, ein Erzieher gegeben. Ein im Jahre 1626 in Berlin erschienenes Werk enthält das Bild des damals sechs Jahre alten Kurprinzen. Es ist dies ein gut ausgeführter Kupferstich. Das Gesicht ist umlockt von starkem Haare und zeigt schon die Züge, die dasselbe später so auszeichneten und Jedem, der es sah, unvergeßlich machten. Der Kurprinz trägt ein Jäckchen und weite Beinkleider von gesticktem, blumigem Zeuge, dazu Manschetten und einen Halskragen.

Digitized by Google

Je wirrer die Gegenwart und je dunkler die Zukunft erſchienen, um ſo lebhafter waren die fürſtlichen Eltern von dem Wunſche beſeelt, dem Sohne eine für Leib und Geiſt tüchtige Erziehung zutheil werden zu laſſen. Da von der Borch bereits hochbetagt war, erwählten ſie dem Kurprinzen im folgenden Jahre in Johann Friedrich Kalchun (genannt von Leuchtmar) einen neuen Hofmeiſter. Das war eine gute Wahl; denn Leuchtmar war ein Mann von Wiſſen, Frömmigkeit und Willenskraft.

Bildniß des jugendlichen Kurprinzen.

Aber der Berliner Hof war in jener unruhvollen Zeit nicht der Ort, an welchem das Werk der Erziehung eines Prinzen mit Segen hätte bewirkt werden können. Der Prinz ward daher mit ſeiner Schweſter nach der Feſtung Küſtrin geſandt; doch auch Küſtrins Umgegend ward bald genug mehrfach von Dänen und Kaiſerlichen beunruhigt, zunächſt bei Gelegenheit der Verfolgung der Dänen durch Wallenſtein, der um jene Zeit ſeinen vielbeſprochenen Zug nach Stralſund unternahm.

Digitized by Google

Zu seinem neunten Geburtstage empfing der Kurprinz von seiner Mutter ein Armband mit folgender Inschrift: „Dieses gebe ich Dir zur Versicherung meiner herzlichen Liebe und zu einer Erinnerung, meiner getreuen Vermahnung nicht zu vergessen, Gott und die Unterthanen über Alles zu lieben, aller Tugenden Dich zu befleißigen, die Laster aber ernstlich zu hassen, so wird Gottes Beistand Deinen Stuhl befestigen und aller zeitliche und ewige Segen Dir folgen."

Dieses Armband betrachtete der spätere Kurfürst sein Leben lang als ein theures Andenken, und er schrieb nicht lange vor seinem Tode folgende Worte unter jene Inschrift: „Dieses ist mir während meiner ganzen Regierung stets vor Augen gewesen, und mein Sohn soll solches Armband nebst dieser Lehre auch wieder von mir erben."

Wie sorgsam der Hofmeister darauf Bedacht nahm, den Kurprinzen für seine künftige Stellung nach allen Seiten hin vorzubereiten, geht unter Anderem aus dem Umstande hervor, daß unter die kleine Zahl der Pagen des Kurprinzen einige Söhne polnischer Edelleute aufgenommen worden waren. Von ihnen lernte der Kurprinz früh schon den Gebrauch der ihm später sehr nützlichen polnischen Sprache.

Auch an körperlichen Uebungen mancherlei Art fehlte es nicht; unter Anderm betrieb der Kurprinz früh schon, namentlich wenn er, was mehrmals geschah, seinen Aufenthalt auf dem Jagdschlosse Letzlingen in der Altmark nahm, das Weidwerk mit großem Eifer. Ein kaiserlicher Offizier, Graf Schaffgotsch, hatte ihm ein kleines mänsefahles Pferdchen geschenkt, auf welchem er sich oft im Walde umher tummelte und nach flüchtigen Rehen und Hirschen den Wurfspieß schleudern lernte. Mit gleichem Eifer lag er dem Vogelfangen, insbesondere der Falkenbeize ob. (Die rothsammtne Kappe seines Leibfalken wird heute noch im Hohenzollern-Museum zu Berlin aufbewahrt.)

Parteien am Hofe. Dem Grafen Schwarzenberg fehlte es am Hofe nicht an Widersachern, namentlich war ihm die Kurfürstin entgegen, was nicht verwundern kann; war er doch beständig bemüht, den Kurfürsten zum Kaiser hinüberzuziehen, der, wie wir wissen, ihrem Bruder Friedrich V. nicht nur die Krone Böhmens entrissen, sondern ihm auch den Besitz seines Kurlandes abgesprochen hatte. Seit der Verheirathung ihrer Schwägerin mit Gustav Adolf war der Widerwille gegen einen Anschluß an die kaiserliche Partei in der Kurfürstin nur noch lebhafter geworden. Wollte doch Gustav Adolf ihrem Bruder wieder zu dem Besitze seines Kurlandes verhelfen! Sie wünschte daher aufs Eifrigste das Zustandekommen eines Bündnisses Brandenburgs mit Schweden und mühte sich beständig, Schwarzenberg's Einfluß zu beseitigen. So ward sie der Mittelpunkt der sogenannten „schwedischen Partei," am kurfürstlichen Hofe, zu deren Anhängern man, wie es scheint, auch den Hofmeister des Prinzen zählte.

Daß einzelne Glieder der schwedischen Partei in ihrem im Grunde allerdings berechtigten Widerwillen gegen Schwarzenberg zu weit gingen, ja daß ihr Haß Beschuldigungen gegen ihn zu Tage förderte, die ohne jeglichen Halt waren, muß zugegeben werden. So ist behauptet worden, Schwarzenberg's Absicht sei es gewesen, den Kurprinzen durch Gift oder Dolch aus dem Wege zu räumen. Anschuldigungen dieser Art sind überzeugend widerlegt worden. (Vergl. Cosmar, Biographie Schwarzenberg's.) — Es scheint, als sei der Kurprinz schon in früher Jugend durch Einflüsterungen, die in jenem Hasse ihren Grund hatten, geängstigt worden, und als habe man ihm zu jener Zeit Mancherlei eingeredet, woran er später noch glaubte. So heißt es in einem Briefe des Historiographen Schock vom 22. April 1667: „Kürzlich habe ich aus dem Munde des Durchlauchtigsten Folgendes gehört: Als er, kaum zehn Jahre alt, in Küstrin verweilte, sei eines Abends, als er bereits im Bette gelegen, ein Bursche von ungefähr achtzehn Jahren mit einem längeren Dolche ergriffen worden. Der Kammerdiener Daniel, von Geburt ein Franzose, habe den „Mörder" unter dem Bette hervorgezogen und dem Kurprinzen zugerufen, so schnell als möglich aus dem Bette zu springen."

Digitized by Google

Vielleicht war das Ganze nur eine Komödie, eben nur erfunden, um in dem Kurprinzen eine unauslöschliche Abneigung gegen Schwarzenberg und damit auch gegen die Bestrebungen desselben hervorzurufen. — Des Kurfürsten heller Blick würde, als ihm später die Zügel der Landesregierung zufielen, freilich ohnedies erkannt haben, daß Schwarzenberg's Regierungsgrundsätze dem Lande nicht frommen konnten.

Daß beängstigende Nachrichten von dem Kriegsschauplatze und über die trostlosen Zustände des Vaterlandes dem Kurprinzen so viel als möglich fern gehalten wurden, läßt sich mit einiger Sicherheit annehmen. Es galt, seinen jugendlichen Sinn nicht zu trüben und ihn für die Studien rege zu erhalten.

Welch ein erschütternder Vorgang im Jugendleben des Kurprinzen muß es gewesen sein, als er im Januar 1633 in Wolgast am Sarge Gustav Adolf's, des für die Freiheit des evangelischen Glaubens gefallenen Helden, stand! Von hier aus sollten die Ueberreste des theuren Todten, die ein silberner Sarg umschloß, zu Schiffe nach der Heimat übergeführt werden, und es galt nur noch, ihnen bis zum Strande ein feierliches Geleit zu geben. Hinter dem Leichenwagen, der von acht mit schwarzen Sammtdecken behangenen Pferden gezogen ward, folgte zu Fuße der Kurfürst von Brandenburg, geführt von den beiden mecklenburgischen Herzögen, und als zweiter Leidtragender sein Sohn, der Kurprinz, geführt von den pommerschen Abgesandten. In einem unabsehbaren Zuge schloß sich die Menge des Trauergefolges an, den unersetzbaren Verlust unter Thränen beklagend.

Auf der Rückreise beschloß der Kurfürst, den Sohn längere Zeit an dem Hofe des alten Pommernherzoges zu Stettin zu belassen, damit er die Sitten und Weisen des Landes kennen lerne, das nach dem Tode Bogislav's ja vertragsmäßig an Brandenburg fallen sollte. Des Kurprinzen Aufenthalt in Stettin währte fast zwei Jahre.

Mit welchem Eifer und Erfolg der wackere Hofmeister die Erziehung des jungen Prinzen leitete, geht daraus hervor, daß dieser schon im fünfzehnten Lebensjahre, außer seiner Muttersprache, ziemlich geläufig lateinisch, französisch und polnisch sprach und schrieb. Auch war er um diese Zeit bereits ein ausgezeichneter Reiter und Fechter.

Reise nach Holland. Friedrich Wilhelm an Körper und Geist so trefflich gedeihen zu sehen, mochte für Georg Wilhelm vielleicht der einzige Trost in seinem mühseligen Leben sein. Auf Anregung seiner Gemahlin beschloß er, den fünfzehnjährigen Jüngling zu seiner weiteren Ausbildung nach der Hochschule zu Leyden zu senden. Schwarzenberg erklärte, die kurfürstlichen Kassen seien erschöpft — er wisse das Geld zur Reise nicht zu erschwingen. Da trat die Kurfürstin ins Mittel und gab aus ihren Ersparnissen 3000 Thaler her. Leuchtmar begleitete den Kurprinzen.

Der Leser weiß, in welchem heißen Kampfe die tapferen Holländer damals noch begriffen waren. Nicht durch Söldnerheere ward hier die Sache des Landes geführt, sondern vom Volke, das freudig sein Herzblut hingab, um sich Freiheit des Glaubens und staatliche Unabhängigkeit zu erkämpfen. Einem solchen Aufschwunge gegenüber konnte natürlich die empfängliche Seele des Kurprinzen nicht theilnahmlos bleiben, und in ihm entstand der lebhafte Wunsch, in die Reihen der begeisterten Kämpfer gegen die spanische Macht einzutreten. Er selbst oder vielleicht Leuchtmar mochte dem Kurfürsten davon geschrieben haben; denn in einem Briefe des Letzteren aus jener Zeit heißt es: „er würde es am liebsten sehen, wenn sein Sohn zu Leyden bliebe und seinen Studien mit allem Fleiße und Eifer obliege.“ Ob weitere Verhandlungen in dieser Sache stattfanden, ist nicht ersichtlich; nur so viel steht fest, daß Friedrich Wilhelm sich nicht lange darauf nach Arnheim zu den Prinzen Wilhelm von Oranien und Moritz von Nassau begab, die ihn indeß für das Kriegshandwerk noch nicht hinlänglich vorbereitet und herangewachsen hielten.

Von Zeit zu Zeit machte Friedrich Wilhelm nach verschiedenen Richtungen hin Ausflüge ins Land. Der Unterschied zwischen dem holländischen und dem heimischen Volksleben trat ihm überall in scharfen Umrissen entgegen. Dem religiösen und staatlichen Aufschwunge

Digitized by Google

war auch der des wissenschaftlichen, künstlerischen und gewerblichen Lebens gefolgt. Ganze Theile des Landes glichen großen Gärten. Während Deutschland von dem Religionskriege vielfach verwüstet worden, Spanien im Rückgang begriffen war, war Holland an die Spitze des Welthandels getreten. Wenn der Prinz in Begleitung Leuchtmar's durch die gesegneten Gauen dahinritt, so gab gar Manches Anlaß zum Vergleich der dortigen und der heimischen Zustände. Berge oder Felsen erblickte man nirgends, doch gewährten die hohen Dämme, auf welchen man zu den Wegen und Straßen emporkomm, die Menge von Landsitzen, mit oder ohne feste Mauern und Thürme, die zahlreichen Baumgänge und Baumgruppen, welche aus Wiesen, Fluren und am Rande klarer Wasserspiegel auftauchten, den Landschaften Abwechselung, und es fehlte auch nicht an überraschenden Ansichten malerischer Art. Der Prinz suchte sich fleißig zu belehren über Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt; kurz, es prägte sich ein Bild in seine Seele, das daheim ins wirkliche Leben zu übertragen in der Folge sein unausgesetztes Streben blieb. Das Wichtigste aber: „er lernte in Holland, in dem frischen Luftzuge republikanischen Gemeinsinnes, der damals die Provinzen noch beseelte, eine Staatskunst würdigen, die, unzugänglich jedem fremden Einflusse, sich nur durch die eigenen Volksinteressen leiten ließ. Es sind die gleichen Prinzipien, die sich ihm hier aufdrängten, und auf denen er später, inmitten europäischer Kämpfe, die Selbstständigkeit seines Staates begründen sollte." — Sehr zu bedauern ist es, daß das von ihm in Holland geführte Tagebuch später verloren gegangen ist. Es würde sich aus demselben ohne Zweifel ergeben, daß viele der Maßregeln, die er nachmals zur Förderung der Landeskultur traf, den in Holland gewonnenen Anschauungen entsprangen.

Der Kurprinz, jetzt siebzehn Jahre alt, hatte bisher noch nicht den Hauptort des Landes, den Haag, gesehen. Der Aufenthalt daselbst war für einen Jeden, der berufen war, Land und Leute zu regieren, von Wichtigkeit, weil dort ein reges politisches Leben herrschte und die Stadt mit Recht ein Sammelplatz berühmter Staatsmänner aus allen Ländern genannt werden konnte. Wer die Grundsätze des Staatsregiments, nicht wie sie in Lehrsälen vorgetragen, sondern wie sie von den die Macht Ausübenden angewandt wurden, kennen lernen wollte, der konnte diesem Verlangen am besten im Haag Genüge thun.

Dennoch trug der treffliche Leuchtmar Bedenken, dem Prinzen die Reise nach jenem Orte anzurathen. Die fürstliche Residenz der Oranier war verrufen wegen ihrer üblen Sitten, und zwar wurden dieselben gerade durch jene wechselnde vornehme, staatsmännische Schule unterhalten. Es gab dort viel zu lernen, aber auch — viel zu verlieren.

Jetzt aber kam Weisung vom Kurfürsten, sich dorthin zu begeben. Bald sah auch Friedrich Wilhelm im Haag sich von einer Zahl junger Edelleute, von Grafen und Fürstensöhnen umschwärmt; denn er war ueben seinem regen Streben, sich nach verschiedenen Richtungen des Wissens zu vervollkommnen, doch auch heiteren Lebensgenüssen durchaus nicht feind. — Eines Abends war der Prinz zu einem Gelage eingeladen worden, das bis in die Nacht hinein währte. Als die jungen Herrlein bereits voll süßen Weines waren, traten junge Damen mit schönen Angesichtern, aber leichten, losen Sitten ein. Sofort erhob sich Friedrich Wilhelm, um den Saal zu verlassen. Seine jungen Freunde drängten sich herzu und bestürmten ihn, zu bleiben. Der Kurprinz entgegnete ihnen, er wisse, was er seinen Eltern, seinem Lande und sich selbst schuldig sei! — Und er blieb fest und — ging.

Dadurch hatte der Prinz dargethan, welch eine Herrschaft er über sich zu üben vermochte. Schon am nächsten Morgen saßen Beide, er und sein Erzieher, zu Pferde und verließen die Hauptstadt. Einige Diener folgten. Wohin? — Ins rauhe Kriegslager! — Der Prinz Heinrich von Oranien lag damals gerade vor Breda; zu ihm begab sich Friedrich Wilhelm. In der That, eine Flucht eigener Art: aus einer üppigen Hauptstadt ins Feld, wo der Tod in jedem Augenblicke sein Leben fordern konnte.

Aus dem Munde Leuchtmar's vernahm der Oranier, was den Kurprinzen veranlaßt hatte, den Haag zu verlassen. Bewegten Herzens äußerte darauf Heinrich:

Digitized by Google

„Mein Prinz, Eure Flucht beweist mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda eroberte. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird auch noch Größeres gelingen!“

Der Aufenthalt des Kurprinzen im Kriegslager erwies sich auch in anderer Beziehung nicht ohne Segen für ihn; denn er empfing von einem bewährten Feldherrn, der in dem niederländischen Kriegswesen bereits große Verbesserungen hervorgerufen hatte, manchen trefflichen Wink über das Kriegswesen und die Kriegführung.

Rückkehr aus Holland. Der Kurfürst von der Pfalz Friedrich V. hatte das Zeitliche gesegnet; elf Tage nach dem Tode Gustav Adolf's, auf den er seine letzte Hoffnung gesetzt hatte, war er einem hitzigen Fieber erlegen. Seine Gemahlin, die geistreiche und einst so schöne Elisabeth, die sich immer noch Königin von Böhmen und Kurfürstin von der Pfalz nannte, hatte ihren Wohnsitz in Rehnen, unweit Arnheim in Holland, genommen. Friedrich Wilhelm war hier oft ihr Gast, und es entstand in ihm eine Zuneigung zu einer der schönen Töchter Elisabeth's, der Prinzessin Ludovika Hollandine.

Inzwischen war es zum Prager Frieden gekommen, durch den, wie wir wissen, der Kurfürst von Brandenburg sich dem Kaiser wieder in die Arme geworfen hatte. Daß man von Wien aus den Kronprinzen bei seinem Aufenthalte in Holland hatte sorglich beobachten lassen, zeigte sich jetzt. Denn von dort her ging in Berlin die Nachricht ein: „Man gehe damit um, den jungen Fürsten mit einer Tochter Friedrich's von der Pfalz zu vermählen und ihn als regierenden Fürsten in die Kleve'schen Lande — gleichsam unter den Schutz des Prinzen von Oranien und der Generalstaaten, wie die Verordneten der vereinigten holländischen Landestheile, in deren Hand die höchste Staatsgewalt lag, heißen — zu bringen, was ihn ohne Zweifel dem heiligen römischen Reiche gänzlich entfremden würde.“

Um dem kaiserlichen Hofe keine Ursache zu Mißtrauen zu geben, ward in Berlin beschlossen, den Kurprinzen aus Holland zurückzuberufen. Der Kaiser zeigte sich in dem Grade besorgt um den Prinzen, daß er den Wunsch zu erkennen gab, Letzterer möge eine Zeit lang seinen Aufenthalt am kaiserlichen Hofe nehmen; ja, er erbot sich sogar, einen Theil der Reisekosten zu tragen! Ohne Zweifel war dieses Anerbieten Schwarzenberg's Werk. Dieser mochte lebhaft wünschen, daß die holländischen Eindrücke, die der Prinz gewonnen, durch gut kaiserlich-katholische verwischt, womöglich berichtigt werden möchten. — Dennoch sah Schwarzenberg sich später selbst genöthigt, von einer Reise nach Wien abzurathen. Dagegen blieb es sein Wunsch, den Kurprinzen mit einem „kaiserlichen Frauenzimmer“ zu verheirathen.

Friedrich Wilhelm erschrak nicht wenig, als er das Rückberufungsschreiben empfing. Er wäre am liebsten in Kleve, dem Nachbarlande Hollands, geblieben und hätte dort die Statthalterschaft übernommen. In Wien hatte man ganz richtig gesehen: die Generalstaaten wünschten allerdings die Vermählung des Kurprinzen mit einer Prinzessin des verstorbenen Friedrich von der Pfalz, denn sie waren der Meinung, daß eine solche Verbindung den Prinzen und nachherigen Kurfürsten für immer von der kaiserlichen Partei trennen und zu ihrem Bundesgenossen machen müsse. Friedrich Wilhelm selbst wagte Vorstellungen. „Sein lebhafter Wunsch sei es“, schrieb er nach Berlin, „sich im Kriegsdienste unter dem berühmten Heerführer, dem Prinzen von Oranien, und im Seedienste unter dem ebenfalls hochverdienten Admiral Tromp möglichst auszubilden, um seinem durchlauchtigsten Vater danach in Unterthänigkeit aufwarten zu können.“ In einem folgenden Schreiben weist er auf die Gefahren einer Seereise bei der schon vorgerückten Jahreszeit hin, „nochzumal es bekannt sei, daß die Kaperschiffe der Dünkircher zur Zeit vielen Unfug trieben. Der Weg durch Oberdeutschland sei keineswegs rathsam. Nähme er seinen Weg am Strande entlang, so könnte er leicht den dort umherstreifenden Schweden und Hessen in die Hände fallen, in Oberdeutschland und Franken dagegen herrsche ein solches Elend, daß sich die Menschen hier einander selbst vor Hunger auffräßen.“ Dies Schreiben ist zugleich ein redender Beitrag zur Schilderung der damaligen jammervollen Zustände in Deutschland.

Digitized by Google

In einem dritten Schreiben theilt der Kurprinz dem Vater mit, daß er von den Ständen Kleve's gebeten worden sei, seine Reise noch auszusetzen, da dieselben ein Bittgesuch an den Kurfürsten hätten abgehen lassen, dahin lautend, ihm die Statthalterschaft zu übertragen. — Der Kurfürst schnitt indessen alles weitere Hin- und Herreden durch den bestimmten Befehl an seinen Sohn ab, unverzüglich heimzukehren. „Er habe", hieß es in seinem Schreiben, „seine sonderlichen guten Ursachen, den längeren Aufenthalt in Holland weder für sicher, noch nützlich zu halten. Deswegen brauche sich aber der Prinz nicht einzubilden, er, der Kurfürst, wolle ihn in eine unangenehme Heirath verwickeln oder ihn an solche Orte senden, die ihm widrig wären (es ist wol Wien gemeint); er verlange blos, daß der Sohn ohne sein Wissen und Willen sich in keine Heirath, welche es auch sein möge, einlasse und insonderheit mit freier Hand zurückkomme; wenn dergleichen jedoch schon vorgegangen, würde er es nicht ratifiziren und gut heißen."

Letzteres bezieht sich offenbar auf den Wunsch des Kurprinzen, sich mit der Prinzessin Ludovika Hollandine von der Pfalz zu vermählen. Daß aus dieser Heirath nichts wurde, war ein großes Glück für den Kurprinzen und das Land. Die genannte Prinzessin zeigte sich später als Frau von losen Sitten, die sich und ihrem Hause viel Aergerniß bereitete.

Friedrich Wilhelm als junger Mann.

Friedrich Wilhelm erkannte es als seine Pflicht, sich in des Vaters Willen zu fügen. Er schrieb ihm am 27. Januar 1638: „Mir hätte auf der ganzen Welt nichts Lieberes geschehen können, als der gnädigen väterlichen Liebe versichert zu werden. Mein ganzes Leben lang werde ich fernerhin meinen gnädigen Vater ehren, lieben und ihm gehorchen und nimmer mehr, sei es in Heirathen, oder in allem Andern etwas, so wider Gott und meinen gnädigen Vater sein möchte, vornehmen. Ich werde so bald wie möglich mich von hier hinwegbegeben und dazu den Weg nehmen, wobei die wenigsten Gefahren zu besorgen, und werde mit Marwitz (Otto von Marwitz, der ihm die letzten Schreiben des Vaters persönlich überbracht hatte) die weitere Verabredung treffen."

Der Prinz sandte Marwitz voraus, und dieser gab dem Kurfürsten die Versicherung: „Der Prinz habe erklärt, es sei ihm herzlich leid, daß sein Ausbleiben zu solchem Argwohn, an welchem er unschuldig wäre, Anlaß gegeben. Die Befürchtung, daß der Kurfürst ihm seine Zuneigung entzogen habe und ihn bei seiner Ankunft übel behandeln werde, habe ihn sehr betrübt, sei aber nun zerstreut." — Kurz vor seiner Abreise aus Holland überreichte Friedrich Wilhelm seinem früheren Hofmeister und späteren treuen Rathgeber eine Schenkungsurkunde, die als ein Zeugniß seines dankbaren Gemüthes erwähnt zu werden verdient. Er verschrieb dem würdigen Manne das Lehngut Neuenhof in Kleve erb- und eigenthümlich. „Wir geloben und versprechen", heißt es in der von ihm eigenhändig geschriebenen und mit seinem Wappen untersiegelten Urkunde, „daß, wenn Wir dermaleinst die Macht und die Gewalt erlangen werden, und mehrgedachter Leuchtmar mit Tode abginge, gleichwol seinem ältesten Sohne solches Gut verleihen und ihm alles dessen genießen lassen wollen, was Wir sonst ihm selbst bei seinem Leben zugelegt und gnädigst zugedacht haben."

Der Kurprinz in Preußen. Sobald das Frühlingswetter günstiger wurde, schiffte sich der Kurprinz zu Amsterdam ein. Nach einer dreimonatlichen stürmischen Seereise langte er (am 14. Mai 1638) in Hamburg an, wo er die Nachricht empfing, daß ihm

Digitized by Google

der Vater bis Werben eine Abtheilung brandenburgischer Reiterei entgegengeschickt habe. Georg Wilhelm hielt damals in der Festung Spandau Hof. Hier traf der Kurprinz am 6. Juni wohlbehalten ein und ward von seinen fürstlichen Eltern aufs Wärmste willkommen geheißen. In Berlin, wohin er sich am 8. Juni begab, wurden zu Ehren seiner Wiederkehr nach längerer Abwesenheit mancherlei Festlichkeiten veranstaltet; auch Schwarzenberg gab ein großes Gastmahl. „Bei diesem Mahle", heißt es in dem Tagebuche des späteren Oberhofmarschalls von Götze, „wurde stark getrunken; doch haben S. D. der Kurprinz nicht über den Durst getrunken." Der Völlerei, dem verbreitetsten, gerade an Fürstenhöfen am meisten heimischen Laster der damaligen Zeit, war und blieb Friedrich Wilhelm abgeneigt.

Rückkehr ins Elternhaus. Zeichnung von H. Lüders.

Am nächsten Tage erkrankte der Prinz, was sogleich in den Gegnern Schwarzenberg's den Verdacht erregte, dieser habe dem Prinzen Gift beigebracht. Es handelte sich aber nur um einige leichte Fieberanfälle, den Vorboten der Masern.

Am 20. August 1638 trat Friedrich Wilhelm in Gemeinschaft seines Vaters die Reise nach Preußen an; es war dies ein wegen der damaligen schlechten Wege beschwerliches Unternehmen, zu dessen Ausführung drei bis vier Wochen gehörten. In Preußen gefiel es jedoch dem jungen Herrn durchaus nicht. Alles, was er hier sah und hörte, war derartig, daß die Sehnsucht nach dem liebgewordenen Holland in ihm nur desto lebhafter ward.

Digitized by Google

Die Grundsätze, nach denen im Osten regiert ward — dies läßt sich aus seinem späteren Auftreten schließen — behagten ihm ganz und gar nicht; doch hielt ihn die Ehrfurcht vor dem Fürsten und dem Vater davon ab, dies irgendwie erkennen zu geben. Es fehlte ihm in Preußen auch an solchem Umgang, der seinem hochstrebenden Geiste hätte Genüge thun können. Statt dessen mußte er sehen, wie die Stände, auf den Schutz Polens sich steifend, dem Vater das Regiment erschwerten; weiterhin sah er sich durch Mittheilungen über die Verketzerungen heimgesucht, die von den Lutheranern gegen die Reformirten ausgingen.

Vorkommnisse dieser Art konnten auf den regen Geist des Kurprinzen nur nachtheilig wirken. — So ging die Zeit bis zum November 1640 dahin. Da erkrankten Beide, der Kurfürst und Friedrich Wilhelm; Ersterer starb am 1. Dezember 1640, sein Sohn genas, um — in einem noch sehr jugendlichen Alter — das Steuer des Staates zu ergreifen.

Sehen wir nun zu, wie der junge Erbe des brandenburgischen Kurhutes sein überaus schweres Werk begann und durchführte!

Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's.

Welche Macht und Mittel fand der junge Herrscher vor? Dem Titel nach war er „Markgraf zu Brandenburg, des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst, Herzog in Preußen, Jülich, Kleve, Berg, Stettin, der Pommern, Kassuben und Wandalen, sowie in Schlesien, zu Krossen und Jägerndorf Herzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Rügen, Graf zu Mark und Ravensberg, Herr zu Ravenstein" u. s. w.

Aber stand nicht, was Macht und Ansehen des brandenburgischen Hauses betraf, zu jener Zeit Alles in Frage? Der Krieg war noch nicht vorüber, in welchem ein Fürst um Krone und Kurhut gekommen und zwei Herzöge ihrer Länder beraubt worden waren. Und was hätte Brandenburg zur Abwehr zu thun vermocht, wenn über dasselbe im feindlichen Sinne verfügt worden wäre? Zu Anfange des Krieges hatten die Stände aus unzeitiger Sparsamkeit sich geweigert, das Erforderliche für die Aufstellung eines starken Truppenkörpers zu thun. „Es fehle dazu an Mitteln", war von ihnen dem verstorbenen Kurfürsten entgegnet worden, dem freilich leider der unbeugsame Wille gefehlt hatte, das für das Wohl des Landes Heilsame und Unerläßliche unter allen Umständen durchzuführen. Die Kriegshorden, Freunde sowol wie Feinde, hatten nachher die Mittel schon zu finden gewußt, und zwar in solchem Umfange, daß, wäre nur der zehnte Theil davon in rechter Weise und zur rechten Zeit angewandt worden, Brandenburg ein entscheidendes Wort im Rathe Europa's hätte mitreden können. Jetzt lag das Land ohnmächtig danieder, Mittel und Würde des Landes und der Regierung waren dahin; von dem schwedischen Reichsrathe war sogar Hand an das Erbtheil Brandenburgs, an Pommern, gelegt worden. Die Endpunkte des Besitzstandes, Preußen und Kleve, hunderte von Meilen aus einander gelegen, hatten schon vor dem Kriege nur lose mit Brandenburg zusammengehangen; jetzt, bei der Schwäche des Hauptlandes, war die Verbindung noch loser geworden. Nunmehr erschienen diese Landestheile, „den Stürmen und Waffen des Krieges, der sie umtobte, preisgegeben, wie verlorene Inseln den Wellenschlägen des Meeres." —

Solcherart war die Macht, die Friedrich Wilhelm vorfand. In einem eigenhändig geschriebenen Aufsatze des Kurfürsten aus der ersten Zeit seiner Regierung, der die Ueberschrift trägt: „Bedenken, ob ich eine Partei jetzt oder inskünftig nehmen soll?" heißt es: „Auf der einen Seite habe ich die Krone Schweden, auf der andern den Kaiser; ich sitze zwischen ihnen und erwarte, was sie mit mir anfangen, ob sie mir das Meinige lassen oder nehmen." — „Seine Lage war", sagt Droysen, „unermeßlich schwierig, sie forderte die äußerste Behutsamkeit und Verwegenheit; mit jedem Schritte, den er wagte, handelte es sich für ihn um Alles. Mit dem ersten Versuch eines freien Entschlusses mußte er fürchten, in seiner Ohnmacht zusammenzubrechen, bei dem ersten Erfolge erwarten, daß sich die kämpfenden Mächte zermalmend auf ihn stürzten."

Digitized by Google

Nur wenn man dies Alles wohl erwägt, vermag man die Riesenaufgabe zu würdigen, die dem jungen Fürsten, der bei dem Tode des Vaters noch nicht das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, zugefallen war. —

Die Gegner Schwarzenberg's hofften nun zunächst auf die Entlassung des ihnen verhaßten Staatsmannes. Sie irrten sich. Nicht daß der junge Fürst ihre Empfindungen nicht getheilt hätte — er sah die Frage wegen der Beibehaltung oder Entlassung Schwarzenberg's mit dem Auge des Staatsmannes an und war von vornherein nicht der Mann, der sich in Fragen des öffentlichen Wohls von Empfindungen leiten ließ.

Es wurde somit von ihm fürs Erste keine neue Flagge aufgezogen; aber er faßte gewisse Ziele scharf ins Auge und legte sogleich seine Hand fest ans Steuerruder, um dem Staatsschiff unvermerkt eine andere Richtung zu geben. Schon am Tage nach des Vaters Tode entsandte er seinen Vertrauten, den Kammerjunker Werner von Schulenburg, mit offenen und geheimen Aufträgen von Königsberg nach der Mark.

Schwarzenberg mag das eigenhändige Schreiben, das er von seinem neuen Gebieter empfing, unter Herzklopfen geöffnet haben. Der Kurfürst richtete die Aufforderung an ihn, sich ferner mit der Statthalterschaft der Mark zu beladen und ihm dadurch die schwere Regierungslast zu erleichtern. Schwarzenberg war hoch erfreut über dies „Zeichen des Vertrauens", das doch nichts weiter als ein wohlberechneter und auch seine Wirkung nicht verfehlender Zug des Kurfürsten war, den Kaiser nicht mißtrauisch gegen sich zu machen.

Brandenburg noch weiter unter kaiserlichem Einfluß. Durch den Prager Frieden hatte Ferdinand III. fast vollkommene Gewalt über Brandenburg erlangt. Georg Wilhelm hatte sich verpflichtet, die Schweden, welche, wie wir wissen, seit Gustav Adolf's Tode sich bei Fortführung des Krieges vorherrschend von selbstsüchtigen Absichten leiten ließen, vertreiben zu helfen. Wenn nun auch vom Kaiser zugesagt worden war, Brandenburg zum Besitze von Pommern zu verhelfen, so konnte es doch für den Kurfürsten nicht zweifelhaft sein, daß das Ziel der katholisch-kaiserlichen Partei dahin ging, die Alleinherrschaft in Deutschland zu gewinnen; dies mußte bedenklich genug erscheinen und somit auf die Entschlüsse des jungen Fürsten von entscheidendem Einfluß werden.

Weiterhin harrte die Frage wegen der Vermählung Friedrich-Wilhelm's mit der Prinzessin Christine, der einzigen Tochter Gustav Adolf's und der Erbin Schwedens, der Lösung. Wir wissen, wie lebhaft Gustav Adolf die Vereinigung der Fürstenhäuser Schweden und Brandenburg gewünscht hatte. Eine solche Verbindung hätte den Streit wegen Pommern sofort zu einer beiden Theilen gleich erwünschten Entscheidung gebracht.

Dies Alles wollte wohl erwogen sein. Wird Schweden, wird der Kaiser den Siegeslorber gewinnen? Niemand konnte darüber eine sichere Vermuthung aufstellen. Das Kriegsglück schwankte, die Kräfte waren im Ganzen sich ziemlich gleich. Eines aber stand fest und steht auch wol noch für lange Zeit fest. Wer in politischen Dingen mit Erfolg mitreden will, darf nicht „des letzten Beweisgrundes, des Schwertes," entbehren, um wenigstens darauf verweisen zu können. Wie es mit dem brandenburger Schwerte um jene Zeit stand, wissen wir. Noch lag die kaiserliche Hand fest an seinem Griffe. Die geringe Zahl von Truppen, die Brandenburg hatte aufbringen müssen, und die vom Lande unterhalten wurden, waren dem Kaiser durch einen Eid verpflichtet. — In der Ritter-Holmskirche zu Stockholm befinden sich, wie kürzlich von schwedischen Blättern berichtet ward, zwei brandenburgische Fahnen aus der Zeit Georg Wilhelm's. Dieselben zeigen in rothem Grund auf der einen Seite das brandenburgische, auf der andern das kaiserliche Wappen. Wir sehen also, daß der Kaiser sich nicht begnügte, von den Brandenburgern sich den Eid der Treue schwören zu lassen, daß er sogar seine Oberhoheit auf den Fahnen kenntlich machte. Und die Kaiserlichen befanden sich auch noch in Besitz der wenigen Festungen des Landes! Auch in Bezug auf diesen Umstand hatte der oben erwähnte, von dem Kurfürsten nach Brandenburg gesandte Werner von Schulenburg Weisungen empfangen.

Digitized by Google

Schwarzenberg's Fall. Durch den Abgesandten Werner von Schulenburg gelangte an den Obersten von Burgsdorf der Befehl, „keine kaiserliche Garnison aufzunehmen, es möchte ihm solches auch von Jemand, wer der auch sein möge (es bezieht sich dies jedenfalls zugleich auf Schwarzenberg und auf den Kaiser), zugemuthet werden, weil es der Prager Friede klar ausspreche, daß jedem Fürsten frei stehe, seine Festungen mit seinem Volke allein zu besetzen." Schwarzenberg, nicht wenig betroffen darüber, daß der Kurfürst diesen Befehl gegeben hatte, ohne vorher seinen Rath eingeholt oder ihn wenigstens zur Mittelsperson erwählt zu haben, suchte seinerseits nachzuweisen, daß es mit der Vereidigung der Truppen an den Kaiser nicht viel auf sich habe. Aber es hatte in der That viel auf sich, wie es sich bald genug herausstellen sollte. Der Kommandant von Spandau, Oberst von Rochau, und die Obersten Kracht und Goldacker in Berlin weigerten sich, dem Kurfürsten, ihrem Landesherrn, den Eid zu leisten. Rochau drohte sogar, die Festung Spandau in die Luft zu sprengen, ehe er sich dem kurfürstlichen Befehle füge; der Oberst von Burgsdorf dagegen leistete den Eid. Alleiniger und uneingeschränkter Herr der festen Plätze seines eigenen Landes zu werden, erschien dem Kurfürsten so wichtig, daß dies unter allen Umständen zunächst durchgesetzt werden müsse, sollte Brandenburg sich aus seiner tiefen Erniedrigung wieder zu neuer Kraft erheben. Und es wurde durchgesetzt. List und Gewalt halfen dazu.

Nun gab sich auch Schwarzenberg die Miene, als sei er mit den getroffenen Maßnahmen einverstanden, und drückte dies dem Kurfürsten in einem Schreiben aus. Aber seine Stellung ward dadurch nicht haltbarer. Er sah eine Kraft über sich, die sein mühsam aufgebautes Werk zunichte machte, und dies setzte ihn in eine äußerst unbehagliche Stimmung, wodurch seine Gesundheit zu wanken begann. Dazu kamen aufregende Auftritte. Ein Herr von Lehndorf erstach in einem Streite den Kriegszahlmeister von Zastrow vor seinen Augen. Noch hatte Schwarzenberg sich von seinem Schrecken nicht erholt, so vernahm er von der Straße her den Lärm einer Rotte Soldaten, denen der Sold längere Zeit nicht ausgezahlt worden war, und die nun drohten, sein Haus zu stürmen. Er suchte sie zu beruhigen, indem er ihnen das geforderte Geld auszahlen ließ. Endlich empfing er gleich darauf noch ein Schreiben aus Regensburg, in welchem ihm mitgetheilt ward, man wisse es bereits in Wien, daß er beim Kurfürsten in Ungnade gefallen sei. Das war zu viel. Ein Schlagfluß endete sein Leben.

Der Kurfürst befahl, Schwarzenberg's Papiere unter Siegel zu legen. Nun zeigte es sich mit erschreckender Klarheit, wie von ihm der Nothstand des Landes benutzt worden war, sich immerfort zu bereichern, namentlich durch wucherische Darlehen. Sein Gehalt betrug nur 2300 Thaler, und der Sohn stellte dennoch eine Forderung von 400,000 Thalern, die sein Vater an die kurfürstlichen Kassen ausgeliehen haben sollte. Der junge Schwarzenberg floh nach Wien, wo er in dem Kaiser natürlich einen eifrigen Fürsprecher fand. Später kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem dem Grafen 300,000 Thaler ausgezahlt wurden.

Huldigung in Warschau. Unterdessen hatten lange Verhandlungen wegen der Belehnung mit dem Herzogthum Preußen stattgefunden. Der Kurfürst begab sich endlich nach Warschau, um dem Könige von Polen zu huldigen und die Belehnung zu empfangen. Dort erschien er „im reich gallonirt rothen Sammetkleide, an goldenem Bandelier das deutsche Schwert tragend, auf dem Haupte, von dem das volle dunkle Gelock auf die Schultern herniederwallte, den aufgekrempten schwarzen Filzhut mit schwarz und weißer Straußenfeder." Die Königin von Polen fand so viel Gefallen an dem so stattlichen jungen Herrn, daß sie sich denselben zum Schwiegersohn wünschte. Graf Gerhard von Dönhof mußte ihm dies zu erkennen geben; er erhielt aber die bestimmte ritterliche Antwort: „So lange ich mein Land nicht in Frieden regieren kann, darf ich nach keiner andern Braut mich umsehen, als nach meinem Degen." —

Digitized by Google

Lenken wir unsere Aufmerksamkeit hiernach wieder auf die gänzlich im Argen liegenden Verhältnisse der Mark zurück.

Aus den zurückbehaltenen Mannschaften bildete Friedrich Wilhelm drei Regimenter und erhöhte die Gesammtzahl auf 3000 Mann. Dies war die Grundlage der brandenburgischen Heeresmacht, gering an Zahl, aber natürlich von höherem Werth für Fürst und Land, als eine noch so große Zahl von Truppen, die einem auswärtigen Fürsten vereidet waren; hätten doch Truppen, über die ein Anderer gebot, dem Kurfürsten und dem Staate unter Umständen gefährlich werden können. — Von den alten Truppen überließ Friedrich Wilhelm die drei Reiterregimenter, 2000 Pferde, dem Kaiser gänzlich; indem er den Regimentsverband der Infanterie löste, behielt er nur in selbständigen Compagnien einen tüchtigen Stamm für das neue Heer, das er zu organisiren gedachte. — Seinen Unterthanen verbot er, in fremde Dienste zu gehen, außerdem aber wurden fremde Werbungen in seinen Landen nicht mehr gestattet.

Dadurch dem Kaiser gegenüber etwas freier geworden, strebte er nun zunächst danach, sich mit Schweden auf einen leidlichen Fuß zu setzen, und es gelang ihm nicht ohne Mühe, einen zweijährigen Waffenstillstand zum Abschlusse zu bringen. Nach den festgestellten Bedingungen sollte ein jeder Theil vorläufig behalten, was er besaß. Die Schweden blieben somit nach wie vor Herren von Pommern und von einigen Festungen im Brandenburgischen sowie in der Lausitz.

Daß der Kurfürst in dieser Weise auf eigene Hand zu handeln begann, mißfiel dem Kaiser. Friedrich Wilhelm suchte ihn zu beruhigen und hob namentlich hervor, wie doch dem Kaiser unmöglich mit Fürsten gedient sein könne, die sich gegen Fremde nicht einmal ihrer Haut zu wehren vermöchten. Daß er dem Kaiser seine letzten Ziele nicht offen darlegte, wird ihm Niemand übel deuten, der sich in seine Lage denkt. Schwarzenberg's Politik hatte es ja dahin gebracht, sich dem Gedanken nicht zu verschließen, daß auf Seiten des Kaisers und der Schweden mehr oder weniger offen die Absicht gehegt werde, auf Kosten Brandenburgs Frieden zu schließen. Die Niederhaltung des Kurfürsten lag aber nicht allein in der Absicht der genannten Mächte; Frankreich und Polen dachten eben so. Solcher Möglichkeit gegenüber wäre Offenheit verderbenbringend für Fürst und Land gewesen.

So schien es Friedrich Wilhelm rathsam, der List, mit der man ihm Schlingen legte, List entgegen zu stellen. Er setzte seine Verhandlungen mit Schweden im Geheimen fort und brachte dabei sein Heer nach und nach auf 8000 Mann. Klar erkannte er, daß man sowol auf kaiserlicher wie auf schwedischer Seite des Krieges längst müde sei, und eben so klar war er davon überzeugt, daß beim Friedensschlusse die hinter den betheiligten Fürsten stehende Truppenmacht entscheidend mitwirken werde. Es begannen auch in der That bald Friedensunterhandlungen zu Hamburg als Vorläufer des heißersehnten Friedensschlusses, der später endlich erfolgte.

Schlimme Lage der Mark. Gleichzeitig mit den Bestrebungen, den von außen drohenden Uebeln gewappnet entgegentreten zu können, suchte der Kurfürst im Innern neues Leben zu wecken. Bei einer Reise durch die Mark trat ihm das grauenvolle Elend vors Auge, das der Krieg dem Lande bereitet hatte. Eine große Zahl von Ortschaften war vollständig zerstört; auf den Brandstätten wucherte wildes Gesträuch und Unkraut, die Ackerfelder, früher mit Mühe gerodet, waren voll Gestrüppes. Hülferufe ertönten von allen Seiten an den Landesherrn. Welcher Art dieselben waren, möge an einem Beispiele gezeigt werden. In einem Schreiben der Gemeinde Tarmow bei Fehrbellin, das im Original in letzterer Stadt aufbewahrt wird, heißt es: „Wir arme bedrückte und ganz verdorbene Unterthanen Ihro Churfürstl. Durchlaucht in dem abgebrannten Dorfe Tarmow, unter dem Amt Fehrbellin, können Ew. Churf. Durchl. aus wehmüthigem Herzen klagen und nicht verhalten, daß vor 6 Jahren auf künftig Weihnachten, da die ganze kaiserliche und sächsische Armee auf den Paß (den früheren Fahrdamm) Fehrbellin gezogen, haben in unserm Dorf Tarmow 11,000

Digitized by Google

Mann zu Fuß 5 Tage gelegen, bei ihrem Aufbruch ist Alles verbrannt und angesteckt worden, kein Haupt Vieh ist verblieben, auch kein Mund voll Brot uns armen Leuten. Ob wir gleich bei den Herrn Amtmann, dem Gott damals in beiden Scheuern das Korn erhalten, weil der General Marazim in Person auf dem Amt gelegen, mit wehmüthigen Herzen um geringer Hülfe angehalten, so hat er uns doch nicht mit einem halben Scheffel in unserer höchsten Noth und Brotmangel dienen wollen. Darauf uns Gott bei der gnädigsten Herrschaft Gnade gegeben, daß uns armen Leuten aus dem Amte Alt-Ruppin 1 1/2 Scheffel Roggen gnädigst verehrt wurden. Nach diesem, daß wir Seiner Churf. Durchlauchtigkeit getreue Unterthanen verbleiben möchten, haben wir wieder nach unserer Möglichkeit zwölf Scheunen und Häuserchen aufgebaut, ist auch ein schönes Korn durch Gottes Segen vor unserm Dorf gestanden, auch die Höfe, nach dem ein jeder Mittel gehabt, mit Pferden und Ochsen besetzt. Vergangene Michaelis 3 Jahre aber nimmt fürs Erste die Pest 9 Wirthe dahin von den besten Höfen, welcher Verlassenschaft an Korn, Pferden und Ochsen der Herr Amtmann wegen der Pächte zu sich genommen, auch nicht so viel übrig gelassen, daß die Verstorbenen haben begraben werden können. Auf die noch nicht überwundene Pestnoth kommen über den Paß Fehrbellin alle Bagagewagen der ganzen kaiserlichen Armee unter dem Gallas, und weil der General Klitzing und der Oberst Burgsdorf in Fehrbellin gelegen, haben sie ihr Feldlager bei unserm Dorfe Tarmow aufgeschlagen und abermals unsern ganzen eingeführten Vorrath von Korn mit sammt den Scheunen und Häusern eingenommen, Alles abgerissen und verbrannt, weil sie den fünften Tag da logiret, und haben wir arme Leute abermals nichts behalten, und weil durch Pest und Verwüstung unser 4 Hauswirthe überbleiben, ist uns die darauf folgende Last zu schwer geworden, von Einquartierung unserer eigenen Völker, also daß wir, in einem abgebrannten Dorfe, etwa 4 Hauswirthe mit einer ganzen Compagnie belegt worden, in unsern Häusern nicht Macht gehabt, alles unser Korn aufgefüttert, unsere Pferde und Ochsen genommen, daher wir unseren Acker mußten Blumen tragen lassen."

Als ein noch größeres Uebel aber war zu erachten, daß die Mehrheit der Bevölkerung sich in einem Zustande von Gleichgiltigkeit und völliger Hoffnungslosigkeit befand. Das jüngere Geschlecht bis an die Dreißig heran kannte den Frieden nur als eine schöne Sage; es gab deren Viele, die des trostlosen Glaubens lebten, der Krieg mit seinen Greueln werde ein nie endendes Uebel für das Land bleiben. Wer wollte nun für die Zukunft bauen, was der Krieg in der nächsten Stunde schon zerstören konnte? Man that nur, wozu die äußerste Noth trieb, man arbeitete nur, um sich das Leben zu fristen. Einem so traurigen Zustande gegenüber ließ es der Kurfürst an aufmunternden Worten und Hülfeleistungen nicht fehlen; auch sandte er einsichtige Männer umher, die in seinem Sinne wirkten. Durch Begünstigungen aller Art suchte er den erloschenen Lebensmuth wieder anzuregen. Es wurde freies Holz zum Bau von Häusern gegeben, der Bauersmann, der sich empfänglich für die Fürsorge zeigte, erhielt Land als Eigenthum angewiesen. Von übervölkerten Gegenden des Auslandes, namentlich aus dem Herzogthume Bremen und aus Holland, rief Friedrich Wilhelm fleißige arme Leute nach Brandenburg, denen die genannten Vergünstigungen ebenfalls gewährt wurden. Gärtner kamen aus Holland herbei und förderten durch Beispiel und Belehrung den fast gänzlich danieder liegenden Gartenbau. Mancherlei gesetzliche Bestimmungen griffen heilsam mit ein; Niemand erhielt z. B. die Erlaubniß zur Eingehung einer Ehe, der nicht nachweisen konnte, daß er sechs Obstbäume in seinem Garten gepfropft und sechs Eichbäume auf seinen Besitzungen angepflanzt habe.

Aber nicht für des Leibes Nothdurft allein war der pflichteifrige Kurfürst bedacht. Auf seine Forderung bewilligten die Stände zur Neuerrichtung der Universität zu Frankfurt an der Oder und des von seinem Urgroßvater gegründeten Joachimsthal'schen Gymnasiums eine Summe Geldes.

Digitized by Google

Louise de Nassau d'Orange

Vermählung Friedrich Wilhelm's mit Luise von Oranien.

Die Prinzessin Christine von Schweden, von Gustav Adolf bei seinem Abschiede in der Reichsversammlung auf den Armen gehalten und mit nassen Augen seinen treuen Ständen empfohlen, war jetzt zu einer Jungfrau herangereift. Von ihrem siebenten Lebensjahre an war sie in allen Fächern des Wissens gründlich unterrichtet worden. Infolge ihrer außergewöhnlichen Begabung hatte sie es im vierzehnten Jahre ihres Lebens bereits dahin gebracht, daß sie die griechischen und römischen Klassiker in der Ursprache las und sich in mehreren neueren Sprachen mit Gewandtheit auszudrücken vermochte. Von ihrem sechzehnten Lebensjahre an nahm sie auf Betrieb des berühmten Staatsmannes Oxenstierna Antheil an den Sitzungen des Reichsrathes. Ihre Gelehrsamkeit in noch so jungen Jahren, ihre Einsicht, ihr Witz erregten Bewunderung in weiten Kreisen. Dabei widmete sie sich den Staatsgeschäften mit einem solchen Eifer, daß sie in jeder Nacht nur drei Stunden schlief.

In ganz Europa gab es damals keine Fürstentochter, deren Besitz etwas Anlockenderes für einen jungen Herrscher gehabt hätte, als Christine von Schweden. Friedrich Wilhelm trug sich eine Zeit lang mit dem Wunsche und der Hoffnung, ihre Hand zu gewinnen. Bald jedoch traten einer Vereinigung Hindernisse entgegen. In Schweden herrschte jenes strenge Lutherthum, dem die reformirte Konfession des Kurfürsten ein Greuel dünkte; zugleich vernahm man, daß der Kurfürst nicht geneigt sei, sein religiöses Bekenntniß zu wechseln, wenn dies als Bedingung der Einwilligung zur Heirath verlangt würde. Von nicht geringerem Einfluß aber war der Widerwille Christinens gegen jede Ehe. Endlich erkannte auch Oxenstierna, daß eine Verbindung Christinens mit Friedrich Wilhelm nur Unheil im Gefolge haben könne. Schon aus dem bisherigen Auftreten des jungen Kurfürsten hatte der kluge

Digitized by Google

Staatsmann entnommen, daß Entschiedenheit ein Hauptzug des Charakters des jungen Fürsten war. Und Christine „besaß nichts Weibliches an sich außer ihrem Körper".

Eine zwischen Beiden eingegangene Ehe würde wol bald genug übel geendet haben; würde die Auflösung des Ehebundes nicht aber mächtige staatliche Erschütterungen nach sich gezogen haben — was dann? — Friedrich Wilhelm hielt es für rathsam, seinem Wunsche zu entsagen. Er sah sich nun nach einer andern Verbindung um. Der tapfere Friedrich Heinrich von Oranien, der ihm, als er den Verführungen des Haag entflohen und in das Feldlager nach Breda gegangen war, so aufmunternde Worte zugerufen hatte, war zugleich ein glücklicher Gatte und Vater; er besaß eine kluge und fromme Gemahlin und eine Tochter, die sich ebenfalls durch bedeutende Geistesgaben auszeichnete, dabei aber, was ihr Gemüthsleben betraf, das gerade Gegentheil der Thronerbin Schwedens war. — In dem Hause ihrer erlauchten Familie hatte der Kurfürst als Prinz oftmals trauliche Stunden verlebt. Die Tochter des edelsinnigen Oraniers war bei seiner Abreise aus Holland in dem Alter von zehn bis elf Jahren gewesen — jetzt hatte sie das achtzehnte Lebensjahr erreicht. Schon früher würde er vielleicht den Plan gefaßt haben, sich ihr zu nähern, hätte nicht der Wunsch des großen Schwedenkönigs seine Gedanken auf die Prinzessin Christine gelenkt.

Er begab sich nun nach Kleve. Da um diese Zeit die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück lebhafter betrieben wurden, so schien es aus doppelten Gründen angemessen, in den westlichen Landen eine Zeit lang zu verweilen. Die Entfernung der genannten Städte von Kleve betrug nur etwa zwanzig Meilen, ebenso nahe lag der Haag.

Nachdem der fürstliche Werber das Jawort der Prinzessin erhalten hatte, sehen wir ihn am 23. November 1646 mit großer Pracht in den Haag einziehen. In seinem Gefolge befanden sich 300 Reiter und 500 Musketiere. — Es mögen für die Prinzessin Luise Augenblicke hoher Freude gewesen sein, als sie, auf dem Altan des Palastes der Oranier stehend, den ritterlichen jungen Fürsten, der ihr seine Huldigung darbrachte, vorüber reiten sah und dabei auch bemerkte, wie herzlich er vom Volke empfangen ward.

Der Zug bewegte sich nach dem Palaste der Generalstaaten, die um ihre Zustimmung zur Heirath befragt werden mußten. Allgemein wird von den Schriftstellern jener Zeit versichert, daß die Rede, die der Kurfürst vor dieser Versammlung der Landesverordneten gehalten habe, trefflich gewesen sei. Die Generalstaaten verweigerten ihre Zustimmung zu der Verbindung nicht und setzten der Braut freudig ein Jahrgeld von 20,000 Gulden aus.

Es liegen sehr günstige Urtheile von Zeitgenossen über die äußere Erscheinung der Prinzessin Luise Henriette vor. So heißt es bei Reichius: „Ihre Schönheit bedurfte auch keiner Abhülfe; sie war von Natur so weiß, so zart! Ein sehr schönes Gesicht; ein erhabenes, liebes, herzgewinnendes Auge; ein zierliches und völliges Ebenmaß aller Gliedmaßen. Der ganze Anstand grazienmäßig und geschmeidig und doch dabei majestätisch; selbst unter tausend Jungfrauen gemischt, mußte man an ihr mit einem Blicke die Fürstin herausfinden."

Niemals waren in Holland die Heilswahrheiten der Religion höher geachtet worden als gerade zu jener Zeit. Welche Opfer hatte man der Glaubensfreiheit gebracht, wie viel Märtyrerblut war um die heilige Sache der Wahrheit vergossen worden! Und wer hatte tapferer für diese hohen Güter gekämpft, als der edle Oranier, der Vater der holdseligen Luise? Dieser religiöse Aufschwung war gleichsam eine läuternde Flamme für das ganze Volk gewesen. Namentlich war das Haus des Prinzen-Statthalters ein Tempel christlicher Frömmigkeit.

Einen solchen Geist hatte Luise eingeathmet, und es entsproßten ihrem Gemüthe herrliche Blüten und Früchte. Der bereits hochbejahrte Prinz von Oranien war seit längerer Zeit krank, Luise war seine treue Krankenpflegerin. Obwol dem jungen Kurfürsten von ganzem Herzen zugethan, konnte sie sich doch nicht dazu entschließen, ihren Vater in seiner schweren Krankheit zu verlassen. Sie war der Engel an seinem Schmerzenslager, der, soweit dies der Macht der Liebe möglich ist, ihm Trost und Erleichterung bis ins Kleinste, wie kein Anderer, zu bieten verstand. Sie entbehren zu müssen, würde für den edlen

Digitized by Google

Greis ein großes Leid gewesen sein. Doch verrieth er seine Empfindungen nicht, denn er wollte dem jungen Leben durch Forderungen der Entsagung das Glück nicht trüben. Aber schon hatte Luise ihren künftigen Gemahl gebeten, nach der Hochzeitfeier ferner noch so lange bei dem kranken Vater verweilen zu dürfen, wie es Gott gefallen würde, die Krankheit währen zu lassen. Einer solchen Bitte meinte der Kurfürst nicht entgegen sein zu dürfen, so gern er auch die Prinzessin nach der Hochzeit sogleich heimgeführt hätte.

Des Kurfürsten Einzug in den Haag.

Mancher Fürst an seiner Stelle wäre wol auf das Auskunftsmittel gekommen, vorübergehend gleichfalls im Haag seine Residenz aufzuschlagen, um bei der jungen Gattin zu verweilen. Er jedoch wollte die Forderungen der Pflicht gegen sein Volk nicht zurückweisen, und Luise wußte seine Stellung als Fürst des Landes von Anfang an zu gut zu würdigen, als daß sie etwas von ihm verlangt hätte, was Bedenken zu erregen geeignet gewesen wäre.

Digitized by Google

Die Mutter des Kurfürsten, der Krossen zum Wittwensitze übergeben worden war, hatte die weite Reise nach dem Haag nicht unternehmen können, um Zeuge des Glückes ihres Sohnes zu sein. — Am 27. November fand die Vermählung in dem Palaste des Prinzen-Statthalters statt. Die Braut trug ein Kleid von Silberstoff, dessen Nähte mit echten Perlen besetzt waren; die Besätze am Hals und an den Aermeln waren von künstlich gemusterten Brüsseler Spitzen und Silberfäden. Ihr Haupt war geschmückt mit einer königlichen Krone, an deren Bügel und Reifen kostbare Edelsteine strahlten. Nicht minder prächtig erschien der Bräutigam. Seinen kräftigen Körper umschloß ein weißer Atlasrock, verziert mit Perlen, Diamanten und Stickereien in Gold; Weste und Beinkleid waren mit Spitzen von den feinsten Silberfäden besetzt.

Da Braut und Bräutigam reformirten Glaubens waren, so wurde der Ehebund durch einen Prediger dieses Bekenntnisses eingesegnet.

Bald darauf begab sich der Kurfürst nach Kleve, während Luise bei ihrem Vater zurückblieb. Im Schlosse zu Kleve wurden nun in Eile die nöthigen Einrichtungen zur Aufnahme der Gemahlin Friedrich Wilhelm's getroffen. Aber der Winter verstrich, und immer noch währte die Krankheit des Prinzen-Statthalters; zu Anfang März hatte sich dieselbe so verschlimmert, daß man das Hinscheiden des erlauchten Kranken als nahe bevorstehend betrachtete. Der Kurfürst, davon benachrichtigt, traf im Haag ein. Einige Tage darauf verschied der Statthalter sanft in den Armen seiner Luise, beweint vom niederländischen Volke, das in ihm einen seiner größten Wohlthäter verloren hatte.

Nachdem die feierliche Beisetzung des Verstorbenen vor sich gegangen war, begab sich der Kurfürst mit seiner jungen Gemahlin nach Kleve. Bald erkannte er, daß er in ihr nicht nur eine liebende Gattin, sondern auch eine gute Rathgeberin gewonnen habe, die mit ihrem natürlichen Verstande oftmals weiter sah, als manche sogenannte gewiegte Staatsmänner, weshalb er auch gern mit ihr über Staatsangelegenheiten sprach. Doch lehrte die echte Weiblichkeit ihres Charakters sie die Grenze erkennen, die sie ihm gegenüber innezuhalten habe. Wie anders hätte wol Christine ihre Stellung als Gemahlin des Kurfürsten aufgefaßt! Der erfahrene Oxenstierna hatte recht geurtheilt!

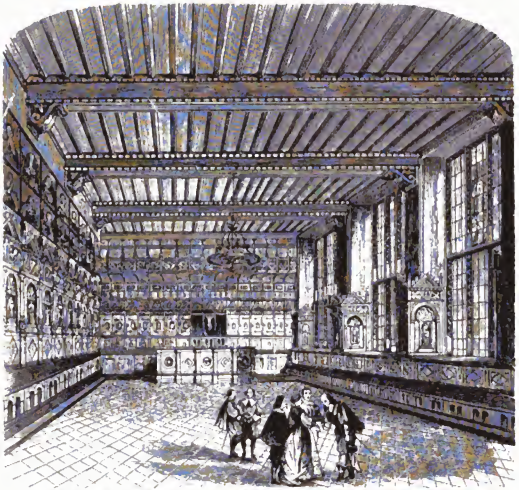
In Kleve verweilte der Kurfürst mit seiner Gemahlin über ein Jahr. „Der höchste Gott", heißt es in dem Tagebuche des Haushofmeisters der Kurfürstin, Otto von Schwerin, „segnete bald Ihre Kurfürstliche Durchlaucht, und gebaren Dieselbe den 21. Mai 1648 einen Prinzen, welcher durch Herrn Stoschius auf dem Schlosse zu Kleve in dem großen Saale getauft und Wilhelm Heinrich genannt wurde." Vom fernen Königsberg sandte der Professor Simon Dach ein Glückwunschgedicht, und es wurden mancherlei Festlichkeiten veranstaltet.

Der uns schon bekannte von Burgsdorf, dessen Treue gegen den Kurfürsten nichts zu wünschen übrig ließ, der aber im Uebrigen durch und durch ein Soldat im Sinne jener Zeit war, erschien bei den Festlichkeiten in elf verschiedenen Anzügen. Wir wissen, wie die höheren Offiziere auf Kosten der gemeinen Soldaten und des Volkes lebten. Es mochte seine Tafel oft reicher besetzt gewesen sein, als die des Kurfürsten; denn er that einmal die Aeußerung: „Gnädigster Herr, ich weiß nicht, wie Sie so leben mögen. Bei Ihrem Herrn Vater ging es weit lustiger her; da hat man tapfer herumgetrunken, und da war dann und wann ein Dorf und Schloß mit Trinken zu gewinnen — ich weiß mich wohl noch der Zeit zu erinnern, wo ich achtzehn Maß Wein bei einer Mahlzeit zu mir genommen habe."

Luise, die bei solchen unüberlegten Reden zu schweigen pflegte, äußerte darauf: „Man hat schön gewirthschaftet; so viel Schlösser und Güter für liederliches Saufen zu verschwenden!" — Der Kurfürst und seine Gemahlin waren darüber eines Sinnes, daß nichts wirksamer für Verbesserung sowie Verschlechterung der Sitten ist, als das Beispiel von oben her.

Friedrich Wilhelm wünschte seine Gemahlin bald nach Berlin zu führen, doch hielten ihn die Friedensverhandlungen in Kleve noch zurück. Nur in dem Grade, in welchem die Erschöpfung auf beiden Seiten zunahm, wurden dieselben ernster betrieben, namentlich war dies von Seiten des Kaisers der Fall, als Frankreich lebhafter noch als bisher Schweden unterstützte.

Digitized by Google



Rathhaussaal zu Münster, in welchem der Westfälische Friede geschlossen wurde.

Der Westfälische Friede.

Die Friedensunterhandlungen zogen sich nicht weniger als fünf Jahre hin. Man hatte sie begonnen, weil keine der kriegführenden Mächte den Vorwurf auf sich ziehen wollte, an der Fortsetzung des gräßlichen Wüthens und Mordens schuld zu sein. — Die kaiserlich-katholische Partei wollte von Dem, was ihr Hauptzweck des Krieges war, nämlich Unterdrückung des Protestantismus und Sieg des Papstthums, nicht lassen — Schweden und Frankreich dagegen wollten sich bezahlt machen.

Welch ein trauriges Bild boten die Sitzungen der Gesandten zu Münster und Osnabrück! Zwei volle Jahre hatten dazu gehört, um nur darüber einig zu werden, daß in Münster mit Frankreich, in Osnabrück mit Schweden unterhandelt werden sollte. Weiterhin ging noch eine gute Zeit mit Streitigkeiten über die Form der Vollmachten und der Pässe, über Titel, Rang und Aehnliches dahin. Und wie faßte das Kaiserhaus seine Stellung zu Deutschland! Der Gedanke an eine wirkliche Schirmherrschaft war längst dahin. Es handelte sich auf habsburgischer Seite vor allen Dingen um eine möglichst befriedigende Vergrößerung der österreichischen Lande, mit anderen Worten der habsburgischen Hausmacht. Um Solches zu erlangen, war man bereit, Theile von Deutschland fremden Mächten preiszugeben. —

Dies erkennend, zeigten sich Schweden und Frankreich in ihren Forderungen um so weniger zurückhaltend. Frankreich berechnete gewaltige Summen, die es zu Gunsten der deutschen Fürsten aufgewendet habe, erklärte sich jedoch bereit, die Abtretung des Elsaß, der vier sogenannten Waldstätte in Schwaben, der Festungen Breisach und Philippsburg, der lothringischen Fürstenthümer Metz, Toul und Verdun als genügende Entschädigung anerkennen zu wollen. Es sähe ein, daß es — die traurige Lage des deutschen Reichskörpers in Betracht gezogen — ein Mehreres, trotz seiner Berechtigung dazu, nicht verlangen könne.

Digitized by Google

Was es verlangte, war mehr als zuviel. Das katholische Frankreich hatte sich ja an dem Kriege nur aus Eifersucht gegen das Wachsthum der habsburgischen Macht, deren Vergrößerungsabsichten es fürchtete, betheiligt. Es hatte somit Krieg geführt für seine eigenen Interessen, und nun verlangte es Bezahlung für den „Schutz, den es der protestantischen Sache geleistet habe!“ —

Schicksal Pommerns. Schweden forderte Pommern mit dem Bisthume Kamin, die Hafenstädte Wismar und Warnemünde, die Bisthümer Verden und Bremen und Schlesien — Was würden die alten gewaltigen deutschen Kaiser dazu gesagt haben, wenn unter ihrem Regimente Fremde mit solchen Ansprüchen aufgetreten wären!

Für den Kurfürsten blieb die Regelung des Besitzstandes von Pommern natürlich der wichtigste Gegenstand seiner Erwägungen. Nach klarem, unbestreitbarem Rechte gehörte es seit dem Tode Bogislav's XIV. zu Brandenburg. Aber wie dies Recht zur Geltung bringen? Der Kurfürst war, was die Macht des Schwertes anbelangte, nicht einmal einer der großen Kriegsmächte gewachsen, viel weniger vermochte er den vereinten Mächten zu widerstreben. So blieb ihm nichts übrig, als den Umständen gemäß zu verfahren, nämlich alle seine Kräfte anzuspannen, um durch Unterhandlungen dahin zu gelangen, daß ihm so wenig wie möglich geraubt würde, wobei er sich vorbehielt, bei günstigeren Zeiten sein altes Recht durch geeignetere Mittel zur Geltung zu bringen.

Zunächst hielt er an seiner Forderung fest, Pommern als ihm zugehörig zu beanspruchen. „Pommern“, sagte er in einer Denkschrift, „sei im Norden das Thor des Deutschen Reiches, daher es nicht in fremde Hände gegeben werden dürfe; es würde, wenn Schweden es besitze, der Apfel der Eris zwischen Dänemark und Polen sein. Für Brandenburg habe es die größte Wichtigkeit, da es durch seine Lage die brandenburgischen Besitzungen mit Preußen verbinde, ihm für den Handel die See öffne und die Mündung des Oderstromes ihm sichere.“ Ferner wies er darauf hin, daß seine Vorfahren bereits Titel und Wappen Pommerns geführt hätten und auch die Stände des Landes keineswegs gemeint seien, sich nach Belieben verschenken zu lassen. „Nimmermehr“, hatten die Stände gesagt, „sollet Ihr uns ungefragt, als ob wir eine Herde Vieh wären, verhandeln!“

Dagegen stellte die schwedische Gesandtschaft auf: „Pommern sei von den schwedischen Waffen erobert worden, als es in den Händen der Kaiserlichen gewesen; der Vater des Kurfürsten habe nach dem Prager Frieden gegen die Schweden die Waffen ergriffen, wodurch die früheren Verträge null und nichtig geworden.“

In dem österreichischen Kaiserhause lebte längst die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, bei jeglicher Gelegenheit den hohenzollern'schen Ansprüchen entgegenzustreben. Mit Georg Wilhelm hatte man leichtes Spiel gehabt; in seinem Nachfolger sah man jedoch die glänzendsten Eigenschaften von dessen fürstlichen Ahnherren vereinigt, so daß die Besorgniß im Kaiserhause wol gerechtfertigt erschien, Brandenburg möchte unter ihm zu mächtig werden. Daher wurden die kaiserlichen Gesandten beauftragt, in Schweden zu dringen, daß es auf seiner Forderung, ganz Pommern zu erhalten, beharre, wogegen an Brandenburg das Bisthum Halberstadt gegeben werden solle. Als Schweden nun dem Kurfürsten ein solches Abkommen vorschlug, protestirte er feierlich dagegen. Nun stimmte Schweden seine Forderungen auf die Hälfte herab und erbot sich zugleich, am kaiserlichen Hofe dahin zu wirken, daß dem Kurfürsten eine gebührende Entschädigung in Deutschland gewährt werde. — Nothgedrungen mußte sich Friedrich Wilhelm zuletzt darein ergeben, daß Vorpommern bei Schweden verblieb, wogegen ihm der übrige Theil Pommerns mit Kamin und außerdem die Stifter Halberstadt, Magdeburg und Minden zugesichert wurden.

Entsprechend dem Umstande, daß sich im Verlauf des Krieges die weltlichen Angelegenheiten mehr und mehr in den Vordergrund gedrängt hatten, drehte sich jetzt bei den Friedensunterhandlungen der Streit zunächst um weltliche Dinge. Die Fürsten, die zumeist um des Glaubens willen gekämpft hatten, waren todt; unter den jetzt lebenden Fürsten der

Digitized by Google

streitenden Hauptmächte — Oesterreich, Schweden, Frankreich — befand sich weder ein Ferdinand II., noch ein Gustav Adolf. Und doch war dem Helden des Protestantismus, dem großen Schwedenkönige, zur Zeit ein Nachfolger erstanden, der ihm an Leib und Seele glich — der junge Kurfürst von Brandenburg. Er war es, der sich der gefährdeten kirchlichen Angelegenheiten mit Begeisterung und Kraft annahm. Was möchte wol aus der evangelischen Sache geworden sein, wenn er nicht gewesen wäre? — Wol hatte das österreichische Kaiserhaus erkannt: mit dem Schwerte sei der Protestantismus nicht auszurotten. War man deshalb geneigt, ihn sich weiter entwickeln zu lassen? Behüte! Die Jesuiten schmiedeten neue Pläne. Allerdings müsse vorläufig Friede geschlossen werden, so lautete ihr Rath; man solle auch die Lutheraner anerkennen — aber bei Leibe nicht die Reformirten! — In der reformirten Konfession ruhe das Leben, die bewegende Kraft des Protestantismus, seine Entwicklungsfähigkeit; das Lutherthum dagegen sei die Erstarrung der evangelischen Lehre. Die lutherische Kirche werde zuletzt in den Schoß der katholischen Kirche von selbst zurückfallen. — In gleichem Sinne hatte man im Herzogthum Preußen verfahren; ein Gleiches sollte nun in Deutschland geschehen.

Plünderungsscene. Facsimile. Reproduktion eines Kupfers in Grimmelshausen's „Simplicissimus". Dritte Auflage. Nürnberg 1684.

Duldungs-Erklärung. Dank dem thatkräftigen Auftreten des Kurfürsten ward der klug ausgesonnene Plan der Römlinge völlig zunichte. Seine entschlossene Sprache fand Zustimmung bei den Gesandtschaften Schwedens und der Generalstaaten, und so wurde denn, trotz der zähesten Gegenbemühungen der katholischen Mächte, die sogar — an dem lutherischen Sachsen Unterstützung fanden, schließlich den Augsburgischen Konfessionsverwandten, wozu man nun neben den Lutheranern auch die Reformirten rechnete, mit den Katholiken allgemeine Duldung und Gewissensfreiheit verbürgt. — Auf die kaiserlichen Erblande fand indeß dieser Beschluß keine Anwendung, nur für einzelne Theile Schlesiens wurden den Evangelischen einige Vergünstigungen — „verheißen".

Digitized by Google

Die kaiserliche Macht, die den Protestantismus in Deutschland hatte erdrücken wollen, ward somit in diesem ihren Bestreben auf ihre Erbstaaten eingeschränkt und auch außerdem um Vieles in ihren früheren Rechten geschmälert. In dem Maße, in welchem der Kaiser an Macht einbüßte, gewannen die übrigen deutschen Fürsten an Selbständigkeit. Es ward ihnen unbedingte Landeshoheit zugesichert, also Gewalt über Leben, Güter und Ehre ihrer Unterthanen; es ward ihnen ferner das Recht eingeräumt, unter sich und auch mit dem Auslande Bündnisse schließen zu dürfen, nur sollten diese nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein.

Den deutschen Fürsten das Recht zuzuwenden, „Bündnisse mit dem Auslande schließen zu dürfen", das war es vornehmlich, worauf es Frankreich abgesehen hatte. Die meisten der kleinen deutschen Fürsten durchschauten die fränkische Arglist nicht. Man hatte nicht vergebens darauf gerechnet, daß sie bereit sein würden, „die schützende Hand anzunehmen, die das mächtige Frankreich ihnen bot", die Hand der Macht, „die ja weiter nichts wünsche, als im Stande zu sein, ihnen bei jeder Gelegenheit alsbald zu Hülfe eilen zu können, daher es offenbar nur ihnen zum Vortheile gereiche, wenn Frankreich die deutschen Grenzlande besitze." —

Damals ward der Same gesäet, der später in dem „Rheinbund" üppig aufging; hier ward die Sprache deutlich geredet, die bis in die neueste Zeit hinein durch die deutsche Geschichte getönt, und die erst seit dem Jahre 1870 verstummt ist.

Schweden erwarb, wie erwähnt, durch den Westfälischen Frieden die deutschen Herzogthümer Bremen, Verden, Vorpommern und einen Theil von Hinterpommern sammt Wismar sowie die deutsche Reichsstandschaft. Bayern blieb im Besitze der Oberpfalz mit der Kurwürde; Karl Ludwig, der Sohn des „Winterkönigs", erhielt die Rheinpfalz, für welche eine neue, die achte, Kurwürde errichtet wurde.

Dieser Ausgang entsprach freilich nicht den Hoffnungen, unter denen die Väter Jesu das Haus Habsburg zu dem schrecklichen Kriege angereizt hatten. Es war nicht einmal gelungen, in Norddeutschland, wie man gehofft hatte, aus den wiedergewonnenen kirchlichen Einkünften eine große Universität zu errichten, deren Zweck es hatte sein sollen, den Protestantismus in seinen Wurzeln zu zerstören. Von Ausführung des Restitutions-Ediktes war auch nicht mehr die Rede. Durch die den Landesfürsten zugesicherte unbedingte Landeshoheit hatte die kaiserliche Macht den schwersten Schlag erhalten, einen fast nicht weniger schweren dadurch, daß fremden Mächten Theile des deutschen Reichskörpers überlassen worden waren.

Errungenschaften Frankreichs. An Frankreich, das nach seinem Ausspruche so genügsam in seinen Forderungen gewesen, wurden förmlich abgetreten die lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, die Festung Breisach und das Elsaß mit Ausnahme der Reichsstädte und der Besitzungen der Reichsritterschaft. — Artikel 11 der Friedensakte lautet:

„Die Oberherrschaft, die Landeshoheit und andere Rechte, die bisher das römische Reich auf die Bisthümer Metz, Toul, Verdun und andere Städte und Gebiete gehabt hat, sollen künftig auf eben diese Weise der Krone Frankreich zustehen und ihr auf ewig einverleibt sein.

„Es begeben sich der Kaiser für sich und das ganze Haus Oesterreich, wie auch das römische Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Niederelsaß, Sundgau, die Landvogtei der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaiserberg, Obernheim, Roßheim, Münster im St. Gregoriusthal, Thüringheim und alle Dörfer, die zu denselben gehören, und ergeben sie dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich, so daß die genannte Stadt Breisach sammt den Dörfern Hochstedt, Niederrimsing, Harten und Acharren und dem ganzen Gebiete, so weit es sich von alten Zeiten erstreckt hat, nunmehr der Krone Frankreich gehören soll." — Der schlesische Dichter Friedrich von Logau hatte recht mit seinem Wehruf:

„Was kostet unser Fried'? O wie viel Zeit und Jahre!
Was kostet unser Fried'? O wie viel graue Haare!
Was kostet unser Fried'? O wie viel Ströme Blut!
Was kostet unser Fried'? O wie viel Tonnen Gut!"

Digitized by Google

Wie die Trennung Hollands von dem Deutschen Reiche, so wurde auch die der Schweiz anerkannt. Mit Holland gingen dem Deutschen Reiche die Rheinmündungen und werthvolle auswärtige Besitzungen verloren, mit der Schweiz der südliche Felsenwall.

Das Friedensprotokoll, welches den dreißigjährigen Kampf schloß, wurde am 6. August 1648 zu Osnabrück unterzeichnet. Wegen einiger noch fehlenden Unterschriften zog sich jedoch die Friedensverkündigung bis zum 24. Oktober 1648 hin.

Nothstände allüberall. Der Friede war geschlossen; aber unfriedsam und überaus jammervoll sah es aus in allen deutschen Landen. Wer sich seiner Haut wehren konnte, mochte noch leidlich daran sein; Unsicherheit und Zuchtlosigkeit herrschten jedoch zumeist, und dies ließ die Landbewohner und nicht selten auch die Kleinstädter kaum recht aufathmen.

Eine Menge abgedankter Soldaten schweiften als Bauern oder Frauen verkleidet umher, spürten nach Beute und gaben, wenn sie solche witterten, hiervon schlimmen Spießgesellen Kunde. Sie bedienten sich hierbei gewisser, nur ihrer Spitzbubensippschaft verständlicher Zeichen, auch einer Art von Zettel, die sie „Feldtauben" nannten. Man trug sie als Kügelchen zusammengerollt im Ohr, befestigte sie wol auch mit grüner Seide in einen Eichenzweig, der im Nothfall leicht zu beseitigen war, oder man klebte sie zottigen Hunden in den Pelz; genug, jede List, jeder Betrug galt. Oft machten nach einer verlorenen Schlacht ganze Regimenter einen Landstrich unsicher, nur auf Betrug, Raub und Mord ausgehend.

Für derartige schimpfliche Aufführung gab es verschiedene Ehrennamen; aber es galt den zuchtlosen Soldaten ganz gleich, ob sie „Schnapphähne", „Heckenbrüder" oder „Waldfischer" genannt wurden, fanden sie nur Beute, und gelang es ihnen nur, diese bald mit guter Manier zu Gelde zu machen! Und in welcher Angst lebten die reichen Gutsherren und die wohlhabenden Städter! Doch auch sie entgingen dem allgemeinen Schicksal nicht. Zeitweise trösteten sie sich wol mit der schwachen Hoffnung, daß man sie vielleicht ungeschoren lassen werde, und dann brachten sie freiwillige Geschenke an Silberzeug, Pferden, Wein und Geld, und suchten dafür von den Hauptleuten der Soldaten eine Schutzwache zu erhalten. Eine solche wurde theuer bezahlt und kostete großen Aufwand an gutem Essen und Trinken. Und wenn dies nur auch wirklich Sicherheit geboten hätte! So aber wurden trotz aller Schutzwachen Gewaltthätigkeiten an den Bewohnern der Städte und Dörfer in solcher Menge verübt, daß sie gar nicht aufzuzählen sind. Ruchlose Buben durchbrachen zur Nacht die Stadtthore, drangen in friedliche Dörfer ein, Zäune, Lehmwände und Kirchhofsmauern zertrümmernd, ja sie vergönnten nicht einmal den im Grabe Ruhenden den Frieden! Deutschland, das beim Beginn des Krieges etwa 17 Millionen Einwohner hatte, zählte bei Schluß desselben deren kaum noch 5 Millionen. In den Städten Berlin und Cöln war die Einwohnerzahl von 12,000 auf 6000 gesunken. Berlin hatte nur 845 und Cöln 364 Häuser, von denen noch dazu viele gänzlich leer standen und in ihrem verwahrlosten Zustand einen trübseligen Anblick darboten. Die bewohnten Häuser sahen freilich nicht viel besser aus. Wer hätte auch Lust haben können, in der Zeit der Noth seinem Hause äußerlich ein freundliches Ansehen zu geben! Dies wäre ja nur ein Lockschild für die rohen Kriegsleute gewesen! Das kurfürstliche Schloß, in dem fremde Einquartierungen übel gewirthschaftet hatten, befand sich ebenfalls in einem überaus traurigen Zustande, wie weiterhin näher dargelegt werden wird.

Der Mangel an Backsteinen bestand in Berlin noch lange fort; man mußte die Schindeln mit Bretern ausflicken; Pech, Kolophonium, Wachs und Schwefel waren in Berlin gar nicht aufzutreiben und mußten aus Hamburg verschrieben werden. — Die Mauer der Stechbahn, in der ehemals so oft fröhliches Waffenspiel stattgefunden hatte, war eingefallen, und statt der Stimme des Herolds ertönte aus den schmuzigen Buden, die längs der Mauer standen, das Geschrei der Hökerinnen. Die Mauern des Kirchhofes, der sich von der damaligen Domkirche bis zur langen Brücke erstreckte, waren zum größten Theile eingestürzt.

Digitized by Google

Die meist von Unkraut überwucherten Gräber, deren eines und das andere ein verwittertes oder zerfallenes Denkmal trug, boten einen unheimlichen Anblick. Die Schloßfreiheit war ein leerer Platz, der auf der dem Schlosse gegenüberliegenden Seite von der Spree begrenzt ward. Die kurfürstlichen Gebäude auf dem Werder, unter ihnen das Reithaus, das an der Stelle der heutigen Werderschen Kirche stand, und Beamtenwohnungen lagen zerstört.

Und wie erst waren überall in Deutschland die alten, ehrbaren Sitten in Mißachtung gerathen, Treue und Glaube dahingeschwunden; Arbeitsscheu, Müßiggang, Ruchlosigkeit, betrügerischer und räuberischer Sinn an ihre Stelle getreten! Seuchen und Nothstand rissen fortwährend neue Lücken in die Reihen der Lebenden. Auf den Landstraßen zog verarmtes und vertriebenes Landvolk einher; hinterm Busche aber lauerten Galgenvögel, um Denen das Hemd noch auszuziehen, die noch ein solches gerettet.

In manchen Gegenden von Mitteldeutschland sind die schrecklichen Folgen des greulichen Krieges selbst noch bis zum heutigen Tage nicht völlig überwunden, so u. A. im Meiningischen. Dort gab es noch im Jahre 1634, also im sechzehnten Kriegsjahre, mehr Dörfer, mehr Viehstand, mehr Menschen und Häuser als nach 200 Jahren, nämlich Anno 1850. Und in der Herrschaft Henneberg lebten in derselben Kriegszeit, nämlich im Jahre 1634, immer noch 1775 Familien in 1717 Häusern. In den 46 Dörfern gab es 1402 Stück Rindvieh, 485 Pferde, 4616 Schafe und 158 Ziegen. Im Jahre 1649 dagegen waren vorhanden: 627 Häuser, 316 Familien und in 46 Dörfern 244 Rinder, 73 Pferde; Schafe gab es gar keine mehr, an Ziegen im Ganzen 26 Stück. Selbst im Jahre 1849 hatten sich die Verluste an Menschen wol, aber am Viehstand und an Wohnungen noch nicht gänzlich ausgeglichen. Man zählte damals etwas mehr Familien, aber weniger Häuser, nämlich in 1558 Häusern 1916 Familien, außerdem 1994 Rinder und 286 Ziegen, Pferde gab es nur 197, Schafe nur 4596. Nicht besser stand es in vielen anderen ehemals wohlhabenden Orten. Die Stadt Löwenberg in Schlesien, welche im Jahre 1617 über 700 Häuser und gegen 7000 Einwohner zählte, hatte im Jahre 1639 nur noch 40 Bürger. Es dauerte fast ein Vierteljahrhundert, bis die Zahl der Bürger sich wieder auf 150, die der gesammten Einwohnerschaft sich wieder auf 1000 gehoben hatte. Kurz, fast überall sah man nur dasselbe Bild des Elends und Jammers: mehr verödete Ortschaften und verfallene Höfe als bewohnte Stätten. Viele Flur- und Grundbücher mußten ganz neu angelegt und die ernstesten Maßregeln ergriffen werden, um nur wieder einige Ordnung in die Eigenthumsverhältnisse von Stadt und Land zu bringen, wo während der langen rechtlosen Zeit Alles aus Rand und Band gegangen war.

So unheilvoll über alle Maßen für ganz Deutschland, mit fast alleiniger Ausnahme des Oldenburger Landes, ist der dreißigjährige Vernichtungskampf gewesen. — Aber dennoch sind die Helden, die für ihre bessere Ueberzeugung den Kampf aufnahmen, nicht umsonst in den Tod gegangen; dennoch sind die nationalen Güter, die dem Kampfe und den Folgen desselben haben geopfert werden müssen, nicht umsonst dargebracht worden. Eines ward gewonnen, das alle jene Opfer überwiegt: die Möglichkeit freier, eigenartiger Geistesentwicklung.

Aus ihr ist dem deutschen Volke auch nach außen Macht und Ansehen erblüht. Die errungenen und sich mehrenden geistigen Güter sichern ihm die Erreichung des Ziels, über kurz oder lang an der Spitze der europäischen Staaten zu stehen.

Digitized by Google

Schießübungen der jungen Mannschaft. Zeichnung von H. Lüders.

Vom Westfälischen Frieden bis zum Ausgange des schwedisch-polnischen Krieges.

Der Kurfürst und seine Gemahlin in Berlin.

Kehren wir nun zurück in das Haus des Fürsten, der von Vielen bereits als ein neuer Hoffnungsstern für Deutschland begrüßt ward. — Einige Worte über seine äußere Erscheinung sollen uns zunächst mit seiner Person etwas vertrauter machen. Für gewöhnlich trug der Kurfürst einen mit silbernen oder goldenen Knöpfen besetzten Sammtrock nach holländischem Schnitt, dazu tuchene Beinkleider und kurze spanische Stiefel mit großen Sporen. Auf Jagden und Reisen vertauschte er die spanischen Stiefel mit hohen von rothem Juchten, die in späteren Zeiten, in denen er zum Oeftern von gichtischen Zufällen geplagt ward, eine Pelzfütterung erhielten. Im Felde trug er das Schwert an einem breiten, über die rechte Schulter gehenden Wehrgehenk, während über die linke Schulter eine schwarzweiße Schärpe von Seide hing. Bei feierlichen Gelegenheiten erschien er in reichem Prachtanzuge. Da sah man ihn, das Haupt bedeckt mit dem Kurhut, in einem Kleide von scharlachrothem Sammt, mit Knöpfen von Edelstein. Der ihm von den Schultern herniederwallende purpurne Kurmantel war, gleich dem Kurhut, mit Hermelin besetzt.

Von Kleve aus hatte der Kurfürst angeordnet, das Schloß zu Cöln an der Spree wieder in wohnlichen Zustand zu setzen. Auch war die Stadt bereits durch den sogenannten

Digitized by Google

Lustgarten und durch Anpflanzungen von Baumreihen, die als der Anfang des später so berühmt gewordenen Spazierganges „Unter den Linden“ zu betrachten sind, verschönt worden. Friedrich Wilhelm wünschte wol, daß seine Gemahlin in Berlin ihre gesegnete Heimat nicht zu sehr vermissen möchte.

Am 10. April 1650 hielt endlich das kurfürstliche Paar seinen Einzug in Cöln an der Spree. Von der Ritterschaft war ein festlicher Aufzug veranstaltet worden; auch ein Dichter, Peuker mit Namen, der ein Empfangsgedicht „angefertigt“ hatte, machte in Cöln von sich reden. Peuker, ein Rechtsgelehrter seines Standes, trug das Gedicht im Namen der Ritter- und der Bürgerschaft vor, und es mögen etliche Verse um deswillen hier eine Stelle finden, weil sie einen Maßstab für den damals herrschenden Geschmack der höheren Stände in Bezug auf Poesie abgeben:

„Willkommen schönster Tag, an dem es soll geschehen,
Willkommen Augenblick! Das Schwesterpaar der Städte,
Berlin und Cöllen, schickt viel Seufzer und Gebäthe,
Mit welchen sie das Churvermählte Paar empfängt.
Die Harfe, die bisher am Weidenbaum gehenkt
Ganz Ton- und Saitenlos, wird wiederum gehöret.
Mein Paukenschlag, den mich die Dichtkunst lehret,
Will auch nicht letzter sein, das „bim di di di bim“
Erklingt, läßt solches gleich was närrisch und was dumm,
Doch hat hier keinen Platz das Kalbfell der Soldaten;
Ich schlag' ein ander Spiel, Gott laß es wohl gerathen!

Mein Paukenschlag, das bom di bi di bom
Spricht: Friedrich Wilhelm komm,
Mit der, die Dir gegeben
Das Haus Uranien
In einer Seel zu leben!
Der ganze Markt schreit: wenn?
Wenn (hat man nicht vernommen)
Wird unser Vater kommen?
Bom bom di bi di bom!

Mein Paukenschlag, das bum di bi di bum,
Spricht endlich in der Summ:
Komm Churfürst mit Lossen
Weil Storch und Schwalbe kommt,
Vom Frühling angewiesen.
Vielleicht, was Wesel nimmt,
Das bringt der Storch: darum
Klingt bum di bi di bum,
Das bum di bi di bum.“

Daß das „Bom di bi di bom“ und das „Bum bi bi di bum“ den großen Haufen ungemein ergötzte, bezweifeln wir nicht im Geringsten. Wie weit die Dichtung das Behagen des gefeierten fürstlichen Paares erregte, bleibe dahingestellt. Bessere dichterische Erzeugnisse jener Zeit waren Beiden wohl bekannt und fanden bei ihnen gebührende Schätzung.

In der schweren Zeit des Dreißigjährigen Krieges waren herrliche Blüten geistlicher Poesien gleich Blumen zwischen Trümmergestein aufgesproßt. Es darf hier nur an die Dichternamen Johann Rist, Martin Rinkart und Paul Gerhard erinnert werden. Johann Rist ist der Dichter der Kirchenlieder: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist“ und: „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen“; Martin Rinkart läutete die endlich errungene Friedenszeit durch das Lied „Nun danket alle Gott“ ein; auch Paul Gerhard, von dem die Kirche bereits einen Schatz geistlicher Lieder besaß, hatte den Friedensschluß mit einem Gedichte gefeiert, von dem hier etliche Strophen eine Stelle finden mögen:

„Gott Lob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord!

Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen, vollen Chor.

Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott und sprich:

Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Den Schmerz drückt Niemand besser
In unsre Seel' hinein
Als ihr, zerstörte Schlösser,
Ihr Städte voller Schutt und Stein!

Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut:
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Heid'!“

Digitized by Google

Die Kurfürstin liebte Dichtungen dieser Art. Dies erhellt daraus, daß sie dem Geheimen Rathe Otto von Schwerin den Auftrag gab, eine Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder zu veranstalten. Sie selbst ist lange Zeit als die Verfasserin des Liedes „Jesus meine Zuversicht“ genannt worden, doch haben sich in neuester Zeit Bedenken gegen eine solche Annahme geltend gemacht.

Die Kurfürstin in Oranienburg. Sehen wir nun, wie Luise in Brandenburg als Landesmutter zu wirken begann. Das heutige Oranienburg hieß damals Bötzow. Hier befand sich ein altes Jagdschloß, das schon dem Kurfürsten Joachim II. öfter als Aufenthaltsort gedient hatte. An derselben Stelle war unter den Askaniern eine Burg (Burg Bötzow) erbaut worden. Diese Burg hatten zur Zeit ihrer Macht die Quitzow's gewaltsam in Besitz genommen.

Die Kurfürstin Luise in Oranienburg.

Dem Thurme der Burg überantworteten sie den Berliner Rathsherrn Nicolaus Wiens, der (am 3. September 1410) von ihnen in dem Treffen bei den Tegeler Mühlen gefangen genommen worden war; ja ihr Burghauptmann Werner von Holzendorf ließ (1414) sogar den Gesandten des ersten hohenzollerschen Kurfürsten Friedrich I., der ihm die schriftliche Aufforderung zur Uebergabe der Burg brachte, in den Thurm werfen. An Stelle der Burg trat ein Jahrhundert später ein kurfürstliches Jagdhaus, und wiederum ein Jahrhundert später geschah es, daß an Stelle des Jagdhauses ein kleines Schlößchen für die Kurfürstin Luise erbaut und dasselbe, ihr zu Ehren, Oranienburg genannt ward, wonach auch das zu Füßen des Schlosses gelegene ehemalige Wendendorf Bötzow, das sich im Laufe der Zeit erweitert und Stadtgerechtigkeit erhalten hatte, seinen alten Namen aufgab und sich Oranienburg nannte.

Der Anlaß, daß für die Kurfürstin hier ein Schlößchen erbaut ward, war folgender: Einst begleitete Luise ihren Gemahl auf einem Ausfluge nach Bötzow. Als sie ihre Blicke aus den oberen Fenstern des Jagdschlosses über die von einer Seite durch eine Waldung eingeschlossenen üppig grünenden Wiesen, durch die sich der blaue Havelstrom in

Digitized by Google

vielen Windungen zieht, schweifen ließ, erinnerte sie dieser Anblick wunderbar an Plätze des Heimatlandes, die ihr besonders lieb gewesen waren, und sie bat ihren Gemahl, ihr den Ort zur Anlegung einer Holländerei zu überlassen, welchem Wunsche derselbe gern nachkam. Noch in demselben Jahre (unter dem 24. September 1650) ward ihr das Amt (Domänengut) Bötzow verschrieben, und sie ging nun alsbald ans Werk, hier eine Musterwirthschaft ganz nach niederländischem Geschmack anzulegen. Was die Anlage einer solchen Musterwirthschaft zu jener Zeit in unserm Lande zu bedeuten hatte, wird Jedem klar, sobald er sich die damals in Stadt und Land herrschenden Zustände vergegenwärtigt. Man beachte nur, was der Vers des Paul Gerhard'schen Liedes sagt:

„Ihr vormals schönen Felde:, Jetzt aber lauter Wälder
Mit frischer Saat bestreut, Und dürre wüste Heid'."

Was man rings um die Ortschaften in friedlichen Zeiten den Wäldern durch schwere Mühe an Boden abgerungen und in Ackerfelder verwandelt hatte, war zum großen Theile wieder zugewachsen, so daß sich am Schlusse des Krieges und auch noch eine längere Zeit nachher namentlich die kleineren Städte und Dörfer zu den Waldungen, die durch das ganze Land gingen, etwa wie die Inselchen Australiens zu dem großen Stillen Ozean verhielten. Die Bestrebungen des Cisterzienserordens in seiner guten Zeit konnten kaum segensreicher für das Land gewesen sein, als es die gleichartigen Bestrebungen der Kurfürstin für diese Zeit waren.

Luise bewährte sich alsbald in ihrem Wirken in Oranienburg als echte Holländerin. Ihre Absicht ging dahin, eine Muster-Milchwirthschaft einzurichten, ein holländisches Landhaus zu bauen und einen Park sowie einen Gemüse- und Blumengarten anzulegen. Sie berief aus Holland Gärtner und Landwirthe, auch zog sie fleißige und geschickte Kolonisten aus ihrer Heimat herbei, denen sie es möglich machte, sich in der Nähe von Oranienburg niederzulassen. Nach ihren eigenen Zeichnungen wurden die Gartenanlagen in Oranienburg gemacht und die Obstbäume gepflanzt, die aus Holland bezogen worden waren.

Von welch wirthschaftlichem Sinn die Fürstin beseelt war, mögen einige Stellen aus ihren Briefen bezeugen. „Ich bitte", schreibt sie an Schwerin, „befehlen Sie dem Sturm (dem Verwalter), daß, wenn er Geld schickt, er angiebt, von wo es kommt, damit ich es in meinem Buche bemerken kann, worin ich gewissenhaft anführe, was ich einnehme und ausgebe."

In einem andern Briefe, den sie von Preußen aus an Schwerin schrieb, heißt es: „Was Oranienburg betrifft, so bitte ich Sie, lassen Sie Alles beschleunigen; wegen des Kabinets, das mit Porzellan ausgelegt werden soll, haben Sie mir noch nichts gemeldet. Herr Michel ist ein guter Mann, aber er lügt fürchterlich; vor einem Jahre sollte es fertig sein. Schicken Sie mir doch ein Gemälde von Oranienburg, wie es jetzt ist, mit der Veränderung der Thür und des untern Hofraumes, wie weit der Bau vorgeschritten, und ob der Brunnen in der Küche gemacht worden ist, damit man das Wasser nicht mehr zu holen braucht" u. s. w.

„Ich bin recht böse", heißt es in einem dritten Briefe (ebenfalls aus Preußen), „daß meine Kühe in so schlechtem Zustande sind, ich kann es nicht recht verstehen, denn im Thiergarten zu Berlin haben sie dasselbe Futter und sind recht schön. — Was den Karpfenteich betrifft, so bin ich ganz eingenommen davon und glaube, daß man rings herum Bäume pflanzen kann; ich bitte Sie, im Frühjahr noch mehr Karpfen in den großen Weiher setzen zu lassen und mir zu schreiben, ob der Streichteich so, wie Frau von Schwerin es angeordnet hat, gemacht worden ist." — Der Schluß lautet: „Ich sehne mich unbeschreiblich danach, Alles zu sehen, denn ich ennuyre mich hier wie ein Mops."

Die Kurfürstin Luise war es, welche die ersten Kartoffeln in der Mark anpflanzte; sie gründete das Bruchdorf Neuholland und versetzte damit die holländische Viehzucht hierher. Ganz dem Wohle des Landes lebend, löste sie verschleuderte oder verpfändete Domänen ein und bereicherte die Schatzkammer mit ihrem kostbaren Geschmeide. In der Gegend des jetzigen Invalidenhauses legte die Kurfürstin sogar eine Papiermühle an, um dem Lande einen neuen Erwerbszweig zu eröffnen.

Digitized by Google

Aber nicht blos um Küche und Garten, um Feld und Viehstand kümmerte sich Luise, sondern mehr noch um eine bessere Erziehung der Jugend durch einen möglichst guten Unterricht. Fern von aller schwächlichen Empfindelei, wußte sie Wohlthaten mit Weisheit zu üben. Ihr Leben und Streben glich dem Wirken der Kräfte, die das Aehrenfeld zum Blühen und Reifen bringen, während es vom Lerchengesange umtönt wird.

Mit unbeschreiblicher Liebe und Verehrung hing nun aber auch das Volk an dieser Fürstin. Ward eine Wöchnerin, die eine Tochter geboren hatte, von dem Geistlichen gefragt, wie das Kind heißen solle, so erfolgte zumeist leuchtenden Auges die Antwort: Luise! — Luise ward der Lieblingsname des Volkes in immer weiteren Kreisen und auf lange Zeit.

Auch ihr Gemahl hatte für ein Wirken dieser Art Sinn, und es erquickte sein Herz. Aber weder die Welt, noch seine Stellung als Fürst war dazu angethan, sich vorherrschend Bestrebungen dieser Art hingeben zu können; sie bildeten vielmehr nur einen Theil seiner Regierungsthätigkeit, die wir nun zunächst in ihrem Kerne betrachten wollen.

Regierungsgrundsätze des Kurfürsten. Wenn Friedrich Wilhelm als Landesfürst hätte in allen Dingen streng gesetzlich, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, verfahren wollen, so wäre er nicht der Begründer des heutigen Preußischen Staats geworden. Dann wäre der Wille der Stände bei allen wichtigen Vorkommnissen und Unternehmungen maßgebend geblieben, und Brandenburg als Staat hätte wol nur eine kurze Zeit noch sein Dasein gefristet, um danach von dem wieder erstarkten Oesterreich oder von Schweden, von Frankreich oder gemeinschaftlich von diesen Staaten von der Weltbühne hinweggefegt zu werden. Welche Güter aber wären dem deutschen Volke damit verloren gegangen!

„Der Staat bin ich!" Dieser Regierungsgrundsatz Ludwig's XIV. galt freilich auch für den Kurfürsten; aber in welch anderem Sinne fand er durch diesen Gewaltigen seine Anwendung! Von der verbrecherischen Ansicht des französischen Monarchen, das Volk sei einzig um der Fürsten willen da, sei nur vorhanden, um seine besten Kräfte den Launen und Gelüsten seiner Fürsten zum Opfer darzubringen — davon war keine Spur in ihm vorhanden. Jener Ausspruch, auf sein Schalten und Walten angewandt, hatte vielmehr die Bedeutung, daß er sich mit dem Staate in dem Grade Eins fühlte, daß sein persönliches Wohl und Wehe mit dem Wohl und Wehe des Staates gänzlich zusammenfiele, so daß er all sein Denken, Streben und Handeln nicht persönlichen, sondern Staatszwecken unterordnete. Um seine Handlungsweise richtig würdigen zu können, muß noch Folgendes in Erwägung gezogen werden. Die Masse des Volkes war durch die Gewalten, die während des langen Krieges gleich zerstörenden Stürmen und unheilsprühenden Gewittern die deutschen Lande durchwogt hatten, zuletzt gänzlich stumpf und dumpf gemacht worden, bereit, Alles über sich ergehen zu lassen. Aus diesen Zuständen war die fürstliche Gewalt naturgemäß verstärkt hervorgegangen. Die Säulen der mittelalterlichen Gesellschaft, die Stände — Adel, Geistlichkeit und Städte — waren morsch geworden. Eine neue Zeit, die in jenen Ständen nicht mehr ihre Vertretung fand, verkündete ihren Anzug. Natürlich wehrten sich jene Bevorzugten gegen jegliche Art von Machtschmälerung; sie fanden jedoch in dem Kurfürsten einen wachsamen und gerechten, einen ihnen gewachsenen Gegner.

Das absolute Fürstenregiment. Sollten die Zustände nach den Forderungen des Christenthums umgewandelt, verbessert werden, so mußten jene Säulen fallen, oder es mußte doch ihre Geltung auf ein geringeres Maß zurückgeführt werden. Außerhalb der Stände gab es ja auch noch eine Menschenmenge, „die armen Leute", die von jenen Ständen während der langen Dauer ihres Vorrechtsgenusses rechtlos gelassen worden waren. Für sie bessere Zustände anzubahnen, lag im Zuge der Zeit, und wenn auch bis zum Eintritt wesentlicher Verbesserung ihrer Lage noch manches Jahrzehnt dahinging, so mußte doch gegenüber jenen Ständerechten zunächst eine Macht sich aufthun, aus der für sie eine billigere Anschauungsweise und eine gerechtere Gesetzgebung hervorgehen konnte, und dies war eben die erweiterte fürstliche Macht. Insofern war die neue „Staatsraison", die Zeit des absoluten Fürsten-

Digitized by Google

Regiments, das jetzt begann, eine historische Nothwendigkeit. Die absolute Monarchie war die einzig mögliche Staatsform, in welcher das Gemeinwohl die ihm gebührende Vertretung finden konnte. Für jene Staatsform war es wiederum eine Nothwendigkeit, auf eine wohlorganisirte bewaffnete Macht sich zu stützen. Dies erkennend, begann der Kurfürst bald nach dem Westfälischen Frieden seine Reformen im Heereswesen, welche, zeitweilig durch den polnisch-schwedischen Krieg unterbrochen, nach dessen Beendigung alsbald wieder aufgenommen wurden, wie später an einer andern Stelle berichtet werden wird.

Freilich kam auf die Persönlichkeit des Fürsten viel an, und die Länder waren zu beklagen, in denen die Allgewalt durch schlechte Vertreter geübt wurde. Brandenburg gehörte diesen Ländern nicht an. „Zu einer Zeit", sagt Friedrich von Thielau, „wo alle anderen deutschen Fürsten um ihn her nach französischem Vorbilde ihren Ruhm in dem Glanz ihrer Hofhaltungen suchten, setzte Friedrich Wilhelm den seinen allein in die Begriffe wahrer Macht und in die Beförderung der Wohlfahrt seiner Unterthanen."

Wer nicht die Zustände, unter denen der Große Kurfürst sein Regiment begann, und das Ziel, das ihm in seiner großen Seele vorschwebte, ins Auge faßt, der vermag ihn nicht richtig zu würdigen. Von reinstem Streben beseelt, setzte er sein ganzes Leben, sein Sinnen und Trachten ein, seinem Lande zu dienen. In der That, ihm war, nach den Worten Ranke's und Stenzel's, „die Regierung kein Geschäft, sondern das eigene Leben"; nicht auf vereinzelte Bemühungen war es bei ihm abgesehen, sondern auf Errichtung eines kunstvoll gegliederten Ganzen, „dessen einzelne Theile genau in einander greifen sollten, und dessen Mittelpunkt die freie und doch nothwendige Bewegung des immer thätigen, regen Geistes war, der die Maschine schuf, in Thätigkeit setzte und erhielt."

Es läßt sich nicht bestreiten, daß sein Regiment vielfach als Druck empfunden ward. Aber wie ein in leibliches und geistiges Elend versunkener Mensch nur durch die höchste Anspannung seiner Kräfte sich wieder zu erheben vermag, so mußte man, sollte das Land wieder emporgebracht werden, die Mittel dem Ziel entsprechend wählen und rücksichtslos zur Durchführung bringen. Friedrich Wilhelm ließ es sich persönlich so sauer werden, wie je ein Mann, der Großes erstrebte, und so hatte er guten Grund, Gleiches von seinen Unterthanen zu fordern.

Aber die „Schlangenwindungen seiner Politik nach außen" sind nicht zu billigen! sagt der Gegner. Einen solchen Einwurf kann jedoch nur Jemand erheben, der Länder und Fürsten der damaligen Zeit in ihrer Stellung zu einander aus dem Auge setzt. Die Staatskunst praktisch üben, hieß ja damals nichts Anderes, als mächtiger und stärker, als der Nachbar es war, werden — oder mit anderen Worten, sich gegenseitig berauben, und zur Erreichung dieses Zweckes je nach Erfordern List, Bestechung, Verrath und Gewalt anwenden wollen. Was hätte wol Friedrich Wilhelm von seinen Mitfürsten, vornehmlich von dem Kaiser, zu erwarten gehabt, wenn von ihm aller Welt verkündet worden wäre, welches Ziel er zu erreichen strebe, und wenn er immer nur den Aller Augen sichtbaren Weg innegehalten hätte? In demselben Maße, in welchem das Land noch machtlos war, mußte auch er sich bequemen, in dem Gleise der „Schlangenwindungen damals geltender Staatsklugheit" sich zu bewegen. Daß aber der gerade Weg der seiner tiefsten Natur entsprechende war, hat er oft genug bewiesen, wie seine Geschichte lehren wird.

Hinterpommern und Kleve. Der Friedensabschluß hatte keineswegs eine unmittelbare Freigebung der von den Schweden besetzten deutschen Landestheile zur Folge gehabt. Nach ungefährem Ueberschlage kostete das schwedische Heer den Deutschen täglich 120,000 Thaler, eine Summe, die zu erschwingen dem ausgesogenen Lande fast zur Unmöglichkeit wurde. Das Deutsche Reich hatte die Verpflichtung übernommen, drei Millionen Thaler als Kriegsentschädigung an Schweden zu zahlen, und der Kurfürst forderte nun aufs Lebhafteste, man solle den eingegangenen Verpflichtungen nachkommen, dagegen auch von den Schweden die Räumung der besetzten Landestheile mit Entschiedenheit verlangen.

Digitized by Google

Er selbst beeilte sich, seinen Beitrag zur ersten Million zu zahlen, was zur Folge hatte, daß ihm die Schweden einige Landstriche einräumten. Schwieriger zeigten sich diese dagegen in Bezug auf Hinterpommern, und es trat, indem sie die Verhandlungen durch allerlei Vorwände hinschleppten, die Absicht ihrerseits unverkennbar hervor, einen für sie möglichst günstigen Grenzvertrag zu erzwingen. Dies brachte den Kurfürsten so auf, daß er sich zu einer Reise an den kaiserlichen Hof entschloß.

Ferdinand III. Mit großem Gefolge erschien der Kurfürst in Prag und ward vom Kaiser überaus gnädig empfangen. Diese freundliche Aufnahme hatte jedoch hauptsächlich in dem Wunsche des Kaisers ihren Grund, seinem Sohne die römische Königskrone und damit die Reichsnachfolge zu sichern, was zu erlangen eben von der Zustimmung der Kurfürsten abhing. — Unter diesen Umständen ward es dem Kurfürsten leicht, den Kaiser zu dem Versprechen zu vermögen, daß erst dann die Belehnung der Königin von Schweden über den ihrem Lande zugesprochenen Theil Pommerns stattfinden solle, wenn der Brandenburg zugefallene Theil Pommerns von der schwedischen Besatzung vollständig geräumt sein würde. Dieser Erfolg erfreute die Märker in einem hohen Grade, und es wurde dem Kurfürsten zu Ehren eine Denkmünze geprägt. Auf der Hauptseite derselben befindet sich die Inschrift:

„Unser Kurfürst wieder kümmt
Und sich seines Lands annimmt."

Die Kehrseite zeigt eine sinnbildliche Figur als Felicitas publica (öffentliche Wohlfahrt), und darunter steht:

„Unsers Fürsten Wohlfahrt sehen
Ist selbst unser Wohlergehen."

Die kaiserliche Unterstützung war indeß nicht kraftvoll genug, so daß Friedrich Wilhelm, nachdem er Stellung auf Stellung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln vertheidigt hatte, endlich doch in der Hauptsache nachgeben mußte. Ein Jahr darauf, 1653, kam endlich Hinterpommern an Brandenburg.

In Kleve wäre es gleich nach dem westfälischen Friedensschlusse beinahe zum Kriege gekommen. Immer noch lebte der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der aus uns schon bekannt gewordenen Gründen katholisch geworden war und sich seit längerer Zeit in offenbarer Bedrückung der Evangelischen gefiel. Es würde hier zu weit führen, wenn wir auf die Folgen der in jenen Landestheilen durch die Jesuiten hervorgerufenen und genährten Unduldsamkeit eingehen wollten. Alle die infolge dessen merklich gewordenen Mißstände führten zu erregten kirchlichen Streitigkeiten, denen der Kurfürst ein lebendiges Interesse zuwendete. Dazu kam noch, daß derselbe es immer schmerzlicher empfand, wie Brandenburg bei früheren Verträgen in Betreff der Theilung Kleve's offenbar übervortheilt worden war. Namentlich gelangte er zu der Ueberzeugung, daß sein Vorgänger, der Kurfürst Georg Wilhelm, in dem Düsseldorfer Vertrage, wie Wolf Dietrich von Rochow auch dargelegt hatte, durch Schwarzenberg geradezu verrathen worden war.

Alle diese Umstände bestimmten den Kurfürsten, eine starke Heeresabtheilung in das Gebiet des Pfalzgrafen einrücken zu lassen, der infolge dessen die katholischen Fürsten, namentlich den Kaiser, um Hülfe anging. Friedrich Wilhelm glaubte Anfangs auf den Beistand Sachsens und der Generalstaaten rechnen zu dürfen. Als die Angelegenheit aber eine ernstere Gestalt gewann, sah er sich genöthigt, den dringenden Aufforderungen des Kaisers nachzugeben und in Unterhandlungen mit dem Pfalzgrafen zu treten. Diese endeten 1651 mit einem neuen Vergleiche, dahin gehend, daß die kirchlichen Streitigkeiten Schiedsrichtern, über die man sich geeinigt hatte, vorgelegt werden sollten, und die Parteien verpflichteten sich, dem Spruche derselben sich zu fügen. Damit war der Kleve'sche Streit wieder auf eine Zeit beigelegt.

Digitized by Google

Vorzeichen des schwedisch-polnischen Krieges.

Als der Kurfürst mit erneutem Eifer daran ging, das gewerbliche und landwirthschaftliche Leben im Lande zu heben, überzog sich mit einem Male der Horizont. Ein Krieg zwischen Schweden und Polen schien im Anzuge zu sein, und es war vorauszusehen, daß, wenn es wirklich zum Waffengange kommen sollte, Brandenburg eben so wenig werde unbetheiligt bleiben können, wie ihm dies bei dem Kriege, den Gustav Adolf seiner Zeit gegen Polen geführt hatte, möglich gewesen war. Die vereinzelte Lage des Herzogthums Preußen zwischen den kriegführenden Ländern brachte dies naturgemäß mit sich.

Johann Kasimir und Karl Gustav. Der Grund zu dem Zerwürfniß zwischen Schweden und Polen lag in Folgendem. Das polnische Fürstenhaus hatte seinen Ansprüchen auf den schwedischen Thron immer noch nicht entsagt. Dazu war jetzt ein neuer Anlaß gekommen, welchen der letzte Wasa, der zur Zeit in Polen regierende König Johann Kasimir, nicht glaubte vorübergehen lassen zu dürfen, ohne jene Ansprüche thatkräftig zu erneuern. Christine, die Königin von Schweden, die wegen ihres Geistes und mancher fürstlichen Eigenschaften längere Zeit die Bewunderung Europa's erregt hatte, war, da ihr nicht die Zierde echter Weiblichkeit schützend zur Seite stand und sie nur nach den Lobhymnen ihrer Zeitgenossen, nicht aber nach der Zustimmung ihres Gewissens getrachtet hatte, von ihrer Höhe nach und nach herabgesunken. Ihre Eitelkeit und Ruhmliebe waren gesättigt, jetzt lebte in ihrer Seele nichts mehr, als die Lust an sinnlichen Vergnügungen und Zerstreuungen. Um solchen sich ungestört hingeben zu können, beschloß sie im neunundzwanzigsten Jahre ihres Lebens, gegen ein gutes Jahrgeld der schwedischen Krone zu Gunsten des Herzogs Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, ihres Vetters, des tapfern Oberfeldherrn des Heeres, zu entsagen.

Kaum vernahm Johann Kasimir von Polen von dem Plane Christinens, ihre Rechte an Karl Gustav abzutreten, so ließ er durch seinen Gesandten am schwedischen Hofe auf seine näheren Erbansprüche verweisen und gegen die Abtretung der Krone an einen entfernteren Verwandten feierlich Einsprache einlegen. Christine bot ihm, um möglichen Streitigkeiten zuvorzukommen, 400,000 Thaler für seine Verzichtleistung. Als jedoch der König von Polen dies mit den stolzen Worten zurückwies: „für eine solche Summe sei kein Königreich feil, und nicht einmal für die Abtretung Livlands würde er sich dazu willig finden lassen, seine gerechten Ansprüche auf Schweden aufzugeben", sagte Christine mit Lächeln zu dem polnischen Gesandten: „Nun gut, so wird mein Vetter mit dreißigtausend Zeugen zu euch kommen und euch beweisen, daß er rechtmäßiger König von Schweden ist!"

Damit war der Krieg an Polen so gut wie erklärt. Die Stände des Landes bewilligten Christinen ein Jahrgehalt von 240,000 Thalern, und Karl Gustav, ein Kriegsheld vom Scheitel bis zur Sohle, kühn in seinen Unternehmungen, persönlich tapfer bis zur Verwegenheit, bestieg den schwedischen Thron. Er gebot einem Heere, das zumeist aus Söhnen der Helden des Dreißigjährigen Krieges bestand, die in der Rückerinnerung an den Ruhm, den einst die Väter errungen, kaum weniger lebhaftes Verlangen als ihr Fürst nach dem ernsten Waffenspiel des Krieges trugen.

Der König von Polen, dem gerade um diese Zeit ein heftiger Aufstand der Kosaken im eigenen Lande schon genug zu schaffen machte, hatte keineswegs geglaubt, daß man auf Seiten Schwedens sofort die Verhandlungen abbrechen würde. Sein Wunsch war nur dahin gegangen, den Preis für seine Verzichtleistung, zu der er bereit war, um etwas zu erhöhen; ja er würde, hätte man das Angebot noch einmal wiederholt, seine Bereitwilligkeit erklärt haben, sich damit abfinden zu lassen. Er hatte sich verrechnet. „Gott spreche" — so lautete Karl Gustav's politisches Glaubensbekenntniß — „jetzt zu den Fürsten nicht mehr durch Propheten und Träume, sondern durch die Gunst der Umstände. Wo eine günstige Gelegenheit sich darbiete, auf Kosten seines Nachbars die eigenen Grenzen auszudehnen, müsse man das für einen göttlichen Zuruf halten und zugreifen."

Digitized by Google

Solch eine günstige Gelegenheit war da. Die abweisende Antwort Kasimir's für einen Kriegsfall erklärend, zog er das Schwert. König Karl Gustav verlangte nun zunächst vom Kurfürsten die Einräumung der preußischen Seehäfen, wogegen er versprach, das Herzogthum Preußen von der polnischen Lehnsherrschaft befreien zu helfen. Das Gebot war verlockend, jedoch war auf Seiten Brandenburgs mancherlei in Betracht zu ziehen, ehe man sich entschied.

Der Kurfürst hatte die Gier Schwedens nach deutschen Landestheilen schon bitter genug zu empfinden gehabt. Wer bürgte ihm dafür, daß Schweden, im Fall es Polen besiegte, ihn in dem Besitz des Zwischenlandes Preußen lassen würde, zumal wenn er sich durch eine Verbindung mit Karl Gustav von vornherein die Hülfe deutscher Fürsten verscherzte?

Derfflinger setzt sich nach Preußen in Bewegung. Nach H. Lüders.

Ein Bündniß mit Polen gegen Schweden erschien nicht minder gefahrdrohend. Karl Gustav würde, wenn seinen Waffen der Sieg zufiel, Preußen wahrscheinlich als erobertes Land betrachtet haben, oder der König von Polen, zum Frieden gedrängt, hätte es ihm dann vielleicht als Kriegsentschädigung zugesprochen, um von dem eigenen Besitz nichts zu verlieren.

Dies Alles erwägend, band sich der Kurfürst vorerst weder hier noch dort, sondern spähte eifrig nach den in den Kabinetten herrschenden Stimmungen. Er war vor allen Dingen darauf bedacht, eine starke Kriegsmacht in Preußen zu entfalten, um im entscheidenden Augenblicke, je nach Umständen, die Interessen seines Landes mit größerer Entschiedenheit wahrnehmen zu können. Zunächst setzte sich auf seinen Befehl General Derfflinger mit 38 Geschützen aus der Mark nach Preußen in Bewegung.

Karl Gustav ließ nicht ab, auf ein Bündniß zu dringen, wogegen der Kurfürst seine Lehnspflicht vorschützte. Zuletzt in die Enge getrieben, versprach der Kurfürst, parteilos bleiben zu wollen, wogegen er von Karl Gustav die Zusicherung der Hülfe für den später möglicherweise eintretenden Fall verlangte, daß Polen ihn aus Rache angriffe, weil er demselben

Digitized by Google

nicht Beistand geleistet habe. Daneben stellte er jedoch noch weitere und zwar so hohe Forderungen an Schweden, daß Karl Gustav nicht darauf eingehen zu können erklärte, daher das von ihm gewünschte Bündniß mit ihm auch nicht zu Stande kam.

Gerade dies entsprach ohne Zweifel dem innersten Wunsche des Kurfürsten, der in der bedenklichen Lage, in welcher er sich befand, sich eben nicht zu frühe mochte binden wollen. Würde er — dies stellte sich bald darauf als seine unabänderlich beschlossene Absicht heraus — endlich in den Krieg hinein gezwungen, so sollten die Kriegsopfer nicht fremden Zwecken, sondern allein dem Wohle seines Landes dargebracht werden.

Der schwedisch-polnische Krieg.

Dem unternehmungslustigen Karl Gustav währten die Verhandlungen zu lange, und er befahl seinem Marschall Wittenberg, mit 17,000 Mann durch Pommern und die Neumark in Großpolen einzurücken. Hier herrschte völlige Rathlosigkeit. Johann Kasimir hatte sich an alle Welt, sogar an die Türken, um Hülfe gewandt. Auch der Kurfürst war von ihm um Beistand angegangen worden, wobei er denselben Hoffnung auf Vorpommern gemacht hatte, was freilich nicht viel sagen wollte, da die Schweden, Herren desselben, erst daraus zu vertreiben gewesen wären.

Erste Erfolge Karl's X. Gustav. Das Kriegsglück begünstigte den kühnen Schwedenkönig ganz außerordentlich. Er war seinen vorausgeschickten Truppen rasch gefolgt und hatte, mit einer zweiten Heeresabtheilung von 15,000 Mann und dem Vorschub vereinigt, im Fluge Warschau erobert. Kasimir, der den Kopf gänzlich verloren hatte, entfloh nach Schlesien. Nachdem Karl Gustav sich gleich rasch und leicht auch in den Besitz von Lithauen zu setzen gewußt hatte, konnte er schon eher den Beistand des Kurfürsten entbehren als früher. Dennoch bot er diesem für seine Parteinahme ein Stück von Lithauen an, verlangte dagegen Memel und Pillau. Der Kurfürst, der das Umschlagen des Kriegsglücks erwarten mochte, blieb bei seiner Art der Verhandlung; seine Stellung ward aber in dem Maße bedenklicher, als Karl Gustav ununterbrochen weiter siegreich in Polen vordrang. Nachdem Letzterer endlich auch Krakau eingenommen hatte und mit Anordnungen zur völligen Besitznahme des eroberten Königreichs beschäftigt war, konnte sich Friedrich Wilhelm den schwersten Besorgnissen nicht verschließen, zumal Karl Gustav jetzt eine entschieden veränderte Haltung gegen ihn zeigte.

Es war indessen dem schwedischen König klar geworden, daß der Kurfürst, der sein Heer in Preußen bereits auf 27,000 Mann gebracht hatte, keinen andern Zweck verfolge, als sich sowol von Polen, wie auch von Schweden unabhängig zu machen. Ihn noch weiterhin seine in aller Stille ausgeführten Rüstungen verstärken zu lassen, mußte bedenklich erscheinen, und er rückte ihm nun geraden Weges auf den Leib, um ihm eine offenkundige Entscheidung abzunöthigen. Einer solchen konnte der Kurfürst jetzt nicht mehr ausweichen, und so sah er sich gezwungen, am 17. Januar 1656 mit Karl Gustav den Vertrag von Königsberg abzuschließen.

Dieser Vertrag war insofern lästig für den Kurfürsten, als Preußen in demselben für ein Lehen der Krone Schwedens erklärt wurde Dagegen ward dem Kurfürsten als Lehen das Bisthum Ermeland zugesprochen. Er mußte jedoch dafür den Schweden die preußischen Seehäfen öffnen, ihnen den ungehinderten Durchzug durch das Land und 1500 Mann seiner Truppen als Hülfsmacht bewilligen. — Die Lehnsoberherrlichkeit über Preußen nur gewechselt zu sehen, solches hatte Friedrich Wilhelm freilich nicht im Auge gehabt. Doch für den Augenblick ließ sich nichts dagegen thun, er mußte sich schweigend in das Unvermeidliche fügen.

Daß das große Polenreich so plötzlich niedergeworfen werden konnte, hatten nicht allein die überlegene Kriegführung und die Tapferkeit der durch einen wirklichen Kriegshelden geführten und begeisterten Schweden, sondern eben so sehr die Parteiungen in der polnischen Adelsrepublik bewirkt.

Digitized by Google

Erhebung Polens. Von vielen Großen des Reiches war dem Könige Johann Kasimir und seinen Anhängern geradezu ein derber Schlag gegönnt worden. Als man nun aber den Druck eines fremden Gebieters über sich fühlte, als fremde Krieger — noch dazu „Ketzer“ — die Herren im Lande spielten, da erwachten Scham und Grimm über die erlittene Schmach, und das Feuer der Vaterlandsliebe begann die Parteizwietracht zu verzehren. Die Priesterschaft wußte die Menge leidenschaftlich aufzuwiegeln. Durch das ganze Land erzählten die Geistlichen, das wunderthätige Marienbild zu Czenstochau habe, als die Stadt von den Schweden belagert worden sei, die Augen verdreht und blutige Thränen geweint. Ferner ward berichtet, daß, als die Belagerer es freventlich gewagt hätten, den heiligen Ort zu beschießen, sämmtliche Ketzer daselbst im Nu von der Erde verschlungen worden seien.

Karl X. Gustav in dem eroberten Polen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Inmitten dieser Hochflut von Erregung scharten sich die Großen des Reiches zusammen, und als der Palatin von Posen, Graf Johann von Lesno, bei einem Gelage sich erhob und in heiligem Eifer ausrief: „Noch ist Polen nicht verloren! Der Feind kann uns besiegen, aber nicht für immer unterjochen!“ da flogen die krummen Säbel aus den Scheiden, und Alle schwuren, für das Vaterland zu kämpfen bis auf den Tod, und sie trugen die Begeisterung hinaus in das Land.

Die Palatine traten hierauf zu einer Konföderation zusammen, deren ausgesprochener Zweck es war, nunmehr das Land von der Oberherrschaft Schwedens vollständig zu befreien; auch sandten sie eine Botschaft zu dem immer noch in Schlesien weilenden Johann Kasimir und forderten ihn auf, zurückzukehren und sich, wie es seine königliche Pflicht erheische, an die Spitze der Bewegung zu stellen. Kasimir, wieder ermuthigt durch Vorgänge dieser Art, folgte der Mahnung, und alsbald sammelten sich unter seine Fahnen auch Diejenigen, von denen er bei dem siegreichen Vordringen des Feindes verlassen und verrathen worden war.

Digitized by Google

Da nach der Versicherung der Priester die Jungfrau Maria allein diesen Umschwung bewirkt hatte, unternahm Kasimir, statt zu rüsten, eine feierliche Prozession nach ihrem in der Marienkirche zu Lemberg befindlichen Bilde, und er that — um das Volk für den Kampf zu begeistern — vor demselben das Gelübde, „die Bauern von Leibeigenschaft und erdrückenden Lasten“ zu befreien. Wäre dies Gelöbniß und auch das gleich darauf erlassene Edikt, in welchem den Protestanten freier Gottesdienst im Lande verheißen ward, Wahrheit geworden, so bestände Polen vielleicht heut noch als selbständiger Staat. —

Indeß erfüllten die Verheißungen den nächsten Zweck: das Volk schenkte ihnen Glauben, und es begann die Rüstungen mit gleichem Eifer zu betreiben wie der Adel. Um die Sache für Karl Gustav noch bedenklicher zu machen, verband sich der Zar von Moskau mit dem Polenkönige, fiel in Livland ein, und bald loderte die Flamme der Empörung in allen von den Schweden besetzten Landestheilen empor.

Diese Zwischenfälle forderten den Schwedenkönig zu den gewaltigsten Anstrengungen auf, und er griff nun, um die Kraft der polnischen Nation zu theilen und die Bauern für sich zu gewinnen, zu einer unerhört grausamen Maßregel. Er erließ ein Edikt, durch das jedem Bauer für die Einlieferung eines rebellischen Edelmannes oder auch nur seines Kopfes Befreiung von Leibeigenschaft, Robot und Frohndienst sowie Nutznießung des Gutes desselben auf sechs Jahre und dem Edelmanne für eine gleiche Handlung die Hälfte der Güter des Eingelieferten oder Getödteten zugesichert ward.

Nun erging auch von Polen aus an Friedrich Wilhelm die Aufforderung zum Beistande. Die Antwort des Kurfürsten lautete dahin, daß er bereit sei, der Republik Polen mit seiner ganzen Macht zu Hülfe zu ziehen, wenn dieselbe sich zur Zahlung der Kriegskosten verpflichte und ihm außerdem die Zusicherung ertheilt werde, daß man ihn gegen Schweden für alle Fälle sicherstellen wolle. Dies führte wieder zu Unterhandlungen und brachte ihm Das, was er wünschte — Zeitgewinn.

Einzelne Kämpfe zwischen schwedischen und polnischen Heerhaufen blieben einflußlos für den Ausgang des neu beginnenden Krieges, und lebhafter ward hier wie dort der Wunsch empfunden, den Kurfürsten, dessen wachsende Macht man auf beiden Seiten richtig zu würdigen begann, völlig für sich zu gewinnen.

Der zu Königsberg zwischen Schweden und Brandenburg abgeschlossene Vertrag war nicht dazu angethan, dem Kurfürsten einen Sieg der schwedischen Waffen besonders wünschenswerth erscheinen zu lassen. Dies mußte sich Karl Gustav selbst sagen, und Erwägungen solcher Art mochten ihn bestimmen, mit Friedrich Wilhelm am 25. Juni 1656 zu Marienburg einen neuen Vertrag einzugehen, der für diesen günstigere Bedingungen enthielt. Dem Kurfürsten ward darin Beistand gegen jeden Angriff auf seine Besitzungen zugesichert, wogegen er sich zu verpflichten hatte, 4000 Mann den Schweden als Hülfstruppen beizugeben und außerdem seine übrige Kriegsmacht bereit zu halten, um sie, so weit er sie entbehren könne, für Schwedens Sache eintreten zu lassen. — Dem Vertrage hatte man geheime Artikel beigefügt, die sich auf die Ueberlassung polnischer Landestheile an Brandenburg bezogen; auch waren mehrere drückende, die Lehnsherrschaft Schwedens über Preußen betreffende Bestimmungen für aufgehoben erklärt worden.

Jetzt war die Zeit des Handelns für den Kurfürsten gekommen, und er trat nun offen als der Verbündete Schwedens hervor. Johann Kasimir befand sich in Warschau; 40,000 Polen lagerten vor der Stadt und hatten geschworen, die auf ihrem Lande lastende Schmach zu rächen. Dazu waren noch Scharen von Tataren und Kalmücken herbeigekommen, um an dem Kampfe Theil zu nehmen. Ein Versuch des französischen Gesandten, den Frieden zu vermitteln, scheiterte. Kasimir war jetzt von einer solchen Siegesgewißheit erfüllt, daß er äußerte: „Die Schweden habe ich für die Tataren zum Frühstück bestimmt, dem brandenburger Kurfürsten aber werde ich ein stilles Plätzchen anweisen, wo weder Sonne noch Mond scheint.“ —

Digitized by Google

George Derfflinger.

Die dreitägige Schlacht bei Warschau.

Ehe wir an die Schilderung der Schlacht bei Warschau gehen, müssen wir eines Mannes gedenken, der einer der Helden dieses Zeitraumes der Geschichte ist — Derfflinger's.

George Derfflinger wurde als „sehr geringer Leute Kind" in dem österreichischen Dorfe Neuhofen an der Traun im Lande „ob der Enns" geboren. Seine Eltern bekannten sich zur evangelischen Religion. Um den Verfolgungen, denen sie in ihrer Heimat um ihres Glaubens willen ausgesetzt waren, zu entgehen, wanderten sie nach Böhmen aus, woselbst der Kaiser Rudolf den Evangelischen das Recht der freien Religionsübung gewährt hatte (S. 385). Wir wissen, daß der jenes Recht zusagende kaiserliche „Majestätsbrief" im Jahre 1618 außer Beacht gesetzt und dadurch Böhmen zum Aufstand veranlaßt ward. Die Seele des Aufstandes war der tapfere Graf Heinrich Matthias von Thurn. Im Jahre 1620 kam es zu der für die evangelische Sache unglücklichen Schlacht am Weißen Berge (S. 390). Am tapfersten stritt auf böhmischer Seite Graf Thurn, und der kleinen Schar berittener Kämpfer, mit denen er am längsten auf dem Schlachtfelde aushielt, gehörte der damals erst vierzehn Jahre zählende George Derfflinger an. So frühzeitig war George in den Kriegsdienst getreten; der Umstand, daß er unter den Reitern Aufnahme gefunden hatte, spricht schon von selbst dafür, daß er bereits außerordentlich rüstig gewesen sein muß.

Das ist Alles, was in neuerer Zeit Karl von Kessel, in neuester Zeit Graf Ernst zu Lippe-Weißenfeld über die erste Zeit Derfflinger's als einzig Zuverlässiges ermittelt, und womit die Genannten zugleich die Angabe des Herrn von Pöllnitz, der den jungen Derfflinger als Schneidergesellen in die Welt gehen und aus keinem andern Grunde, als weil es ihm an dem Fährgeld fehlt, Kriegsmann werden läßt, in das Gebiet der Dichtung verwiesen haben.

Ein Sohn von Eltern, die Haus und Heimat aufgeben, um Gott nach ihrer Weise dienen zu können, mochte sicherlich von der heiligen Flamme der Begeisterung ergriffen sein, die so viele tapfere Männer und Jünglinge antrieb, in das von Thurn geführte böhmische Heer einzutreten. Wir wissen, daß in dem großen Kriege viele Krieger, hohe wie niedere, den Waffendienst lediglich als Handwerk ansahen, daß sie den Dienst wechselten, je nachdem hüben oder drüben größerer materieller Vortheil lockte. Anders Derfflinger. Er focht

Digitized by Google

wol unter mehreren Fürsten, aber immer nur für die evangelische Sache, der er Zeit seines Lebens von ganzem Herzen zugethan blieb. — Graf Thurn, der sich nach Schlesien gewandt und Glatz besetzt hatte, leistete den Kaiserlichen daselbst so lange heldenmüthigen Widerstand, bis ihm Abzug mit allen kriegerischen Ehren zugestanden ward. Dann ging er zur Unterstützung Bethlen Gabor's nach Siebenbürgen, unter dessen Führung Derfflinger einige Jahre diente.

Um diese Zeit lag Gustav Adolf noch mit den Polen in Krieg, und damals schon wünschte Bethlen Gabor die Betheiligung des nordischen Königs an dem Kriege gegen den Kaiser. Aber wir wissen, daß es dem Könige Gustav Adolf erst mehrere Jahre später gelang, mit den Polen einen Waffenstillstand zum Abschluß zu bringen, der es ihm ermöglichte, sich zu Gunsten der Evangelischen an dem deutschen Kriege zu betheiligen. In der Zeit der Kämpfe Gustav Adolf's gegen die Polen trat Derfflinger in das schwedische Heer ein, und zwar wahrscheinlich versehen mit einer Empfehlung Thurn's. Daß er, der „Ausländer", sich im schwedisch-polnischen und danach in dem schwedisch-deutschen Kriege außerordentlich hervorgethan haben muß, ergiebt sich offenkundig daraus, daß er im Jahre 1635, also im seinem neunundzwanzigsten Lebensjahre, Oberstleutnant eines Reiterregiments ward. Ein solches Emporsteigen auf Grund eigener Kraft zeigt, daß ihm, dem Sohne „sehr geringer Leute", das Adelsdiplom eines starken, auf Hohes und Edles gerichteten Willens in seine Wiege gelegt worden war. „Den Menschen macht sein Wille groß und klein."

Bis zum Jahre 1648 stand Derfflinger in schwedischen Diensten, zuletzt als „Oberst zu Roß", d. i. als Inhaber eines Reiterregiments. Wenige Hauptschlachten sind geschlagen worden, an denen er nicht Theil genommen hätte. Und welche Schule hat er durchgemacht unter Heerführern wie Thurn, Bethlen Gabor, Gustav Adolf, Bernhard von Weimar, Baner, Torstenson! — Beim Abschluß des Westfälischen Friedens (1648) forderte er seine Verabschiedung, die ihm unter Gewährung einer reichen Belohnung zutheil ward.

Einige Jahre zuvor schon hatte er sich in Berlin mit dem Fräulein Tugendreich von Schaplow, der Schwester eines seiner Waffengefährten, die im Brandenburgischen mehrere Güter besaß, vermählt. In dem Jahre, in welchem der Kurfürst mit seiner Gemahlin in Berlin einzog, finden wir ihn in friedlicher Beschäftigung auf seinen Gütern, zumeist in Gusow bei Küstrin. „Es ist erkennbar", sagt der oben genannte Graf Ernst zur Lippe-Weißenfeld, „wie vortheilhaft es dem Küstriner Gelände sein mußte, daß dort ein ehemaliger Reitergeneral sich seßhaft machte. Die Gelder, welche er im Kriege erübrigt und beim Ausscheiden aus dem Dienst empfangen, flossen vorerst einigen armen Edelleuten zu, welche jetzt wieder „Arbeitgeber" wurden; demnach kamen diese raren Münzstücke dem „kleinen Mann" zugute bei Wiedererwachen der verschiedenen Erwerbsthätigkeiten.

Bewegung, das ist das Element des Kavalleristen; wir können uns überzeugt halten von der hochgradigen Rührigkeit Derfflinger's in Gusow; mit demselben Eifer, wie er den Pallasch geführt, amtirte er jetzt bei der Pflugschar. Viel gab es zu bauen, zu bessern, zu schaffen. „Seiner niedern Herkunft stets eingedenk, von Stolz und Hoffart fern, fiel unserm Helden ein beeifernd freundlich Wort nicht schwer, schwache Geister ermahnend, weil nimmer er es leiden mag, daß da, wo er befehlen und helfen kann, Verzagtheit sinnbethörend wirkt und Trägheit edle Zeit verliert."

Nach achtundzwanzig Kriegsjahren und in dem Alter von vierundvierzig Jahren mochte es vielleicht Derfflinger's Wunsch sein, den übrigen Theil seines Lebens in Ruhe zuzubringen. Aber es war ihm vorbehalten, seinem neuen Vaterlande noch außerordentlich werthvolle Dienste zu leisten. Der Kurfürst vernahm von ihm, und als der schwedisch-polnische Krieg begann, ließ er an ihn die Aufforderung ergehen, in seinem Heere Dienste zu nehmen. Derfflinger, seiner Tüchtigkeit sich bewußt, machte hohe Forderungen und trat nach längeren Verhandlungen als ältester Generalwachtmeister in die kurbrandenburgische Armee ein.

Ein Zeitgenosse Derfflinger's giebt uns folgende Schilderung des Aeußern des seltenen Kriegsmannes: „Ein starkes krauses Haar ziert sein Haupt, sein Gesicht ist durch die breite

Digitized by Google

Stirn, starke Augenbrauen, lebhafte Augen, große Nase, dickes Kinn, volle Wangen und Unterkehle kenntlich, welches der Bart über der Oberlippe noch mit mehreren Merkmalen versehen hat. Er ist ein wohlgebildeter, großer und starker Mann, den schon die Natur zum Krieger gemacht zu haben scheint." In der von dem Italiener Letti herausgegebenen brandenburgischen Geschichte, deren Verfasser in Berlin war, heißt es: Derfflinger mache jedesmal, wenn er bei Hofe erscheine, eine sehr gute Figur. Er sei ein tüchtiger Haudegen und gleichzeitig ein sehr angenehmer Hofmann von vornehmen Umgangsformen, viel Sanftmuth und Artigkeit. Und ebenso müsse anerkannt werden, daß er eine Persönlichkeit von großem Verstand sei, geboren für die militärische Kunst, der sich durch lange Kriegsübung herangebildet habe zu einem der geschicktesten Feldherren. — Seinen kriegerischen Zeitgenossen galt er als ein Mann der That, der Kühnheit mit Besonnenheit trefflich zu verbinden verstand. Sicher ist es freilich, daß es um seine Schulkenntnisse in hohem Grade mangelhaft bestellt war. Dennoch sehen wir in ihm einen Mann, der seine Zeit verstand, und der auch seiner Stellung gewachsen war; seine natürliche Begabung befähigte ihn sogar, bei staatsmännischen Unterhandlungen eine hervorragende Thätigkeit zu entfalten. — Wie wir gesehen haben, hatte der Kurfürst nunmehr auch sein Schwert gezogen, und zwar, um an der Seite der Schweden gegen Polen zu kämpfen. Er mußte sich nun sagen, daß, wenn Schweden geschlagen werde, Kasimir unmittelbar darauf ihn mit Macht angreifen würde, um Rache, nicht nur für Verweigerung der erbetenen Hülfe, sondern mehr noch für den dem Feinde geleisteten Beistand zu nehmen. Gewinn und Verlust des Herzogthums Preußen stand auf dem Spiele!

Darin lag der Grund, daß der Kurfürst nicht 4000 Mann, wozu er nur verpflichtet war, sondern 18,000 Mann — zwölf Reiterregimenter, drei Dragonerregimenter und fünfzehn Regimenter Fußvolk mit 30 Geschützen — dem Könige von Schweden zuführte.

Das vereinte schwedisch-brandenburgische Heer war, da die Schweden 16,000 Mann zählten, 34,000 Mann stark. An der Spitze desselben rückten die beiden Fürsten dem polnischen, 40,000, nach Einigen sogar gegen 100,000 Mann starken Heere entgegen, das vor Praga, dem auf der linken Weichselseite liegenden Warschau gegenüber, eine gutgewählte feste Stellung innehatte. — Im Hinblick auf die überlegene Zahl seiner Streiter sowie auf mehrere kleinere für sie günstig ausgefallene Gefechte, namentlich aber auch auf die außergewöhnlich gute Stellung des Heeres war der Polenkönig des günstigen Erfolges seiner Sache sicher.

Er wies daher auch die neuen Vermittlungsversuche des französischen Gesandten zurück. „Ich habe einmal die Schweden den Tataren zum Frühstück geschenkt", sagte er. „Und dem abtrünnigen Kurfürsten habe ich ein Gefängniß zugedacht, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen soll; darum muß die Schlacht schon vor sich gehen." Die größte Zuversicht aber trug die stolze und intrigante Königin Marie Ludovika, eine Italienerin aus dem Hause Gonzaga, zur Schau. Sie fuhr mit ihren Damen und ihrem ganzen Hofstaate hinaus, um bei Praga auf der Weichselbrücke von einem hohen Pavillon, den ihr Gatte hatte errichten lassen und in dem für sie ein Thronsessel aufgestellt stand, der Schlacht und der Flucht der Feinde zuzuschauen, wovon sie sich eine wahre Lustpartie versprach. Ihre eigenen Pferde hatte sie zur Bespannung der Geschütze hergegeben; mit Feuerworten entflammte sie die polnischen Edelleute, welche ihre Rosse vor ihr tummelten, und sie lächelte gar holdselig, als einer der Edlen ihr zurief: „Wir werden die Säbel gar nicht gebrauchen; so elende Feinde kann man mit Peitschen und Karbatschen aus dem Lande jagen!"

Die Schlacht vor Warschau. Am Abend des 27. Juli 1656 nahmen die Verbündeten dem Polenheere gegenüber Stellung. Da die Fußsoldaten auf beiden Seiten an der Kleidung wenig zu unterscheiden waren, so einigten sich Friedrich Wilhelm und Karl Gustav dahin, daß die Brandenburger grüne Eichenzweige, die Schweden dagegen Aehrenbüschel als Erkennungszeichen an ihren Hüten tragen sollten.

Am 28. Juli rückte das vereinte Heer zum Angriff vor. „Mit Gott!" war das Feldgeschrei, das der Kurfürst seinen Brandenburgern gegeben hatte. Er führte den linken

Digitized by Google

Flügel, Karl Gustav den rechten. Die nächsten Bewegungen hatten den Zweck, die Stärke des Feindes, seine Stellung und die Umgegend kennen zu lernen. Der Vortrab der Polen wurde zurückgeworfen, das verbündete Heer gelangte bis dicht vor die Schanzen, wo es ein heftiges Geschützfeuer auszuhalten hatte. Gegen Abend zog es sich etwas zurück. Der oben angegebene Zweck war zum großen Theile erreicht, und es konnte nun in der Nacht ein Angriffsplan festgestellt werden.

In der Morgendämmerung des 29. Juli bewegte sich das verbündete Heer links durch den Wald von Bialolenka. Ohne großen Widerstand zu finden, nahm der Kurfürst eine Höhe, von der er das polnische Heer mit schwerem Geschütz beschießen ließ. Die Polen, dadurch bedrängt, machten sofort heftige Anstrengungen, den Kurfürsten aus dieser ihnen gefährlichen Stellung zu vertreiben. Polnisches Fußvolk brach aus den Schanzen stürmend gegen die Höhen vor, während 2000 tatarische Reiter den Feind im Rücken und an der linken Seite ungestüm anfielen. Angriff und Abwehr wurden gleich tapfer geführt.

Christoph von Sparr.

Als Karl Gustav den von einer Uebermacht ausgeführten Angriff auf die Brandenburger bemerkte, rückte er ihnen mit seinen Schweden zu Hülfe. Im Laufe des immer heftiger entbrennenden Kampfes trat ein Wechsel der Stellungen ein, so daß die Schweden nach einiger Zeit den linken Flügel des verbündeten Heeres bildeten.

Der Kurfürst behauptete seine Stellung, und die nach oft wiederholten, jedoch fruchtlosen Anstrengungen endlich zum Rückzug genöthigten Polen mußten ihm einen Theil des Schlachtfeldes überlassen. Dies war das Ergebniß des zweiten Schlachttages.

Es brach der dritte Tag, der Entscheidungstag (30. Juli), an. Zuerst wurde der von den Polen durch starke Verhaue befestigte Wald vor Praga unter Führung des tapfern brandenburgischen General-Feldzeugmeisters Sparr mit Erfolg angegriffen, während die Schweden den Feind auf anderen Orten beschäftigten. Nun aber geriethen die von Sparr geführten Brandenburger in das mörderische Feuer einer vom Feinde besetzten Anhöhe. Kaum bemerkte dies der Kurfürst, als er plötzlich zu einem Angriff auf die Anhöhe vorging. Der Tapferkeit der Brandenburger vermochten die Polen, denen die Deckung der Geschütze anvertraut war, nicht lange zu widerstehen. Ein Theil derselben wurde niedergehauen, ein anderer in die Flucht geschlagen. Unter Siegesruf setzten sich die Brandenburger auf der Anhöhe fest und wandten sofort die eroberten Geschütze auf den Feind. Als nun das Feuer aus den genommenen Batterien auf das polnische Fußvolk eröffnet wurde, und auch Sparr mit einer Abtheilung auf dasselbe einen neuen heftigen Angriff von der Seite unternahm, begann es zu weichen.

Digitized by Google

Dieſer Erfolg erhöhte den Muth der Brandenburger, die nun mit verdoppeltem Eifer auf den Feind einſtürmten. Bald entſtand eine grenzenloſe Verwirrung in dem polniſchen Heere. „Da kam“, wie der Kurfürſt ſpäter berichtete, „ein hoher General von den Polen herüber, welcher zweimal als gewiß verſicherte, daß das Fußvolk um Quartier bitten laſſe.“

Angriff der Brandenburger in der Schlacht bei Warſchau.

Friedrich Wilhelm ließ das Feuer einſtellen, und es ergab ſich ihm ein großer Theil des polniſchen Fußvolks; mit den Gefangenen gelangten zugleich 12 Geſchütze und ein Mörſer in die Gewalt des Kurfürſten. — Die Verwirrung in dem übrigen Theile des polniſchen Heeres war unterdeſſen in eine wilde Flucht ausgeartet. Alles ſtürzte der Weichſelbrücke zu, um hinter der dort befindlichen ſtarken Schanze Sicherheit zu gewinnen.

Vergebens winkte die Königin von ihrem erhöhten Sessel in Praga den Ihrigen zu, den Kampf noch einmal aufzunehmen. Bald erdröhnte die Weichselbrücke vom Rossegestampf der Fliehenden, unter denen sich in erster Reihe der König befand.

Die Schlacht war für die Polen vollständig verloren, ja die Trümmer ihres Heeres würden ohne Zweifel der völligen Vernichtung anheimgefallen sein, hätten nicht den Kurfürsten ernste Erwägungen von einer Verfolgung des Sieges zurückgehalten. Polen mußte geschlagen werden; aber eine völlige Vernichtung der polnischen Heereskraft würde dem Könige von Schweden ein zu großes Uebergewicht über den Kurfürsten verliehen haben. Daher die Mäßigung Friedrich Wilhelm's. — Der König von Polen floh in der Nacht, das polnische Heer zerstreute sich nach allen Richtungen hin, die Sieger zogen am nächsten Tage in Warschau ein. Es fiel ihnen große Beute zu. Die Marmorsäulen, die später die Treppe des Oranienburger Schlosses schmückten, gehörten ebenfalls der Beute aus Warschau an.

Der Kurfürst, der längst schon bei seinen denkenden Zeitgenossen in dem Rufe eines ausgezeichneten Staatsmannes stand, hatte sich nun auch als ein tüchtiger Feldherr bewährt, wodurch sein Ansehen ungemein stieg. Zu dem Ehrenschmucke der Tapferkeit gesellte sich für den Kurfürsten der der Bescheidenheit, welcher seiner Heldenstirn nicht minder wohl anstand als jener. Für das „Theatrum europaeum", die vielgenannte Chronik jener Zeit, hatte ein gewisser Kannenberg eine Schilderung der Schlacht zu schreiben. Das Manuskript enthält folgende Randbemerkung: „Endlich hat sich die Stunde gefunden, die Warschauer Bataille Sr. Kurf. Durchlaucht fürzulesen, und habe ich darin ausstreichen und korrigiren müssen; wie daraus zu ersehen seiu wird. S. K. D. hat nicht das darin Ihm zugelegte Lob ertragen können, und sagten Sie, daß Sie lieber zu wenig als zu viel Ruhmes dabei haben wollten."

Von allen Seiten wurden dem Kurfürsten Glückwünsche zutheil; unter anderen auch von England, wo gerade zu dieser Zeit Oliver Cromwell sich im Vollbesitz der Macht befand. In dem Schreiben desselben heißt es: „Da Ew. Hoheit ausgezeichnete, auf dem ganzen Erdenrunde schon berühmte Tapferkeit und Tugend im Krieg und Frieden, Eure Größe und Standhaftigkeit von der Art sind, daß sich um Eure Freundschaft fast alle Nachbarfürsten bewerben, Niemand sich einen treueren und beständigeren Freund und Bundesgenossen wünschen mag, so haben wir, um Euch zu zeigen, daß auch wir zu Denen gehören, die von Euch und Euren ausgezeichneten Verdiensten um das Gemeinwesen die allerbeste Meinung hegen, den edlen Lord William Jepson, tapfern Obersten und Mitglied unseres Parlamentes, an Euch abgeordnet, um Euch in unserm Namen aufs Beste zu grüßen und Euren Angelegenheiten den glücklichsten Fortgang zu wünschen, auch unser Wohlwollen und vollkommene Zuneigung Ew. Durchlaucht auf das Ausführlichste mitzutheilen.

Oliver Cromwell, Protector der Republik England."

Daß an dem österreichischen Hofe die sich immer entschiedener aufdrängende Ueberzeugung von der staatsmännischen und kriegerischer Begabung des Kurfürsten nicht gleiche Empfindungen erregte, wie in dem protestantischen England, bedarf weiter keiner Worte.

Wir wissen, welche Gefahren Friedrich Wilhelm beim Beginn der Feindseligkeiten zwischen Schweden und Polen für das Fortbestehen der kurbrandenburgischen Rechte auf den Besitz des Herzogthums Preußen aufsteigen sah, wir wissen auch, wie er ihnen zu begegnen suchte. Sehen wir nun zu, wie er sein Ziel, zu dem nicht eine gerade, sondern eine vielfach gewundene Linie führte, weiter verfolgte.

Die Verträge zu Labian und Wehlau. Den gewonnenen Sieg möglichst auszunutzen, namentlich dem Feinde durch schnelle Verfolgung weitere Niederlagen beizubringen, daran mußte natürlich dem Schwedenkönige vor Allem liegen. Seiner Aufforderung, in diesem Sinne weiterhin mit ihm gemeinsam zu handeln, entsprach indeß der Kurfürst nicht. Er wies darauf hin, daß 20,000 Lithauer und Tataren mit einem Einfall in Preußen drohten, weshalb er zurückzukehren gezwungen sei, und er führte auch, zum großen Verdrusse Karl Gustav's, diesen Entschluß aus.

Digitized by Google

Ohne Beihülfe des Kurfürsten vermochte der König von Schweden mit der ihm augenblicklich zu Gebote stehenden Streitmacht Weiteres nicht auszurichten, und da ihm auch Kunde zukam, daß gegen das damals schwedische Livland ein starker russischer Heerhaufen im Anrücken begriffen sei, verließ er ebenfalls Polen und folgte dem Kurfürsten nach Preußen.

Im südöstlichen Theile dieses Landes hatten indeß Tataren und Polen grausam gewirthschaftet: 13 Städte, 249 Flecken, Dörfer und Höfe und 37 Kirchen lagen in Asche; 23,000 wehrlose Menschen waren getödtet und 34,000 in die Sklaverei geführt worden. Hunger und Krankheit rafften im Ganzen gegen 100,000 Menschen hinweg. Es läßt sich ermessen, mit welch bewegtem Herzen der Landesherr die verwüsteten Gegenden betrat.

Karl Gustav begann zu fürchten, diese grausame Heimsuchung Preußens möchte in dem Kurfürsten den Entschluß erregen, sich mit Polen wieder auf einen guten Fuß zu setzen, um ähnliche Einfälle unmöglich zu machen. Da er sich nun aber auch zugleich erinnerte, wie mißmuthig der Kurfürst es aufgenommen hatte, als er bei einer Gelegenheit mit seinem Rechte der Oberlehnsherrschaft hervorgetreten war, so meinte er der Erhaltung eines tapfern Bundesgenossen dieses Recht opfern zu müssen, und sandte einen Grafen von Schlippenbach zu ihm, der, nach Lage der Umstände, Bedingungen mit demselben eingehen sollte. Gegen diesen that Friedrich Wilhelm die Aeußerung: „er sei nicht länger willens, all das Seinige vor die lange Weile in die Schanze zu schlagen und die von dem Könige von Polen gemachten vortheilhaften Vorschläge von der Hand zu weisen.“ Um nun dem gefürchteten Bruche zuvorzukommen, erklärte der Graf von Schlippenbach, Karl Gustav sei bereit, auf sein Recht der Oberlehnsherrschaft über Preußen zu verzichten, und so kam zwischen Schweden und Brandenburg der Vertrag zu Labiau (20. Nov. 1656) zu Stande, nach welchem der Kurfürst zum unnabhängigen Herzoge von Preußen erklärt wurde, er dagegen Schweden seinen Beistand zur Behauptung Westpreußens und anderer polnischer Gebiete zusicherte. — Freilich hatte damit noch nicht Polen seinen Rechten auf die Oberlehnsherrschaft über Preußen entsagt. Auch war die Lage des zwischen Uebermuth und Verzagtheit schwankenden Polenkönigs inzwischen günstiger geworden. Er hatte seine zersprengten Truppen zusammengezogen, Warschau wieder besetzt und war mit einer bis auf 40,000 Mann angewachsenen Heeresmacht vor Danzig gerückt, um die Scharte von Warschau auszuwetzen. Hierdurch ward zunächst den Landen des Kurfürsten außerordentlicher Schaden bereitet; denn die Tataren- und Kosakenschwärme trugen nun den Brand und Mord bis in Pommern und die Neumark hinein.

Vergebens drang der Kurfürst zu wiederholten Malen in den König von Schweden, mit Polen in Unterhandlung zu treten. Weder der Umstand, daß der Kaiser dem Polenkönige Hülfstruppen zugesagt hatte, noch der, daß das auf Schweden stets eifersüchtige Dänemark seinen Nachbar mit einem Einfall bedrohte, vermochte den unerschrockenen Karl Gustav zu dem Entschlusse zu bewegen, seine Ansprüche auf Polen aufzugeben. Gegen den Kaiser und die Polen hetzte er den Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen auf, er dagegen unternahm im Juli 1657 mit seinen Kerntruppen einen Zug gegen Dänemark.

Damit überließ er gewissermaßen den Kurfürsten seinem Schicksale. Diesem stand ein fortwährend wachsendes Heer gegenüber, lechzend danach, die erlittene Schmach zu rächen; während Johann Kasimir zugleich danach trachtete, seine Lehnsherrschaft über Preußen wieder zur Geltung zu bringen, wo nicht gar den Kurfürsten durch Gebietsabnahme zu strafen. Die polnischen Großen wenigstens hegten sicherlich Absichten dieser Art; überdies sah sich der Kurfürst auch von dem russischen Zaren Alexei bedroht. Alles dies erwägend, konnte es ihm nur willkommen sein, daß der Kaiser ihm seine Vermittlung zu einem Vertrage mit Polen anbot.

Wie zu vermuthen war, verlangte Johann Kasimir die Wiederanerkennung der polnischen Oberlehnsherrlichkeit und rechnete im Hinblick auf die allerdings augenblicklich bedrängte Lage des Kurfürsten mit Gewißheit auf die Annahme dieser Bedingung.

Digitized by Google

Darin irrte er sich. Der Kurfürst erklärte, unter keinen Umständen freiwillig wieder in eine Lage zurückkehren zu wollen, aus der er sich durch einen Kampf, den zu führen er gezwungen worden sei, befreit habe. Gehe Polen daher von dieser Forderung nicht ab, so sei er bereit, die Entscheidung dem Schwerte zu überlassen. Auf einen Waffengang mit dem Kurfürsten, dessen kriegerische Tüchtigkeit er bei Warschau genügend kennen gelernt hatte, mochte es Johann Kasimir bei näherer Ueberlegung aber doch nicht ankommen lassen, und so kam (im September 1657) zwischen ihm und dem Kurfürsten der Vertrag zu Wehlau zu Stande. Darin gestand auch Polen dem Kurfürsten die volle Landeshoheit in dem Herzogthume Preußen zu; ferner erhielt er die Herrschaften Lauenburg und Bütow in Hinterpommern, und es ward ihm außerdem Elbing, das sich freilich thatsächlich für jetzt noch im Besitze Schwedens befand, zugesprochen. Dagegen gab der Kurfürst alle in Polen gemachten Eroberungen heraus und versprach, im Falle Polen in einen Krieg verwickelt werde, ihm 1500 Mann Hülfstruppen zu stellen.

So war jetzt das Herzogthum Preußen von den drückenden Fesseln auswärtiger Oberherrlichkeit gelöst; aber Karl Gustav, der kühne Eroberer, stand drohend und zürnend in der Ferne, und es hing nun ganz von dem nächsten Thun desselben ab, ob der Kurfürst von ihm bedrängt werden würde oder nicht. Wiederum drang der Kurfürst in ihn, mit Polen ebenfalls Frieden zu schließen. Karl Gustav wies Aufforderungen dieser Art zurück, indem er, seinem Glücke vertrauend, den Tag noch zu erleben hoffte, an dem er sowol an Brandenburg wie an Polen würde Rache nehmen können.

Einem solchen Feinde gegenüber hieß es doppelt vorsichtig sein. Friedrich Wilhelm schloß daher 1657 mit Dänemark und im Jahre darauf auch mit dem Kaiser ein Bündniß. Ferner suchte er sich mit Alexei, dem grausamen Zaren von Rußland, in ein gutes Einvernehmen zu setzen, was aus dem im morgenländischen Despotenstil verfaßten Schreiben der russischen Majestät zu erkennen ist, in welchem es heißt: „Im abgewichenen 7164 sten Jahre (seit Erschaffung der Welt), hast Du gesandt Uns, großen Herrn Zaren, Majestät, Durchlauchtigster Kurfürst, Deinen Gesandten, den getreuen Freiherrn von Eylenburg, Uns mit Deinem Brief zu begrüßen, daß Wir, großer Herr und Zar, Majestät wollten begnadigen und befehlen Deinem Gesandten, vor Uns großen Herr und Majestät zu kommen und Unsere Zar'sche klare Augen zu sehen und Deinen Brief zu empfangen u. s. w."

Karl Gustav setzte indeß seine Anstrengungen gegen Dänemark fort, und der Kurfürst erkannte es klar, daß er zu seinem eigenen Heile Dänemark jetzt beistehen müsse, für welches nun auch der Kaiser mit eintrat. Wie Paul Hassel kürzlich in einem lesenswerthen Vortrage nachwies, hat der Feldzug des Kurfürsten mit dem Feldzuge Preußens und Oesterreichs, der im Jahre 1864 stattfand, große Aehnlichkeit. „Auch im September 1658 zogen preußische und österreichische Soldaten, zu einem Reichsheere vereint, über die Elbe und Eider. Der Feind hatte ohne Besinnen Holstein geräumt, schon im Oktober stand der Kurfürst in Flensburg. Dann, nachdem die festen Plätze Schleswigs gefallen, wurde das Hauptquartier nach Düppel verlegt. Man besitzt noch die von dem Kurfürsten entworfene Instruktion zum Uebergang auf Alsen. An einem kalten Dezembertage wurde dies schwierige Werk ausgeführt. Etwa 1800 Oesterreicher und Brandenburger landeten unter der Bedeckung dänischer Orlogschiffe oberhalb Sonderburg. Der Feind zog sich auf den Nordrand der Insel zurück; auch hier mußte er sich ergeben. Es folgte die Besetzung Jüttlands; Friedericia wurde von dem Kurfürsten genommen. In unübertroffener Kühnheit führte er aus der Koldinger Bucht 1500 Oesterreicher und 1500 der Seinen auf dänischen und holländischen Schiffen gegen die Insel Fanöe, und nachdem der Angriff fünfmal zurückgeschlagen worden war, gewann er das Ufer (10. Juni 1659)." Auch auf Fünen geschlagen und in Schwedisch-Pommern angegriffen, vermochte Karl Gustav seine Stellung in dem dänischen Reiche nicht mehr zu behaupten. Der Kurfürst hatte beschlossen, bei dieser Gelegenheit die Rechte Kurbrandenburgs auf Schwedisch-Pommern geltend zu machen.

Digitized by Google

Aber schon war Frankreich für Schweden mit eingetreten. Sowol an den Kurfürsten wie an Karl Gustav ergingen von allen Seiten Mahnungen, in Friedensverhandlungen zu treten. Am kaiserlichen Hofe wünschte man eben so wenig eine Vergrößerung der Macht Karl Gustav's, als der des Kurfürsten. Karl Gustav sah sich durch seine bedrohte Lage gezwungen, auf Friedensverhandlungen einzugehen, jedoch mochte er im Hinblick auf spätere Zeiten Vorbehalte zu machen kaum unterlassen haben. Plötzlich ereilte ihn am 12. Februar 1660 der Tod, und nun stand der Förderung des Friedenswerkes nichts mehr im Wege.

Frieden von Oliva. Nach längeren Verhandlungen in Thorn traten die Abgesandten der betheiligten Staaten in dem schön gelegenen ehemaligen Cisterzienserkloster Oliva bei Danzig zu einem Friedenskongreß zusammen. Das Ergebniß desselben war Folgendes:

Kloster Oliva, Ort des Friedensschlusses vom 3. Mai 1660.

Die früheren Verträge von Königsberg, Marienburg und Labiau, durch die Preußen in Abhängigkeit von Schweden gerathen war, wurden als erloschen erklärt; Polen dagegen bestätigte den Vertrag von Wehlau, der Preußens Unabhängigkeit aussprach, nochmals. Außerdem verpflichteten sich Schweden und Brandenburg, die einander bei der Kriegführung abgenommenen Gebiete herauszugeben. — Die Unterzeichnung dieses für Brandenburg so wichtigen Friedens fand am 3. Mai 1660 zu Oliva statt. In den fünf schweren Jahren von 1655 bis 1660 hatte der Kurfürst die Möglichkeit gewonnen, das Herzogthum Preußen nunmehr dem Hauptlande Brandenburg innerlich, organisch, zu verbinden. Dies zu Stande zu bringen, war die nächste Aufgabe, die zu lösen dem Kurfürsten jetzt oblag, eine Aufgabe, deren Ausführung eine äußerst schwierige war.

Wol hatten die Verträge von Wehlau und Oliva manche der Schwierigkeiten beseitigt, jedoch lange nicht alle. Der Kampf nach außen war siegreich bestanden, der im Innern harrte noch der Entscheidung. Um den Kampf, den der Kurfürst jetzt gegen die preußischen Stände auszufechten unternahm, recht zu würdigen, möge man Folgendes in Betracht ziehen.

Digitized by Google

Der Kurfürst und die preußischen Stände.

Deutschthum und Slaventhum lagen in Preußen lange in Kampf mit einander. Als dritthalbhundert Jahre früher der Deutschorden in der mörderischen Schlacht bei Tannenberg den Polen unterlegen war, schien es fast, als sei das vollständige Verdrängen der Deutschen in Preußen durch das Slaventhum nur noch eine Frage der Zeit. Westpreußen ging ganz an Polen über, Ostpreußen wurde ein polnisches Lehen. — Ein Jahrhundert später ward der hohenzollersche Albrecht Hochmeister in Ostpreußen; dann kam Preußen an Brandenburg, jedoch blieb die Lehnsabhängigkeit von Polen bestehen, bis sie Kurfürst Friedrich Wilhelm durch Muth und Klugheit zu lösen gewußt hatte. Gerade durch den Lehnsverband Preußens mit Polen war den Vorgängern des Kurfürsten das Regiment in diesem Herzogthum so schwer gemacht worden.

Die Rechte der preußischen Stände und die in den Ständen lebenden Anschauungen hinsichtlich dieser Rechte wurzelten in der Verfassung der Republik Polen. Ein Hinblick auf die Geartung des polnischen Adels und auf das Maß von Rechten, das derselbe dem von ihm gewählten Könige gegenüber in Anspruch nahm, erläutert mehr als vieles Andere den hochfahrenden Sinn, mit dem die Stände Preußens dem Kurfürsten gegenüber traten.

In Polen hatte der Adel die ganze Macht an sich gerissen, er tyrannisirte sowol die Leibeigenen als den von ihm gewählten König. Durch die Lehnsverbindung Preußens mit Polen war nun ein verwandter Geist in die preußischen Stände übergegangen. Die maßgebenden Verordneten wollten, wie ihre Vorbilder in Polen, nach unten und nach oben die Herren spielen. Es ist begreiflich, daß sie es übel aufnahmen, als der Kurfürst die Hand ans Steuerruder legte, um polnisches Wesen und Treiben auszumerzen. Bis zum Frieden von Oliva war Durchgreifendes von ihm nicht versucht worden, wiewol die Stände ihm das Leben schon sauer genug gemacht hatten. Mehrfach verweigerten sie die zur Kriegführung nöthigen Steuern, oder sie verwiesen, aufgereizt durch den König von Polen, mehr oder minder drohend auf die polnische Reichsversammlung als auf ihren obersten Gerichtshof. Dadurch war es ihnen freilich nicht gelungen, den Kurfürsten von seiner Bahn, deren letztes Ziel die Ausübung der vollen fürstlichen Macht war, abzudrängen. — Als nun mit dem Frieden die Lösung des Lehnsverbandes von Polen stattgefunden hatte, war eine Berufung auf den „obersten Gerichtshof in Polen“ nicht mehr zulässig. Wie dann die preußischen Stände weiterhin verfuhren, werden wir sogleich sehen.

Der Kurfürst hatte den Fürsten Bogislaw Radziwill zum Statthalter über Preußen gesetzt und diesem empfohlen, die Zügel fest zu fassen. Wie schwierig die Stellung des kurfürstlichen Stellvertreters alsbald ward, zeigt schon ein Schreiben desselben vom 25. Januar 1660. „Die Stände“, berichtet der Statthalter „unterwerfen sich Allem, nur von der Vertheidigung des Landes wollen sie nichts wissen, weil sie angeblich unter der Behauptung ihrer Freiheiten sich zu Grunde richten. Es sind wahre Nachbarn von Polen. Die Klage wegen Uebertreibung der Besteuerung ist sehr unbegründet; denn vergangenes Jahr haben sie im Ganzen zwei Gulden auf die Hufe gegeben. Giebt es wol ein Land der Christenheit, welches weniger besteuert sei? Königsberg zahlt keinen Heller, und die Reichsten des Landes befreien sich auf tausend Wegen. So sehr ich die Art der Beitreibung verabscheue, so sehe ich doch, daß man ohne sie keine Klobe Holz erhält, ich werde mich immer der Worte Sr. Kurf. Durchlaucht erinnern, daß man ohne Beitreibung nicht zu seinem Zweck gelangen kann. Die Ruhestörer betreiben eine Zusammenberufung aller Stände, weil sie durch ihre Beredsamkeit sich Ansehen in der Versammlung zu verschaffen hoffen. Ich rathe nicht dazu, ihre Absicht ist, der obersten Gewalt die Spitze zu bieten, und ich weiß aus Erfahrung, daß die Preußen auf ihrer Meinung bestehen, Vernunftgründe nicht annehmen. Ihre erste Forderung wird die Bestätigung ihrer Gerechtsame sein, und wenn diese nicht in allen Punkten bewilligt wird, so giebt es Anlaß zu neuen Beschwerden. Ueberdies werden

Digitized by Google

sie die Stärke und Beschaffenheit der Truppen bestimmen wollen, auch daß ohne ihre Erlaubniß keine Steuern aufgelegt werden dürfen, und so werden sie ihren Zweck, das Heer zu Grunde zu richten, erreichen wollen." Im April 1661 schreibt er: „Auch die Bürger haben heut in der Versammlung der Ritter erklärt, eher untergehen zu wollen, als zuzugeben, daß eine reformirte Kirche gebaut würde, und sollte es auch auf der Schloßfreiheit geschehen."

Es sei hier gleich bemerkt, daß die Widersetzlichkeit gegen den Kurfürsten auch von der lutherischen Geistlichkeit genährt ward. „Die Predigten waren voll politischer Demagogie, und das Lutherthum vertrat die Sache der ständischen Libertät, als wenn sie zu den Heilsmitteln gehörte", sagt Droysen in seiner „Geschichte der preußischen Politik". „Die Pastoren in Königsberg sprachen auf der Kanzel so, als wenn dem Antichrist nun der letzte Rest gegeben werden müsse." — Der Kurfürst erklärte nun um so bestimmter, daß er die Erhebung der Steuer künftig nicht mehr von dem Willen der Stände abhängig machen werde. Dies rief in einem Theile der Ritterschaft und der Bürgerschaft, namentlich der Bürger Königsbergs, gewaltige Aufregung hervor, während der kleinere Theil des Adels und die Bürgerschaft der kleineren Städte das Verfahren des Kurfürsten guthießen.

Die beiden Kalkstein und der Bürgermeister Rhode. Die heftigsten Gegner waren der Generallieutenant Albert von Kalkstein, dessen älterer Bruder, der Oberst Christian Ludwig von Kalkstein, und Hieronymus Rhode, Schöppenmeister von Königsberg. Ihnen galt es vor Allem, die alten Ständerechte aufrecht zu erhalten. Wiewol ein Pole jener Zeit sein Land, die bereits in Verfall gerathene Adelsrepublik, eine „lebendige Leiche" nennen durfte, so drohten die ebengenannten Adelsherren und der Schöppenmeister von Königsberg sowie ihre Anhänger, dahin wirken zu wollen, das deutsche Land Preußen wieder an das slavische Polen zurückzubringen. Es fanden, trotz des strengsten Verbotes, in diesem Sinne sowol Versammlungen der Adeligen als auch der Bürger statt. Ja, auf Anregung des rührigen Schöppenmeisters Rhode beantragte die Stadt Königsberg geradezu: „daß, da die Unterwerfung Preußens unter Polen zur Zeit des Ordens nur mit Bewilligung der Stände geschehen sei, diese Unterwerfung auch nur mit deren Zustimmung aufhören dürfe, die ganze Sache auf einem polnischen Reichstage zur Erledigung gebracht werden möge."

Was der polnische Adel an Standesvorrechten im eigenen Lande, freilich zu seinem schließlichen Verderben, festhielt, das würde er — dies hielt der Schöppenmeister für selbstverständlich — auch für die Stände Preußens aufrecht zu halten bestrebt sein, und in dem damit angeregten Kampfe Preußen wieder an Polen ketten. Der Adel und die Königsberger Bürgerschaft waren sich wohl bewußt, daß die Absichten des Kurfürsten ganz entschieden darauf abzielten, die Ständevorrechte zu brechen, aber auch Friedrich Wilhelm war sich vollständig klar über die Absichten seiner Gegner. Auf jeder Seite war der feste Wille vorhanden, den Kampf mit allen nur irgend anwendbaren Mitteln zu führen.

Nun stellte Rhode den förmlichen Antrag, im Namen des Landtags Abgeordnete an den Reichstag zu Warschau zu senden. Die Oberräthe untersagten die Ausführung, und der Theil der Innungen, der auf der Seite des Kurfürsten stand, rief den Schöppenmeister Rhode, als ihren Vertreter, vom Landtage ab. Doch beharrte der Landtag auch ohne den Schöppenmeister in seinem Widerstande, und Rhode trug nun die Aufregung in die weiteren Kreise der Bürgerschaft hinein. „Ich habe", schreibt der Statthalter an den Kurfürsten nach Kleve, „nie solche mißtrauische Leute gesehen, die eigentlich nicht wissen, was sie wollen. Die Bürger sind nach ihrer Gewohnheit frech. Obgleich ich dem Magistrat bewiesen habe, daß die Verrätherei in Masse, welche Rhode den Bürgern angerathen hat, sowie die Umtriebe, welche er durch seinen Sohn in Warschau bewirken läßt, klare Anklagepunkte wären, so kann ich sie doch zu keinem Geständnisse bewegen." — Die Stände beharrten dabei, dem Kurfürsten so lange die Huldigung als Landesherrn zu versagen, bis er ihre Sonderrechte gewährleistet habe. Auch bestanden sie darauf, daß die den Reformirten in dem Wehlauer Vertrage zugestandenen Rechte wieder aufgehoben werden sollten.

Digitized by Google

Wie Rhode unter den Bürgern, so hatte Generalleutnant Albert von Kalkstein sein Wühlen und Hetzen unter dem Adel gegen den Kurfürsten fortgesetzt. Als er vernahm, daß der Hauptmann Kasimir von Eulenburg lebhaft für Anerkennung der Souveränetät des Kurfürsten gesprochen hatte, schickte er ihm eine Herausforderung zu. Bald darauf behauptete er öffentlich: „der Kurfürst habe in Stendal einen lutherischen Bürgermeister mit Abforderung der Schlüssel weggejagt und an dessen Stelle einen Calvinisten eingesetzt." Er wurde festgenommen, später aber wieder freigelassen. Seitdem verhielt er sich ruhig. Desto unbeugsamer blieb sein Bruder, der ebenfalls schon genannte Christian Ludwig von Kalkstein, ein Mann von gewaltigem Körperbau und von unversöhnlicher Sinnesart. Seiner Amtshauptmannschaft entsetzt, begab er sich nach Warschau, wo er bald eine große Zahl von Landboten um sich zu scharen wußte, die ihm das Versprechen gaben, die preußischen Stände in ihrer Auflehnung gegen den Kurfürsten zu unterstützen. Die Angelegenheit gestaltete sich jeden Tag bedenklicher. Der brandenburgische Gesandte schrieb an Schwerin, den der Kurfürst ebenfalls nach Königsberg entsendet hatte, daß, wenn man nicht die sichersten Beweismittel gegen Kalkstein gehabt, es besser gewesen sein würde, „ihn ungezwackt zu lassen, da ein solcher Mensch leicht einen Stein in den Brunnen werfen könne, welchen ihrer zehn kaum auszuwinden vermöchten."

Mit gleicher Unermüdlichkeit hatte Rhode in Königsberg seine Aufreizungsversuche fortgesetzt. Er hielt Bürgerversammlungen, in denen er die Theilnehmer beschwor, sich nicht unter das kurfürstliche Joch zu beugen, dagegen „den König von Polen zu bitten, sich ihrer als Schutzherr ihrer Rechte und Privilegien anzunehmen." Er begab sich nun selbst nach Polen und forderte den König, dem er sich als Abgeordneter der preußischen Stände vorstellte, zum bewaffneten Einschreiten auf. Bald danach finden wir ihn wieder in Königsberg, seine Agitationen in der Zuversicht fortsetzend, daß die Bürgerschaft sich der Ausführung des Verhaftsbefehls, der gegen ihn bereits erlassen war, widersetzen werde.

Auf brandenburgischer Seite wünschte man jetzt, der König von Polen möchte die preußischen Stände ihres Eides förmlich entbinden, wozu man indeß am polnischen Hofe wenig Lust zeigte. Da aber der brandenburgische Gesandte wußte, daß den obersten Räthen des Königs, wie fast allen Staatsmännern jener Zeit, durch Geldgeschenke leicht beizukommen sei, so verwandte er zu diesem Zwecke einige tausend Thaler. Das half, und die Erklärung, durch welche die Stände Preußens ihres Eides enthoben wurden, erfolgte.

Auf die preußischen Oberräthe brachte dies eine gute Wirkung hervor, die Bürgerschaft Königsbergs und der größeren Städte beharrte jedoch in ihrem Widerstreben. Rhode sandte seinen Sohn nach Warschau, der dort unter Anderm Namens der Stadt Königsberg die Erklärung abgab: „sie wollten viel lieber dem Teufel unterthänig werden, als länger unter einem solchen Drucke leben." Geschähe es, daß der König offen erkläre, ihre Beschwerden seien begründet, und er sei bereit, sie in dem Kampfe für die Erhaltung ihrer Privilegien zu unterstützen, so würde das ganze Land sich erheben, um das kurbrandenburgische Joch abzuwerfen und einen festen Verband mit Polen wieder herzustellen. Der junge Rhode steckte sich hinter die Königin, bot ihr für ihren Beistand 200,000 Gulden, und es gelang ihm, mit ihrer Hülfe den König zu der Unredlichkeit zu bewegen, daß er, seiner eben erlassenen Erklärung entgegen, in einem Schreiben an „die hochherzigen Bürger in Königsberg" sie seiner besondern Theilnahme und seines Beistandes versicherte. In dem Schreiben sprach er seine Verwunderung darüber aus, „daß Rhode und seine Freunde hätten glauben können, er habe bei der Erneuerung seiner Verträge mit dem Kurfürsten ihre Rechte und Freiheiten verletzen oder vermindern wollen; vielmehr erkläre er hiermit öffentlich, daß diese vollständig erhalten werden sollten, wie er denn die Bürger in seinen Schutz nehme, aus dem er sie nie habe entlassen wollen." In einem zweiten Schreiben drückte er dem Schöppenmeister Rhode seine volle Zufriedenheit aus und sagte auch ihm seinen Schutz zu. Infolge dieser Vorgänge kam es zu einer förmlichen Verschwörung unter der Bürgerschaft, und

Digitized by Google

selbst die Oberräthe wurden, da auch Kalkstein in Warschau in seiner Weise mit Erfolg vorschritt, wieder wankend. — Die Gefahr für den Bestand der kurfürstlichen Rechte in Preußen hatte ihren Gipfelpunkt erreicht. Einer Aufforderung des Kurfürsten an den König von Polen, Kalkstein auszuliefern, wurde nicht gewillfahrt; auf Rhode, der trotz des Verhaftsbefehles in Königsberg frei umherging, fahnden zu lassen, durfte der Statthalter nicht wagen, wollte er sich nicht des Schlimmsten versehen.

Wie übel es stand, erhellt aus einigen Stellen von Briefen, die der Statthalter um jene Zeit an Otto von Schwerin schrieb. In einem Schreiben vom 25. Juli 1662 heißt es: „Unsere Gefahren mehren sich täglich, und nur die Anwesenheit des Kurfürsten kann die herben Thränen trocknen; denn unsere Nachbarn (die Polen) wollen diese Entfernung benutzen."

Abführung Rhode's nach dem Gefängniß.

„So sehr ich", schreibt er bald darauf, „dem Kurfürsten Ruhe wünschte, so sehr ich weiß, mit welchem Widerwillen er hierher geht, so muß ich doch meine Ueberzeugung offen aussprechen, daß die besten Mittel nicht so viel ausrichten, als seine Gegenwart. Ich wundre mich, daß der Kurfürst thut, als wüßte er nichts von dem offenkundigen Aufstande dieser Stadt, welche nicht nur den Schutz des Königs von Polen nachgesucht hat, sondern auch den Beistand von Schweden." — Nachdem er dann weiter in dem Schreiben darauf hingewiesen hat, daß die Stände die Zahlung der Steuern fortgesetzt verweigerten, schließt er: „Es werden Truppen und Festungen zu Grunde gehen, denn wovon sollen die Soldaten leben, und sollte der Kurfürst nicht kommen, so bitte ich um meinen Abschied, damit ich nicht den Gram ins Grab nehme, Preußen sei unter meiner Verwaltung zu Grunde gegangen."

Digitized by Google

Zugleich richtete der Statthalter an den Kurfürsten die dringendste Aufforderung, schleunigst herbeizueilen, da es ihm nicht möglich sei, dem wiederholt gegebenen Befehle des Kurfürsten, „Rhode beim Kopf zu nehmen", nachzukommen. „So lange Rhode das Staatsruder führt", schreibt er, „so lange er sich durch seine listigen Anschläge geltend zu machen weiß, werden wir schwer etwas ausrichten; obgleich die Meisten ihm entgegen sind, so wagt doch keiner zu widersprechen, da ihm Alles gelingt. Rhode will eine Staatsveränderung und wird sein Lebelang die Souveränetät verfolgen. Des Kurfürsten Ankunft und Rhode's Haft wird Alles beruhigen, sonst ist Preußen verloren."

Am 18. Oktober traf der Kurfürst in Königsberg ein. Sein Erscheinen machte den besten Eindruck; in die Schwankenden kehrte das Vertrauen zurück, die Zahl der Gegner ward geringer. Der Kurfürst befahl nun dem Statthalter, sich augenblicklich des Schöppenmeisters zu bemächtigen. Ein Versuch, ihn auf offener Straße festzunehmen, mißlang, da das Volk sich um ihn scharte und eine drohende Haltung annahm. Da ward zu einer List gegriffen. Während die Bürger in den drei Rathhäusern zur Vernehmung von kurfürstlichen Bescheiden versammelt waren, füllte sich nach und nach die Straße, in der Rhode wohnte, mit Rüstwagen, die aus dem Schlosse kamen. Rhode lag im Fenster, ohne zu ahnen, daß dies Alles ihm gelte. Der Zug hielt; an einem Ende der Straße wurden die Wagen, wie von ungefähr, so verschoben, daß sie den Zugang benutzen. Plötzlich drangen Dragoner in Rhode's Haus, bemächtigten sich seiner und führten ihn auf diese Art ohne alles Aufsehen in das Schloß und daselbst in ein festes Gefängniß. Während dies geschah, standen die Kanonen gegen die Stadt gekehrt, 3000 Mann waren aufmarschirt, und auf dem Schlosse wehte eine rothe Fahne.

Keine Hand regte sich zu Rhode's Befreiung. Nun ward die rothe Fahne mit einer weißen vertauscht und der Bürgerschaft die Mittheilung gemacht, daß gegen Rhode, der sich des offenbaren Hochverraths schuldig gemacht habe, nach gemeinem Recht verfahren werden solle.

Einige Tage danach berief der Kurfürst eine Zahl derjenigen Schöffen und Zunftmeister, die sich am meisten gegen die Anerkennung seiner Souveränetät gesträubt hatten, zu sich auf das Schloß. Der Geheime Rath von Jena hielt an sie eine eindringliche Rede, in der er sie zum Ablassen von ihrer Widersetzlichkeit ermahnte und zum Schluß sagte: „Sie möchten nicht nach Warschau senden, sondern Abhülfe von Gott und von dem Kurfürsten erwarten, sich auch nicht durch gefährliche Berathungen ins Unglück stürzen. Der Kurfürst wolle das Vergangene verzeihen, da nur einige Wenige Ursache wären, sie auch nicht zu Sklaven machen, sondern bei ihrer Freiheit schützen. Selbst wegen der Steuer wolle er sich billig finden lassen und die Stadt blühender machen und ihnen ein väterliches Gemüth zeigen, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten." Die Einberufenen erbaten sich acht Tage Bedenkzeit aus, welche ihnen gewährt wurde. Nach dieser Zeit ließen sie durch Abgeordnete um Verzeihung bitten und die Anerkennung der Souveränetät des Kurfürsten aussprechen. Dies stimmte den Kurfürsten milder, so daß er in manchem Stücke in etwas nachzulassen versprach. So kam unter gegenseitiger Nachgiebigkeit ein Abkommen zu Stande.

Huldigung in Königsberg. Am 28. Oktober 1663 ging endlich die Huldigung in dem großen innern Raume des uralten Schlosses unter freiem Himmel vor sich. Im feierlichen Aufzuge erschien der Kurfürst, bestieg die mit Scharlach bekleidete Bühne und ließ sich bedeckten Hauptes auf einem rothsammtnen Thronsessel nieder. Ihm zur Rechten und Linken saßen die polnischen Abgesandten, die den königlichen Brief überbracht hatten, durch welchen die preußischen Stände ihres Eides entboben worden waren. Um den Thron stellten sich die Abgeordneten des Adels und der Städte und leisteten hiernach dem Kurfürsten den Huldigungseid, kraft dessen sie ihn als ihren wahren und unmittelbaren Oberherrn anerkannten. Er dagegen beschwor die landständischen Freiheiten, jedoch mit der Einschränkung, daß sie dem Oliva'schen Friedensschlusse nicht entgegen sein dürften. — So war der Widerstand im Großen beseitigt, aber Rhode und Oberst von Kalkstein hatten sich der kurfürstlichen Macht noch nicht gebeugt, und es gab Deren noch genug, die ihnen zustimmten.

Digitized by Google

Rhode blieb nach des Statthalters Bericht „im Gefängnisse so frech, wie er es bei den Bürgern war, und ließ weder in seinem Vorwitz, noch in seiner hochtrabenden Kühnheit nach.“

Huldigung der preußischen Stände zu Königsberg. Zeichnung von H. Lüders.

Der über ihn vom Gerichte gefällte Spruch ist nicht bekannt geworden, wahrscheinlich lautete er auf Tod. Er ward nach Kolberg, von dort nach Küstrin und zuletzt nach Peitz

Digitized by Google

gebracht, dessen Kommandant vom Kurfürsten die Weisung erhielt, „den Staatsgefangenen gelinde zu behandeln.“ Einer späteren Verwendung der Königsberger Bürgerschaft für ihn begegnete der Kurfürst mit der Bemerkung: er, der Kurfürst, sei geneigt gewesen, den Gefangenen zu begnadigen, doch beharre derselbe fortgesetzt bei seiner Meinung, weshalb ein Freigeben desselben dem Staatswohle nachtheilig sein würde. Der polnische Schriftsteller Zaluski zollt dem Schöppenmeister hohes Lob; preußische Zeitgenossen dagegen nennen ihn „einen Bankerottirer und ein Werkzeug der Warschauer Jesuiten“.

Rhode's Hoffnung mochte dahin gehen, daß der Tag nicht fern sei, an welchem Polen dem Kurfürsten das Herzogthum Preußen wieder zu entreißen vermöchte. Christian Ludwig von Kalkstein war offenbar von solcher Hoffnung erfüllt, und er setzte, nachdem auch die Stände Preußens den Kurfürsten in seinem Recht anerkannt hatten, in Warschau seine Wühlereien mit verdoppeltem Eifer fort.

Doch wir wenden uns für jetzt von den preußischen Gegnern des Kurfürsten ab, zumal wir ihnen später noch einmal unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Richten wir unsere Blicke zunächst auf das am Rhein heraufziehende Unwetter, so ist es vor Allem nöthig, uns zu vergegenwärtigen, wie durch den dreißigjährigen Religionskrieg das Bewußtsein der Einheit und das Selbstgefühl des deutschen Volkes auf lange Zeit hin verloren gegangen war. Der protestantische Theil der Bevölkerung hatte in seiner höchsten Noth die ihm vom Auslande dargebotene Hülfe angenommen. Wie sie von Seiten Schwedens, so lange Gustav Adolf lebte, gemeint war, wissen wir, ebenso daß Schwedens Beistand hinterher in so selbstsüchtiger Nacktheit sich zeigte, wie der Frankreichs es zu jeder Zeit gewesen war. Beiden Mächten war es gelungen, Theile von Deutschland an sich zu reißen und zwar in erster Reihe durch die Schuld des habsburgischen Kaiserhauses, für welches bei allen Veranlassungen das Interesse seiner Hausmacht das allein maßgebende war. Je nach denselben wurden deutsche Interessen gewahrt oder rücksichtslos geopfert.

Nun drohte von Südwest, von Frankreich her, dem Deutschen Reiche neue Gefahr. Wir klagen selbst heute noch, daß das Ausland kein Mittel unversucht läßt, bei uns die Uneinigkeit zu schüren. Diese Klagen sind ebenso alt als die Politik, durch welche sie hervorgerufen wurden. Schon die Römer wandten sie und leider zeitweise mit gutem Erfolge gegen Deutschland an, und auch in den Berechnungen Ludwig's XIV., der zur Zeit des Großen Kurfürsten auf den Thron Frankreichs gelangt war, hatte sie Aufnahme gefunden.

Wir müssen uns ferner an Dasjenige erinnern, was über die wachsende Fürstenmacht bereits gesagt worden ist. An Stelle der morsch gewordenen Stützen der mittelalterlichen Gesellschaft, der Stände, hatte sich eine Säule gebildet: die absolute Fürstenmacht, deren naturgemäße Aufgabe es war, in Vertretung aller Bewohner des Staates bezüglich der Abgrenzung der Rechte und der Forderung der Pflichten ausgleichend zu verfahren.

Es wurde bereits auf den Ausspruch Ludwig's XIV.: „Der Staat bin ich!“ verwiesen und dabei bemerkt, daß dieser Ausspruch auch auf Friedrich Wilhelm passe, jedoch in dem besseren Sinne: insofern ihm sein Eigenwohl und des Staates Wohl als Eins erschien, und er in der Sorge für das Staatsinteresse völlig aufging. Anders Ludwig XIV., der „ebenso absolutistisch als weltlicher romanischer Großfürst war wie der Papst, der geistliche romanische Großfürst, mit dem er den Haß gegen den Protestantismus und gegen jede freie Geistesregung gemein hatte.“

Digitized by Google

Der Kurfürst am Rhein. Zeichnung von H. Lüders.

Gegen Frankreich und Schweden.

Einleitung

Leopold I. Dem Franzosenkönig Ludwig XIV. war es gelungen, etliche deutsche Fürsten so zu umstricken, daß er beim Tode des Kaisers Ferdinand III. Aussicht hatte, zum — Kaiser von Deutschland erwählt zu werden! — Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen vereitelten jedoch den heillosen Plan, und es ward Leopold, der Sohn Ferdinand's III., auf den deutschen Kaiserthron erhoben. — Das nächste Ziel des Ehrgeizes Ludwig's XIV. war die Durchführung eines großen Unternehmens, nämlich die Eroberung Belgiens und der Freigrafschaft Burgund. Auf angebliche Erbansprüche sich stützend, fiel er mit zwei Heeren in jene Landestheile ein. Der Widerstand Spaniens war nur unerheblich. Zum Glücke verbanden sich Holland, England und Schweden wider den Ehrgeizigen, und es sah sich derselbe genöthigt, Frieden zu schließen und seine Truppen zurückziehen. Doch behielt er in den spanischen Niederlanden zwölf wichtige Plätze, die er in starke Bollwerke umgestalten ließ.

Ludwig XIV. gegen Holland. Der ihm von jenen drei Staaten angethane Zwang hatte im Gemüthe Ludwig's einen schmerzenden Stachel zurückgelassen, namentlich richtete sich sein klüglich verborgen gehaltener Groll auf die niederländisch-holländische Republik, und er faßte den Plan, dieselbe mit einem Schlage zu vernichten. Es gelang ihm, den König von England, Jakob II., auf seine Seite zu ziehen und ihn zum Abschluß eines geheimen Vertrages zu bewegen, in welchem Letzterer sogar das Versprechen gab, nach einiger Zeit zur katholischen Kirche überzutreten. Man hoffte in Paris auf die schwedische Staatsleitung

Digitized by Google

durch Bestechung einwirken zu können. Oesterreich dagegen ward im Innern beschäftigt, indem man die durch unzufriedene ungarische und siebenbürgische Magnaten hervorgerufenen Unruhen heimlich nährte. Sogar einzelne deutsche Fürsten waren von Ludwig gewonnen worden; der Beistimmung des bedeutendsten derselben, Friedrich Wilhelm's, hatte er sich nicht zu versichern vermocht. Diesem legte er nun den Plan zur Theilung der sieben vereinigten Provinzen Hollands vor und bot ihm als Beuteantheil Geldern und Zütphen an. Friedrich Wilhelm wies jedoch dies Anerbieten zurück. Als darauf Ludwig an ihn das Verlangen stellte, sich wenigstens neutral zu verhalten, verweigerte er die Abgabe einer bindenden Erklärung. Wie Friedrich Wilhelm über Neutralität dachte, spricht ein Schreiben von ihm aus jener Zeit (1671) aus. „Was neutral zu sein ist, habe ich schon vor diesem erfahren, und wenn man schon die allerbesten Conditiones hat, wird man doch übel tractirt. Ich habe auch verschworen, mein Lebtag nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren."

Nicht nur zurückgewiesen wurden die Anerbietungen Ludwig's, der Kurfürst hatte sich auch — etwas Unerhörtes zu jener Zeit — mit einem Weck- und Mahnruf an die deutsche Nation gewandt. Hören wir sein kräftiges Wort: „Edler Deutscher, dein Vaterland ward leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwande der Religion und der Freiheit jämmerlich zugerichtet. Wir haben unser Blut, unsere Ehre und unseren Namen dahingegeben und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens fast verlustig, dagegen Diejenigen, die wir vorhin kaum kannten, damit herrlich gemacht haben. Was sind Rhein, Weser, Elbe, Oderstrom nunmehr Anderes, als fremder Nation Gefangene? Was war deine Freiheit und Religion, als diese Feinde damit spielten? So gedenke Jeder, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und gegen sein vor allen Nationen dieser Welt berühmtes Vaterland nicht zu vergreifen. Adieu! Gedenke, daß du ein Deutscher bist!"

Nachdem ein Jahr darauf Wilhelm von Oranien zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht Hollands ernannt worden war, schloß Friedrich Wilhelm mit Holland einen Vertrag, demzufolge er sich verpflichtete, der Republik, im Fall sie von Frankreich angegriffen würde, mit 20,000 Mann Beistand zu leisten. Er erkannte, daß ein Vorrücken der französischen Macht zugleich eine Bedrohung Deutschlands in sich schlösse, und so trat er — der einzige der deutschen Fürsten — für die Wahrung der deutschen Interessen mit aller Kraft ein.

Nach Wien hatte er ein Schreiben des Inhalts ergehen lassen, daß, da das Reich offenbar bedroht sei, nach seiner Ueberzeugung das Reichsoberhaupt die unabweisbare Verpflichtung habe, ebenfalls Truppen gegen Frankreich marschiren zu lassen, worauf ihm erwiedert wurde, der Kaiser sei bereit, in dem angedeuteten Falle 12,000 Mann Hülfstruppen zu senden. Wie aber die Wahrung der deutschen Interessen in Wien gemeint war, werden wir bald erfahren. Hatte sich doch Leopold I. bereits die Schlinge eines, das Wohl Deutschlands gefährdenden geheimen Vertrags von Frankreich um sein Haupt werfen lassen.

Plötzlich, ehe noch eine Kriegserklärung von Frankreich erfolgt war, drang ein Heer von über 100,000 Franzosen in Holland und in den kurfürstlich-brandenburgischen Theil Kleve's ein, Letzteres aus dem Grunde, weil, wie Ludwig XIV. erklärte, er vernommen, daß Friedrich Wilhelm mit Holland, einer ihm feindlichen Macht, in Verbindung getreten sei. Die Franzosen hausten in den von ihnen überfallenen Landestheilen noch ärger, als ihrer Zeit die entmenschten Banden des Dreißigjährigen Krieges. Die Stadt Bodegraven wurde angezündet und die Bewohner, als sie vor den Thoren erschienen, um dem Verderben durch die Flucht zu entgehen, mit Flintenschüssen in das Feuermeer zurückgetrieben, wo sie elendiglich umkamen. Man schnitt den Bauern, von denen man meinte, daß sie werthvolles Gut in Versteck hielten, die Fußsohlen auf und hielt die Füße, nachdem man Salz und Pulver in die Wunden gerieben hatte, gegen das Feuer, so daß viele der also Gequälten später an Brandwunden starben. In den evangelischen Kirchen wurden die Altäre niedergerissen und katholische Gebräuche gewaltsam wieder eingeführt.

Digitized by Google

Feierlicher Empfang am Hofe Ludwig's XIV. Nach dem Gemälde von Charles Lebrun.

Digitized by Google

Nicht eines so jähen Vorgehens von Seiten des alten Reichsfeindes gewärtig, that Friedrich Wilhelm, was in seinen Kräften stand, um den Holländern die versprochenen Hülfstruppen zuführen zu können, während der Kaiser noch immer zögerte, seinen dem Kurfürsten gegebenen Versprechungen nachzukommen. Da sandte Letzterer eine zweite Botschaft nach Wien, in der er seine schon einmal ausgesprochene Aufforderung in verstärkter Weise wiederholte. Was sollte man nun in Wien einem solchen im Angesichte der deutschen Nation aufs Neue erhobenen Mahnrufe gegenüber thun? Der Wiener Hof fand Rath. Es ward beschlossen: Wir lassen gegen Frankreich marschiren — das befriedigt den Kurfürsten und das Reich — die kaiserlichen Generale aber erhalten die geheime Weisung, die Franzosen — aus irgend welchen leicht vorzuschützenden Gründen — nicht nur nicht anzugreifen, sondern den Kurfürsten in seinen kriegerischen Unternehmungen zu — behindern. Auf diese Art meinte man in der Hofburg zu Wien, zu gelegener Stunde und ohne jegliche Gefahr die sich darbietenden Vortheile hier wie dort einheimsen zu können.

Nach diesem klug ersonnenen Plane wurde nun auch verfahren.

Aber wie mag es gekommen sein, wird Mancher fragen, daß der Kaiser sich zu einem so überaus zweideutigen Verhalten gegen die deutsche Nation, deren Oberhaupt er war, bestimmen lassen konnte? — Hier die Antwort: In Wien hatte man sich einige Jahre früher in einem geheim gehaltenen Vertrage mit Ludwig über eine künftige Theilung der spanischen Monarchie verständigt. Diesem Vertrage gemäß sollte Oesterreich die Kronen von Spanien, Indien und Mailand, Frankreich dagegen Belgien, Neapel und Navarra erhalten. —

Im September 1672 befand sich Kurfürst Friedrich Wilhelm an der Spitze von 20,000 Mann auf dem Marsche nach dem Rhein; im Halberstädtischen stieß der kaiserliche General Graf Montecuculi mit 16,000 Mann zu ihm. Von diesem rührt das seitdem oft wiederholte Wort her: „Zur Kriegführung sind drei Dinge nothwendig: erstens — Geld, zweitens — Geld, drittens — Geld!" Der kaiserliche Feldherr schlug dem Kurfürsten einen Marsch vor, der darauf berechnet war, mit den Franzosen möglichst spät zusammenzutreffen. Der Kurfürst willfahrte dem berühmten Heerführer, dem er hinterhaltige Absichten nicht zutraute, und die brandenburgischen und österreichischen Hülfstruppen bewegten sich auf einem Umwege vorwärts. Als Friedrich Wilhelm sich dem Rhein näherte, wurden ihm von anderen deutschen Fürsten, obschon doch das Reich durch die Franzosen thatsächlich bedroht war, neue Hindernisse in den Weg gelegt. Die Kurfürsten von Mainz und von Köln verweigerten ihm den Rheinübergang, „weil sie das Gleiche auch dem Könige Ludwig XIV. abgeschlagen hätten!" — Friedrich Wilhelm wandte sich nun nach Nierstein, unweit Oppenheim, um daselbst den Uebergang zu bewerkstelligen. Hier bereitete ihm aber auch der Kurfürst von der Pfalz alle erdenklichen Schwierigkeiten, und als Friedrich Wilhelm mit Gewalt seinen Willen durchzusetzen sich anschickte, erklärte der kaiserliche General, daß er in diesem Falle zurückbleiben werde. —

Die Franzosen, geführt von dem Kriegshelden Marschall Turenne, hatten inzwischen genügende Zeit gehabt, sich in der Gegend von Trier zu sammeln und daselbst eine starke Stellung einzunehmen. Friedrich Wilhelm's Schuld ist es nicht, wenn er nicht wirksamer für des Reiches Interessen einzutreten vermochte. Am Kaiserhofe waren, wie der brandenburgische Gesandte dem Kurfürsten schrieb, die Worte gefallen: „Den Kurfürsten noch mehr anwachsen lassen, sei nicht heilsam; nöthiger sei es vielmehr, daß er gedemüthigt werde."

Fast um dieselbe Zeit empfing Friedrich Wilhelm von Wien aus auf eine Vorstellung zu Gunsten der schlesischen Protestanten, die früher gegebenen Verheißungen entgegen hart bedrückt wurden, eine im hohen Grade schroffe Antwort. Von gerechtem Zorne erfüllt, schrieb er an Schwerin: „Ich überschicke Euch hierbei das kaiserliche Schreiben und muß gestehen, daß ich mir niemals ein so hartes Schreiben eingebildet hätte, denn da ich Satisfaktion wegen des Grafen Schaffgottschen begehrt, wie unbillig man mir solchergestalt begegnet. Der Teufel muß allda los sein; in Ungarn stehen ihre Sachen schlimm

Digitized by Google

und mich disgustiret man. Läßt mich Gott leben und mir Gesundheit dabei, so werde ich suchen, solches zu revanchiren, denn das ist zu grob; das ist der Dank, daß ich ihm (Leopold I.) die Krone aufgesetzt habe; die Zeit kann kommen, daß ich sie ihm abnehme und einem andern, der es besser meritiret, als er, wieder aufsetze."

Eine Kriegführung, wie sie oben geschildert wurde, konnte natürlich der Republik Holland nichts nützen, und es begann letztere mit der Zahlung der Hülfsgelder innezuhalten, woraus dem Kurfürsten neue Verlegenheiten erwuchsen. — An Montecuculi's Stelle war Graf Bournonville inzwischen als Reichsfeldherr getreten, der gemäß der empfangenen geheimen Weisungen aus Wien dem Kurfürsten, so oft dieser zum Angriff schreiten wollte, unter Vorschützung nichtiger Gründe zur Seite zu stehen sich weigerte. Daneben verhandelten, wie früher Hannover, so jetzt Schweden und Sachsen, welches letztere schon seit längerer Zeit eine zweideutige Rolle gespielt hatte, im Geheimen mit Frankreich.

Erstürmung von Türkheim durch die brandenburgischen Reiter. Nach F. W. Heine.

Während der König von England dem Kurfürsten die heftigsten Vorwürfe machte, daß durch seine Schuld der Krieg der Franzosen gegen Holland sich unnütz verzögere, ward Holland, das noch nicht erkannt, wo allein die Schuld der matten Kriegführung zu suchen war, mißtrauisch gegen den Kurfürsten und machte Miene, mit Frankreich zu verhandeln, ohne, wie es das Abkommen verlangte, den Kurfürsten dabei zu Rathe zu ziehen.

Frieden mit Ludwig XIV. War es unter so bewandten Umständen zu verwundern, daß in Friedrich Wilhelm endlich die Besorgniß aufstieg, es könne am Ende hinter seinem Rücken ein Friede auf seine Kosten zu Stande gebracht werden? — Um dem zuvorzukommen, schloß er zu Vossem (6. Juni 1673) Frieden mit Frankreich. Er verpflichtete sich, keinem Feinde Frankreichs Beistand zu leisten, sofern nicht das Deutsche Reich angegriffen würde, Ludwig dagegen versprach, dem Kurfürsten 800,000 Livres zu zahlen, von welcher Summe sogleich nach Unterzeichnung der Friedensbedingungen 30,000 ihm eingehändigt

Digitized by Google

werden sollten. — Inzwischen hatte sich der Wind in Wien gedreht, und man war nun plötzlich höchst ungehalten darüber, daß der Kurfürst mit Frankreich sich vertragen hatte.

Ludwig XIV., jetzt noch übermüthiger geworden, glaubte sich, dem Kurfürsten gegenüber, nicht gebunden, den eingegangenen Verpflichtungen, die sich auf die Achtung der deutschen Reichsgrenze bezogen, nachzukommen. Französische Truppen hielten nicht nur die Pfalz besetzt, sondern übten auch in steigendem Maße Gewaltthätigkeiten aller Art daselbst aus. „Ich sehe", schreibt der Kurfürst an Schwerin, „daß es auf lauter Betrügerei abgesehen ist. Ich werde meine mesures darnach nehmen und danke Gott, daß ich den Franzosen nicht obligirt bin." — Unter solchen Umständen knüpfte der Kurfürst neue Verhandlungen mit Holland an, trat bald darauf dem zwischen Holland, Spanien und dem Kaiser geschlossenen Schutz- und Trutzbündniß bei und erschien wieder mit 20,000 Mann auf dem Kriegsschauplatze, um abermals durch die Wiener engherzige Politik an einem kraftvollen Vorgehen behindert zu werden. Er unternahm 1674 auf 1675 einen neuen Feldzug und suchte dieses Mal den Feind in seiner unmittelbarsten Nähe, im Elsaß, auf.

Die historische Forschung der letzten Jahre hat erst über diesen unglückseligen Feldzug hinreichend Licht verbreitet. Heinrich Rocholl weist in seiner 1877 in Straßburg im Elsaß erschienenen Schrift „Der Große Kurfürst von Brandenburg im Elsaß 1674—1675" überzeugend nach, in welcher Weise sich auf dem Boden der kaum verlorenen Provinz Elsaß damals schon das Walten desjenigen Geschlechts, das berufen war, das Deutsche Reich in neuer Herrlichkeit wieder herzustellen, kundbar machte. — Leider wurde der Kurfürst in jenem Feldzuge durch den von hämischem Neid beherrschten Bournonville wiederum vielfach gehemmt, und Marschall Turenne konnte sich daher mit leichter Mühe Kriegsruhm erwerben. In Straßburg und Kolmar fand der Kurfürst seitens der in der Freiheit der Ausübung ihres Kultus gefährdeten Protestanten, denen er als ihr Beschützer und Retter erschien, eine begeisterte Aufnahme, und er würde wol die Franzosen zum Lande hinausgetrieben haben, hätte das Oberkommando einzig in seinen Händen gelegen.

Die Trefflichkeit des Heeres des Kurfürsten bewährte sich auch dieses Mal, und namentlich erwarben sich die Brandenburger in der Entscheidungsschlacht von Türkheim am 5. Januar 1675 hohen Ruhm. Eine Schar von 64 Brandenburger Dragonern ließ der kaiserliche General Schulz gegen Türkheim anrücken, um den Kirchhof daselbst zu erstürmen, der von 140 Franzosen besetzt war. Die Brandenburger bemächtigten sich des Ortes, gegen hundert der Feinde blieben auf dem Platze, der Rest ergriff die Flucht, oder wurde gefangen. „Bei Gott", versicherte der General dem Kurfürsten, „mit Eurer Durchl. Leuten wollte ich den Teufel in der Hölle angreifen." Doch die Schlacht ging verloren, und der Kurfürst mußte den Feldzug am Oberrhein aufgeben und das Elsaß räumen. Aeußere Erfolge hatte er wegen des Verhaltens des Reichsfeldherrn nicht zu erringen vermocht, aber der Ruf brandenburgischer Tapferkeit durchdrang alle Lande.

In Hinsicht auf die Schwierigkeiten, die sich fortwährend dem Kurfürsten entgegenstellten, heißt es in einem handschriftlichen, im geheimen Staatsarchiv bewahrten Berichte:

„Dem Kurfürsten waren überall die Hände gebunden. Der Marschall Derfflinger gerieth darüber mehrmals in solchen Zorn, daß er, wenn er im Kriegsrathe mit seinem Antrage, den Feind anzugreifen, nicht durchdrang, mit der Faust auf die Tafel schlug, davonging und erklärte, mit der Sache nichts mehr zu thun haben zu wollen. Die Anderen (die österreichischen Generale) lachten ihn darüber aus und hatten ihren Spott."

In einem Schreiben des Kurfürsten an den schwedischen General Wrangel heißt es weiterhin: „Wir haben nunmehr drei Wochen gegen Turenne im freien Felde gestanden; er hat sich aber aus seinem vortheilhaften Posten nicht herausbegeben, noch Eins wagen wollen. Wir hatten ihn zwar Anfangs in unseren Händen, weil aber die meisten Stimmen dahin gingen, daß er in seinem Posten nicht anzugreifen wäre, ist er uns entwischt." —

Digitized by Google

Einfall der Schweden in die Mark.

Daß Ludwig XIV. vor dem Heere der Verbündeten mit einer Oberleitung, wie sie eben geschildert worden, nicht besonders bangte, ist erklärlich. — Er fürchtete aber den Kurfürsten und war sich dessen wohl bewußt, daß ihm dieser, wenn er etwa in Bezug auf die Kriegführung die Hände frei bekäme, wol genugsam zu schaffen machen möchte. Ein Mittel zu finden, ihn vom Kriegsschauplatze zu entfernen, war daher ein Hauptgegenstand seines Nachdenkens. — Er fand das geeignete Mittel, bei dem die Staatslenker Schwedens sich ihm als willige Werkzeuge darboten.

In Schweden herrschte der junge, noch unerfahrene Karl XI., der von seinen Räthen und obersten Kriegsleuten abhing, und diese waren von Ludwig bereits in geheimen Sold genommen worden. Längst schon hatte sich der schwedische Feldmarschall Gustav Wrangel persönlich bemüht, den Kurfürsten einem Friedensschlusse mit Frankreich geneigt zu machen. Was ihn dazu bewog, bezeichnet ein Gesandtschaftsbericht, in welchem es heißt: „Der schwedische Feldmarschall Wrangel soll vom Könige von Frankreich mit reichen Geschenken, 80,000 Thaler an Werth, versehen sein.“ Es herrschte zur Zeit aber auch in Schweden die Ansicht, daß man den brandenburgischen Kurfürsten „nicht groß werden lassen dürfe“, namentlich ihn vom Meere abhalten müsse, und es war dieser Politik schon im Westfälischen Frieden Rechnung getragen worden. Der Besitz Stettins, Verdens, Bremens unterband die Pulsadern Norddeutschlands, die Mündungen der Oder, Elbe und Weser, und brachte Schweden in die Lage, den deutschen Handel auf das Aeußerste zu beschränken. — Wrangel's Mission bei dem Kurfürsten war erfolglos gewesen. Da Vorstellungen nicht halfen, meinte man, ein „ernsteres Mittel“, d. h. eine schwedische Armee, in Bewegung setzen zu sollen. Das war das Mittel, von dessen Anwendung Ludwig XIV. den sichersten Erfolg erwartete. Der Wille, sich Frankreich gefügig zu zeigen, war bei den schwedischen Staatslenkern vorhanden.

Auf Grund welcher Veranlassung wollte man aber gegen Brandenburg feindselig vorgehen? Der Kurfürst hatte sich als friedlicher Nachbar Schwedens gezeigt, ja er war nahe verwandt mit dem jungen Könige. — Französische Arglist wußte Bedenken dieser Art zu verscheuchen. Man brauche ja nicht, hieß es, als erklärter Feind Brandenburgs aufzutreten. Der König von Schweden erkläre dem Kurfürsten, die Behauptung des Friedens zwinge ihn, eine Armee, die aber durchaus keine Feindseligkeiten ausüben solle, zunächst in Schwedisch-Pommern und, je nach dem, auch in Brandenburg einrücken zu lassen. — Ludwig rechnete darauf, daß es dann von selbst zu Feindseligkeiten kommen werde. Ein Hülferuf aus Brandenburg aber, sagte er sich weiter, werde dann als nothwendige Folge den Kurfürsten veranlassen, eilig in die bedrohte Heimat zurückzukehren. — Auf diese Art hoffte der Arglistige freie Hand am Rheine zu gewinnen.

Man ging nun ans Werk. Der damals siebzehnjährige König von Schweden wurde von seinen Räthen für den Plan gewonnen, und er ließ eine Vorstellung der gewünschten Art an den Kurfürsten abgehen. Zu gleicher Zeit — es war im Herbste des Jahres 1674 — wurden Truppen aus Schweden nach Pommern übergeschifft, und Wrangel rückte mit ihnen gegen die Uckermark vor. Vielleicht wurde Anfangs von den schwedischen Staatsmännern die Hoffnung gehegt, schon dieser Zug werde genügen, den Kurfürsten zur Rückkehr zu bewegen. Da derselbe jedoch in seiner Stellung den Franzosen gegenüber beharrte, erklärte Wrangel dem Statthalter der Kurmark, daß er sich nunmehr genöthigt sehe, in der Mark Winterquartiere zu nehmen; doch solle, fügte er hinzu, gute Mannszucht gehalten und der Friede von Seiten der Schweden aus nicht gestört werden. Als darauf der angekündigte Einmarsch begann, erklärte Wrangel auf den von dem Statthalter dagegen eingelegten Protest, er sei zu diesem Schritte genöthigt, weil nicht zugegeben werden könne, daß die Franzosen gänzlich aus Deutschland verdrängt würden. „Sobald der Kurfürst den Fuß gegen Frankreich zurücksetze“, werde auch er sich wieder aus der Mark entfernen.

Digitized by Google

Der Statthalter hatte sogleich einen Eilboten an den Kurfürsten gesandt.

Dieser sandte nun den Befehl zurück, die Schweden, da sie als Freunde gekommen zu sein erklärt hätten, durch keinerlei Art von Feindseligkeiten zu reizen. Die Städte sollten verschlossen gehalten werden, dringe man jedoch gewaltsam in sie ein, so möchten die Bürger den Eindringenden keine Gewalt entgegensetzen.

Die Schweden, ihres alten Kriegsruhms gedenkend, wiegten sich, zumal man von einem Rückmarsch des Kurfürsten nichts vernahm, mit jedem Tage mehr in Sicherheit, aus der bald genug der Uebermuth erwuchs. Sie begannen dem Lande drückende Kriegssteuern aufzulegen; in Frankreich dagegen hoffte man auf das Bestimmteste, der Kurfürst werde ungesäumt nach der Mark zurückkehren. Doch nein — Friedrich Wilhelm bezog mit seinen Truppen Winterquartiere in Franken, und so sah Ludwig den gefürchteten Feind immer noch in drohender Nähe.

Ludwig drang daher mit Entschiedenheit darauf, daß der Feldmarschall Gustav Wrangel zu förmlichen Feindseligkeiten übergehe. Da erkrankte dieser, und sein Stiefbruder, der Generallieutnant Waldemar Wrangel, übernahm den Oberbefehl über das schwedische Heer und ging auf die Wünsche Frankreichs sofort ein. Die Schweden nahmen nunmehr eine entschieden feindselige Haltung gegen Brandenburg an, und es ging unter dem neuen Oberbefehlshaber im schwedischen Heere die Mannszucht je länger, je mehr in Zuchtlosigkeit über. Von allen Seiten erschollen Klagen und Beschwerden über unerträgliche Mißhandlungen, die den Bewohnern des Landes von den Soldaten zugefügt würden.

Nun galt es, sich der Haut zu wehren, wollte man nicht, bis der Kriegsherr Hülfe brachte, Alles über sich ergehen lassen. Aber der Ritterschaft fehlte es eben so an Muth, etwas für sich und das Land zu thun, wie dem Bürgerstande. Nur aus der Bauernschaft traten hier und da tapfere Männer zusammen, bewaffneten sich mit Heugabeln und Sensen, ordneten sich zu Compagnien und erwählten Heidereiter und Flurschützen zu Führern. Diese braven Leute führten Fahnen mit dem rothen brandenburgischen Adler, der in den Fängen das Scepter und einen grünen Kranz hielt. Ueber demselben standen die Buchstaben F. W., unterhalb die Worte:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut."

Vereinzelte Haufen schwedischer Soldaten, die auf Räubereien umherzogen, wurden von ihnen vielfach mit gutem Erfolge angegriffen, namentlich in den an Wäldern und Sümpfen reichen Havelgegenden, die den Bauern zugleich sichere Zufluchtsstätten boten.

Immer übler gestaltete sich die Lage der Dinge, täglich vernahm man von größeren Gewaltthätigkeiten der Schweden; ja es erneuerten dieselben in dem Lande, das sie als „Freunde" betreten hatten, endlich im vollsten Umfange die Schreckensscenen des Dreißigjährigen Krieges. Man plünderte die Dörfer, nahm das Vieh, verwüstete Saaten, hieb Obstbäume und Weinstöcke ab und verübte gegen die Bewohner, um sie zu Geständnissen zu bringen, wohin sie den bessern Theil ihrer Habe geflüchtet hätten, Greuelthaten der entsetzlichsten Art. Vermittels eines Trichters goß man den Unglücklichen die ekelhaftesten Flüssigkeiten in den Mund, bis der Leib aufschwoll; Männer grub man bis an den Hals in die Erde und schoß dann nach ihren Köpfen, Frauen wurden, nachdem an ihnen andere Arten viehischer Roheit verübt worden waren, mit den Brüsten an Thürpfosten genagelt. Aus den Kirchen nahm man die Gefäße, Leuchter, Altarbekleidungen und sonstigen Schmuck; selbst Gräber wurden aufgewühlt und die Leichen ihrer Gewänder beraubt.

Daß es sich hierbei nicht um Uebertreibungen handelt, ergiebt u. A. ein Schreiben des Feldmarschalls Gustav Wrangel an seinen ihn vertretenden Bruder Waldemar Wrangel, in welchem es heißt: „— — daß ich aller Orten, wo selbsten ich durchgereiset, mit großer Bestürzung und Mißvergnügen vernehmen müssen, wie man auf dem Marsche dergestalt übel gehauset und umgegangen, daß die Leute gerittelt, keine Kirche verschonet und dermaßen

Digitized by Google

Alles zugerichtet worden, daß bei Menschengedenken, und so lange ich Soldat bin, unter Christen dergleichen nicht mag gehört sein, dahero nicht allein Land und Leute verderbet, sondern auch Ihrer Königlichen Majestät Armee in solchen Zustand könnte gesetzt werden, daß sie keine fernere Subsistenz finden, sondern aus dem Lande wieder verlaufen möchte."

Es läßt sich ermessen, wie sehr die Kunde von solchen Uebelthaten das landesväterliche Herz des Kurfürsten erschüttern mußte. „Ich beklage", schreibt er unter dem 5. Februar 1675 an den Statthalter von Brandenburg, „von Herzen meine gute Kur Brandenburg und meine lieben Unterthanen, welche darüber zwar leiden, aber ich hoffe, daß sie dadurch in ruhigern und bessern Zustand ins Künftige sollen gesetzt werden, und daß wir uns nicht mehr solches — untern Reichsständen niemals erhörten — barbarischen Ueberfalls zu befahren haben werden.

Die Landleute wehren sich ihrer Haut. Nach H. Lüders.

Es vermeinen zwar die Schweden, daß sie mich durch solche Ueberfallung dahin zwingen und bringen wollen, daß ich von der Alliirten Partei abtreten und mich zur Neutralität oder auf ihre Seite zu bringen resolviren solle. Sie fehlen hierin sehr; denn nachdem sie mich ganz ruinirt haben, bleibt nichts übrig, als das Leben in mir, und solches will ich lieber verlieren, als zu schangiren und mich nicht zu revanchiren, es mag nun ablaufen, wie es wolle, und dadurch beweisen, daß ich nicht so veränderlich bin, als sie mich öffentlich ausgeben. Ich vertraue meiner gerechten Sache! Gott hat mich so oft gnädig aus mancher Gefahr, worin ich gestanden, wunderbarlich errettet" u. s. w.

Am 22. Februar empfing der Statthalter ein neues Schreiben von Friedrich Wilhelm, in welchem es heißt:

„Man muß sich nur ein Wenig gedulden, es wird Alles gut werden; und hoffe, zweifle auch nicht, der Schaden werde theuer genug bezahlt werden!"

Digitized by Google

Der diplomatische Feldzug. Wenn der Kurfürst nicht sogleich aufbrach, um seinem Lande Hülfe zu bringen, so gab es dafür gute Gründe.

Er hatte von Holland und Spanien als deren Verbündeter Subsidien zu empfangen; doch war festgesetzt, daß der Subsidienvertrag seine Geltung verlieren solle, falls der Kurfürst seiner Armee eine andere Verwendung am Rhein als die gegen Frankreich gebe. Wäre Letzteres nun ohne Weiteres geschehen, so hätte der Kurfürst nicht nur auf die ihm nothwendigen Zahlungen für die nächste Zeit verzichten müssen; es würden Holland und Spanien sich muthmaßlich auch geweigert haben, die Monatsbeiträge, die seit einem halben Jahre ausstanden, nachzuzahlen. Dieses wie Jenes schon hätte sich für den Kurfürsten als ein großes Hemmniß erwiesen, aber es wäre Eines und das Andere noch lange nicht das Uebelste gewesen. Ihm mußte darum zu thun sein, die Waffenhülfe der Verbündeten, wenigstens die Hollands, gegen die Schweden zu gewinnen, zumal Letztere, allein schon stark, auch bereits, wie wir sehen werden, Bundesgenossen — noch dazu Bundesgenossen in Deutschland! — gefunden hatten. — Es ergab sich demnach für den Kurfürsten zunächst die Aufgabe, es seinen Mitverbündeten einleuchtend zu machen, daß er von Schweden als ihr Verbündeter gegen Frankreich angefallen worden sei, woraus sich für sie die Pflicht ergäbe, für ihn gegen Schweden, den heimlichen Verbündeten Frankreichs, mit einzutreten.

Nicht minder empfahl sich der Versuch, in dieser Sache den Kaiser für sich zu gewinnen, der freilich als redlicher Hort der Interessen des Reiches aus freien Stücken und rechtzeitig hätte verkünden sollen, daß er einen Einfall in Brandenburg nicht dulden werde. — Schon aus dem Vorgeführten erhellt, daß der Kurfürst durch gewichtige Gründe genöthigt war, dem militärischen einen diplomatischen Feldzug vorausgehen zu lassen, — ein schwerer Zwang für ihn, der darauf brannte, die Schweden zu züchtigen!

Zunächst trat er mit dem Prinzen-Statthalter von Oranien in Verhandlungen, die einen günstigen Verlauf nahmen. Darauf knüpfte er Verhandlungen mit dem Kaiser an. An Letzteren hatte sich inzwischen König Karl XI. von Schweden gewandt. Sich darauf berufend, daß er für Vorpommern, Bremen, Verden und Wismar deutscher Reichsstand sei, erklärte er, durchaus nichts Feindseliges gegen den Kurfürsten im Schilde zu führen; vielmehr habe er einstweilen nur einen Theil seiner Truppen in Brandenburg Quartiere beziehen lassen, da sie zur Zeit in Vorpommern nicht unterzubringen seien. Im Hinweis auf diese Behauptung stellte der Kaiser dem Kurfürsten anheim, sich beschwerdeführend an den Reichstag zu Regensburg zu wenden, da es herkömmlich sei und dem Gesetz entspreche, in Streitfragen zwischen Reichsständen zunächst die Entscheidung des Reichstags einzuholen. — Es lag auf der Hand, daß die Schweden nur Zeit gewinnen wollten, das Netz, das von ihnen gegen den Kurfürsten aufgestellt worden war, zu vervollständigen. Aber der Kaiser sah das nicht, oder er wollte es nicht sehen, und obgleich die von den Schweden in Brandenburg ausgeübten Greuel laut zum Himmel aufschrien, begnügte er sich mit der Mahnung an den König Karl XI.: „darauf halten zu wollen, daß von den Königl. schwedischen Bedienstete des Kurfürsten Unterthanen nicht inkommodirt würden."

Der Kurfürst sah klar in der Sache; aber er mußte, wollte er seinen offenen und geheimen Feinden nicht einen Scheingrund gegen sich an die Hand geben, den vorgeschriebenen Rechtsweg betreten, d. h. sich mit einer Beschwerde gegen den „Reichsstand" Schweden an den Reichstag wenden.

Nun war für die ausgehenden schwedischen und französischen Agenten Zeit gewonnen, mit deutschen Fürsten zu verhandeln, um sie auf die Seite der Feinde des Kurfürsten zu ziehen; und es wurden gegen diesen Verleumdungen ausgestreut, darauf berechnet, ihn bei den Holländern zu verdächtigen und in dem Kaiser das Mißtrauen gegen ihn zu nähren. Den holländischen Staatsmännern ward gesagt, sie seien blind, wenn sie nicht merkten, der Kurfürst wünsche von dem Bündniß mit Holland loszukommen; das Einrücken der Schweden in Brandenburg sei nicht gegen den Willen des Kurfürsten, nein, auf seinen

Digitized by Google

ausdrücklichen Wunsch erfolgt, da er den Schein zu erwecken beabsichtige, daß ihn zwingende Gründe nach Brandenburg zurücknöthigten. — Am Hofe zu Wien ward dem noch hinzugefügt: der Kurfürst wolle nach Brandenburg zurück, um unverzüglich Mittel in Bewegung zu setzen, sich der eben erledigten schlesischen Herzogthümer, auf die Brandenburg Ansprüche zu haben vorgebe, zu bemächtigen. — Auch nach Schweinfurt in Franken, woselbst sich zur Zeit das Hauptquartier des Kurfürsten befand, wurden Agenten gesandt. Diese suchten dem Kurfürsten zu beweisen, daß, wenn er sich mit dem Könige von Schweden verständige, er sicherlich besser gehe, als wenn er sich auf das habsburgische Kaiserhaus verlasse, von dem Brandenburg sich noch niemals Gutes zu versehen gehabt und sich von ihm auch fernerhin Gutes nicht zu versehen haben werde.

Ueber das in Wien gegen Brandenburg herrschende Uebelwollen bedurfte es für den Kurfürsten keines neuen Beweises — er wußte es genau, woran er mit dem Kaiser war; der Umstand, daß schwedische Agenten jetzt als Ankläger gegen den Kaiser auftraten, änderte seine Ansichten über die feindseligen Absichten Schwedens in keinem Stücke. Von welchem Ingrimm er gegen Schweden erfüllt war, lassen einige Briefe aus jener Zeit erkennen. „Die Schweden", heißt es in einem Schreiben vom 2. Februar, „haben mir nichts übrig gelassen, als das Leben. Ich werde nun, so lange ich lebe, mich an ihnen zu rächen suchen, bis ich ihre Nachbarschaft los werde."

Anfang März begab sich der Kurfürst nach Wesel und hatte daselbst mit dem Prinzen-Statthalter eine Zusammenkunft. Von dort schrieb er: „So lange es die Vertheidigung des Reiches und der Alliirten gegen Frankreich gegolten, habe ich keinerlei Entschädigung (vom Reiche) in Anspruch genommen; nachdem aber die Schweden so verfahren, dürfe man sie, die nie aufhören würden, mit Frankreich gegen Kaiser und Reich zu sein, nicht länger als Mitstände im Reiche dulden." — Wiewol durch einen schweren Gichtanfall an das Lager gefesselt, entwickelte der Kurfürst in Wesel dem Prinzen von Oranien seinen Feldzugsplan, der im Wesentlichen dahin ging: „Dänemark, das sich zur Mitwirkung bereit erklärt, solle, unterstützt von einer holländischen Flotte, mit 16,000 Mann den Hauptstoß gegen das schwedische Schonen führen; 8000 Mann solle es über die Elbe senden, um die Schweden in Bremen und gleichzeitig den Herzog von Hannover in Schach zu halten. Er selbst wolle mit seiner Armee nach Mecklenburg gehen, um Holstein zu decken und die Schweden in Pommern von der Elbe abzuschneiden. Zur Bataille könne man den Feind durch die Belagerung von Wismar zwingen. Der Zar von Moskau, von dem günstige Nachrichten eingegangen seien, solle durch ein Unternehmen auf Livland einen Theil der schwedischen Streitkräfte dahin abziehen. Eine endliche Beschlußfassung ward für eine nächste Zusammenkunft im Haag vorbehalten. Leider währte die Erkrankung des Kurfürsten bis Anfang Mai, um welche Zeit er erst seine Reise nach Holland antreten konnte.

Dem Prinzen-Statthalter war es inzwischen gelungen, die holländischen Stände für den Feldzugsplan des Kurfürsten zu gewinnen. Auch aus Wien waren günstige Nachrichten eingegangen. Trotzdem von Seiten Schwedens auf dem Regensburger Reichstage Ausflüchte aller Art gemacht worden waren, hatte der Kaiser beschlossen, sich an dem Kriege gegen Schweden zu betheiligen.

Woher mit einem Male dieser Eifer auf kaiserlicher Seite? Es waren gerade zu jener Zeit die österreichischen Besitzungen am Rheine durch die Franzosen ernstlich gefährdet. —

So durfte der Kurfürst sich der Hoffnung hingeben, daß durch das gemeinsame Vorgehen die Schweden mit Leichtigkeit würden überwältigt werden können, und er drang nun mit größtem Eifer auf Feststellung des Tages, an welchem die gemeinsame Kriegserklärung an Schweden zu erlassen sei. Unter dem 20. Mai schrieb er an den brandenburgischen Statthalter: „Ich hoffe, von Schweinfurt in 14 Tagen schon an der Elbe zu stehen. Edelleuten, Bürgern und Bauern wollen Ew. Liebden gleichfalls befehlen, allen Schweden, wo sie solche bekommen können, die Hälse entzwei zu schlagen und kein Quartier zu geben.

Digitized by Google

Gott sei gedankt, daß alle Alliirten nunmehr einig sind, daß kräftig gegen die Schweden agirt werden soll!" —

Trübung der Lage. Nun aber gingen Schlag für Schlag unheilvolle Nachrichten ein. Die von schwedischen und französischen Agenten ausgestreuten Verleumdungen begannen zu wirken, wo nicht schon der Neid gegen das aufstrebende Brandenburg seine Wirkung gethan hatte. Den Kaiser hatte die Besorgniß ergriffen, daß es dem Kurfürsten doch wol in erster Linie darum zu thun sein möchte, die erledigten schlesischen Fürstenthümer in Besitz zu nehmen; in Holland erwies man sich lässig mit der Ausrüstung der Flotte. Dänemark, dadurch mißtrauisch gemacht, erklärte, es sehe wol, daß man im Sinne habe, den Krieg auf Brandenburg und Dänemark zu wälzen, selbst aber keine Hand zu rühren, worauf wiederum der Kaiser auf ein neues Andringen des Kurfürsten diesem erwiedern ließ: „man wisse ja noch nicht, ob die Krone Dänemark ratifiziren werde; der König habe im Haag neue Schwierigkeiten gemacht, und die Generalstaaten seien darob stutzig gemacht worden." — Ferner vernahm der Kurfürst, daß Sachsen wegen eines Anschlusses an Schweden mit diesem in eifriger Verhandlung stehe, daß der Herzog von-Holstein-Gottorp sich für Schweden erklärt und der Herzog von Hannover bereits 13,000 Mann gegen Brandenburg aufgestellt habe, daß Bayern im Bündniß mit Schweden stehe, und daß von Seiten des Polenkönigs Johann Sobieski die Zusage an Schweden ergangen sei, ebenfalls sich den Feinden des Kurfürsten beizugesellen. —

Daß solche Nachrichten den Kurfürsten auf das Äußerste erregen mußten, kann nicht verwundern. Von seiner Erregtheit giebt ein an den brandenburgischen Statthalter gerichtetes Schreiben Kunde. „Ew. Liebden", heißt es in demselben, „wollen dem schwedischen Residenten Greiffenthal auf dem Rückwege von Dresden nach Hamburg aufpassen lassen und sich seiner todt oder lebendig bemächtigen. Ich hoffe, man wird Briefe bei ihm finden, so zur Nachricht dienen, vielleicht auch gar Korrespondenzen vom (sächsischen) Hofe." Das gleiche Verfahren sollte gegen den französischen Gesandten de Vitri in Anwendung gebracht werden, der Resident bei dem schwedischen Heere war, und von dem man wußte, daß ganz besonders er bei den Schweden darauf gedrungen hatte, Brandenburg so weit als möglich zu verwüsten. Dieser heillose Mensch betrieb jetzt Namens Frankreichs und Schwedens die Verhandlungen mit dem Polenkönige Sobieski. „Wenn Ew. Liebden", heißt es weiter in dem kurfürstlichen Schreiben, „einige Leute allda gebrauchen könnten, so den de Vitri unterwegs von Polen auffangen könnten, wäre solches sehr dienlich und würden mich mit solchem Fang höchlichst verpflichten." Einzelnes in Bezug auf beabsichtigte feindliche Maßnahmen des Polenkönigs gegen den Kurfürsten war dem Letzteren bereits bekannt, Anderes, Uebleres, gelangte später erst zu seiner Kunde. Ein Bericht in dem Archiv von Schlosser und Berg sagt darüber: „Der Rückkehr der brandenburgischen Truppen, zwölf Compagnien Dragoner Hohendorf, die gegen die Türken mitgefochten, legte Johann Sobieski arge Schwierigkeiten in den Weg, und als er die auf 700 Mann zusammengeschmolzene wackere Schar endlich mit großer Belobigung ihrer ausgezeichneten Dienste entließ, hatte er sich vorher den Schweden gegenüber verpflichtet, keinem brandenburgischen Trupp den Durchzug durch das polnische Preußen zu gestatten, den Paß über die Weichsel für sie zu schließen. Lauenburg und Bütow nahm er als polnische Lehne in Schutz, d. h. er ließ seine Truppen hineinrücken, und in den Städten und bei den Edellenten schürte er, unter dem Vorgeben, die Rechte der Stände fördern zu wollen, die Unzufriedenheit gegen den Kurfürsten. Endlich wurde (am 1. Juni) zu Warschau ein geheimer Vertrag geschlossen, in welchem der König Sobieski sich gegen Zahlung von jährlich 200,000 Thalern verpflichtet, gleich nach der Beendigung des Türkenkrieges in Preußen einzufallen."

Digitized by Google

Die Schweden auf dem verwüsteten Bismarck'schen Gutshofe in der Mark. Zeichnung von H. Lüders. (Aus dem Bismarck-Buche.)

Rathenow und Fehrbellin.

Die Lage des Kurfürsten verschlimmerte sich von Tag zu Tag; jede Post bestätigte, daß die bisherigen Freunde je länger, je weniger geneigt seien, für ihn mit einzutreten, die Zahl seiner Feinde dagegen sich mehrte. Um so sicherer fühlten sich die Schweden, denen von allen Seiten erwünschte Nachrichten zugingen. Man hielt es für unmöglich, daß der Kurfürst auch nur daran denken könne, unter den obwaltenden Umständen etwas Feindliches zu unternehmen, und so verfuhren die schlimmen Nachbarn in Brandenburg womöglich noch rücksichtsloser. So mußte Rathenow (außer der Geldsumme, die zu zahlen der Stadt auferlegt worden war) ihnen täglich 120 Tonnen Getränk, 40,000 Pfund Brot und 100 Ochsen liefern. In letzterer Zeit hatten sie sich Ruppins, Fehrbellins, Kremmens und Oranienburgs bemächtigt, und sie machten Anstalt, Spandau und Brandenburg anzugreifen.

Aufbruch des Kurfürsten. Nun denn, sagte der Kurfürst, mir bleibt nur übrig, der eigenen Kraft und der göttlichen Hülfe zu vertrauen! Meinem Volke will ich Treue erweisen, möge auch die Gefahr noch so groß sein! — Er setzte sich mit seinen Truppen in Marsch.

Neues Unheil! Kaum war er aufgebrochen, so wurde er wiederum von seinem alten Gichtleiden befallen. Dennoch blieb er bei dem Heere, beseelt von dem Gedanken,

Digitized by Google

mit Aufwendung seiner letzten Kräfte seine so über die Maßen schwer geplagten Unterthanen zu befreien, oder im Kampfe unterzugehen. — Seine Lage war beispiellos schwierig. — Mißlang sein Unternehmen, so war gar nicht zu bezweifeln, daß alle die größeren und kleineren Feinde und Neider Brandenburgs sich den Schweden zugesellen und daß alle Errungenschaften seiner Sorgen während fünfunddreißig Jahren verloren gehen würden.

Bei seinem Aufbruch hatte der Kurfürst in einem Schreiben an den Statthalter angeordnet, daß der 31. Mai in sämmtlichen kurfürstlichen Landen als Fast-, Buß- und Bettag begangen werden solle, und als Text der Predigt war von ihm bestimmt worden Jeremias 20. 11, 12: „Aber der Herr ist bei mir wie ein starker Held: darum werden meine Verfolger fallen und nicht obsiegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden, daß sie so thöricht handeln; ewig wird die Schande sein, der man nicht vergessen wird."

Die Reihe der Unglücksbotschaften hatte jedoch ihr Ende noch nicht erreicht. Der Kurfürst vernahm, daß Wrangel in Havelberg, also nahe der Elbe, stehe und von ihm ein Uebergang über die Elbe vorbereitet werde, um, vereint mit 13,000 Hannoveranern, die bereits bis in das Eichfeld vorgerückt waren, Magdeburg anzugreifen. Ferner ergab sich aus aufgefangenen Briefen, daß die Schweden durch Bestechungen Helfershelfer in der Stadt gewonnen hatten. Es drohte mithin die Gefahr, daß der Feind sich Magdeburgs bemächtige. Rechtzeitig noch — am 11. Juni — kam der Kurfürst in der Stadt an. Um zu verhindern, daß die Schweden Nachricht von der Nähe der Brandenburger erhielten, wurden die Thore der Stadt gesperrt und sämmtliche Elbkähne auf eine Stelle gebracht.

In der Nacht ward ein Kriegsrath abgehalten, in welchem es sich, wie es in einem Bericht heißt, herausstellte, daß sich der Ausführung des beabsichtigten Unternehmens Schwierigkeiten von fast unüberwindlich scheinender Art entgegenstellten. „Die Feinde hatten die Havellinie besetzt, hatten alle Brücken von Havelberg bis Berlin abgebrochen oder verbrannt und standen mit zwei starken Corps in Brandenburg und Havelberg, mit kleineren Abtheilungen in Potsdam und Rathenow, vor sich den meist von sumpfigen Ufern eingefaßten, wegen seiner Tiefe nicht ohne Brücken passirbaren Fluß; sie befanden sich also in einer Stellung, die unter gewöhnlichen Umständen nicht ohne Infanterie zu nehmen ist. Die brandenburgische Infanterie war aber noch zwei volle Tagemärsche zurück. Ging der Kurfürst über Berlin, so fand er dort vielleicht ein eigenes Corps von 5000 Mann vor. Aber einestheils setzte er schon auf dem Marsche dorthin seine linke Flanke einem Angriffe der in Brandenburg zusammengezogenen schwedischen Hauptmacht aus, andrerseits würde der Hauptzweck seines schnellen Marsches, den Vorstoß der Schweden über die Elbe und ihre Vereinigung mit den Hannoveranern zu verhindern, dabei außer Acht gelassen worden sein."

In dem oben erwähnten Kriegsrathe war beschlossen worden, den ermüdeten Truppen — dieselben hatten bei fast ununterbrochenem, zumeist starkem Regenwetter 40 Meilen, zum Theil über Gebirge hinweg, in 14 Tagen zurückgelegt — einen Rasttag zu gönnen. Da die Schweden den Brandenburgern an Zahl bei weitem überlegen waren, so sah sich der Kurfürst darauf angewiesen, die Vortheile der Ueberraschung für sich auszubeuten und die feindlichen Heerhaufen, wenn möglich, einzeln anzufallen. Das von schwedischen Dragonern besetzte Rathenow bildete etwa den Mittelpunkt des Landestheiles, der sich in feindlicher Gewalt befand. Um nun womöglich den rechten und linken Flügel der Schweden von einander zu trennen, ward gerade diese Stadt als erster Angriffspunkt ersehen.

Der Ueberfall von Rathenow. Am 13. Juni, früh drei Uhr, brach der Kurfürst unter strömendem Regen mit 6000 Reitern und 1200 Fußsoldaten von Magdeburg auf. Zur Beschleunigung des Marsches waren 120 Wagen zum Weiterschaffen der Infanterie zusammengebracht worden. Kähne zu Flußübergängen wurden ebenfalls auf Wagen mitgeführt. Zur unmittelbaren Begleitung des Kurfürsten gehörten der Feldmarschall Derfflinger, der Prinz von Hessen-Homburg, der kurfürstliche Stallmeister Emanuel Froben und der Kammerherr von Buch. Der fortdauernde Regen machte den Marsch

Digitized by Google

äußerst beschwerlich. Am folgenden Tage empfing der Kurfürst von einem Herrn von Brieſt die Nachricht, daß der ſchwediſche Oberſt Wangelin, der die Beſatzung Rathenows befehligte, von dem Anmarſche der Brandenburger noch keine Kunde habe. Friedrich Wilhelm eilte nun mit der Reiterei voraus, kam ſpät in der Nacht bis eine Meile von Rathenow an und raſtete hier im Walde, bis das Fußvolk eintraf. Reiterabtheilungen, die voraus geſandt worden waren, um an einer Stelle der Havel eine Zahl von Kähnen zuſammen zu bringen, ſtießen hier ebenfalls zum Hauptcorps; ſie führten Landleute mit ſich, die der Wege kundig waren. — Rathenow liegt auf einer von der Havel gebildeten Inſel. Auf der Seite, von welcher der Kurfürſt anrückte, hat die Havel zwei Arme, über die zwei Brücken führen. — Nach Mitternacht ſetzte ſich der ganze Heerhaufe in Bewegung.

Ueberfall von Rathenow. Zeichnung von Ludwig Burger.

Gegen zwei Uhr fand ſich die Hauptmacht der Brandenburger der Stadt nahe, während drei Abtheilungen auf den zuſammengebrachten Kähnen die Havel hinabfuhren, um im entſcheidenden Augenblicke einen Seitenangriff auszuführen. Der Morgen graute — Derfflinger ritt an der Spitze von hundert Dragonern vorauf. Nahe der Brücke ließ er ſeine Mannſchaften halten, nahm eine kleine Zahl derſelben mit ſich und ſprengte auf den erſten Wachtpoſten zu. Da er längere Zeit unter den Schweden gedient hatte, war er der ſchwediſchen Sprache ſo weit mächtig, daß er ſich dem Poſten verſtändlich machen konnte. Sich für einen ſchwediſchen Offizier ausgebend, der von Brandenburgern verfolgt werde, forderte er den Wachtpoſten auf, die Zugbrücke herabzulaſſen. Der Korporal, der die Wache befehligte, zögerte und ſagte, er müſſe erſt den Oberſten fragen. Derfflinger rief den Mannſchaften zu, daß ſie gehängt werden würden, wenn ſie ihn gefangen nehmen ließen.

Digitized by Google

Sie möchten ohne weiteres Zögern seiner Aufforderung nachkommen; er übernähme jegliche Verantwortlichkeit dafür. Mißtrauten sie ihm, so frage er sie, was sie von ihm zu fürchten hätten? Er wolle allein über die Brücke, und sobald dies geschehen sei, befände er sich ja in ihrer Gewalt. — Die Zugbrücke fiel.

Da donnerten sogleich die Hufe mehrerer Pferde auf der Brücke, denn nicht der verwegene Führer allein, sondern auch seine Begleiter sprengten über dieselbe. Die Schwerter flogen aus den Scheiden, und im Nu war die Wache bewältigt bis auf zwei Mann, denen die Flucht gelang, und die nun in der Stadt Lärm erhoben. Während dies geschah, erfolgte auch der Angriff von der Seite. Die Schweden vertheidigten sich tapfer; aber noch war keine Stunde vergangen, so waren die Brandenburger Herren der Stadt. Der Kampf war äußerst heftig gewesen. Die Schweden hatten 390, die Brandenburger 50 Mann verloren, 270 Schweden waren gefangen genommen worden. Zur gemachten Beute, die nicht unbedeutend war, gehörten 6 Dragonerfahnen und gegen 600 Pferde.

Der Kurfürst sandte an demselben Tage einen Eilboten mit der Nachricht von der Einnahme Rathenows nach Berlin. „Ew. Liebden", schreibt er dem Statthalter, „geben Wir zu vernehmen, weß Maßen es dem gütigen Gott gefallen, Unsere gerechte Sache und Unsere Waffen wider die Schweden bald Anfangs dergestalt zu segnen, daß Wir diesen Morgen um drei Uhr die Stadt Rathenow mit stürmender Hand eingenommen haben. Des Obersten Wangelin ganzes Regiment Dragoner, so darin gelegen, bestehend aus sechs Compagnien, ist ruinirt und niedergemacht worden. Der Oberst selbst nebst seiner Frau, sein Obristleutnant, Oberstwachtmeister und zwei Kapitäns sind gefangen; die übrigen Offiziere und meisten Gemeinen sind geblieben und etliche gefangen, auch die sechs Fähnlein haben wir bekommen. Weil nun dieser glückliche Erfolg allein dem höchsten Gott, von dem aller Sieg und Segen kommt, billig zuzulegen ist, so haben Sie die Verfügung zu thun, daß seiner Güte deshalb gebührend von den Kanzeln gedankt und er angerufen werde, Unsere gerechten Waffen ferner zu segnen. Unsere Cavallerie ist noch aus, zu sehen, ob sie ein feindliches Regiment, so diesseit der Havel gestanden, antreffen könne, und werden Wir darauf bedacht sein, wie Wir diesen Uns von Gott verliehenen Sieg weiter poussiren mögen, gestalt Wir schon Ordre ertheilt, daß die zurückgebliebene Infanterie, Artillerie und Bagage Uns schleunigst folgen sollen." Der Blitzstrahl, der so urplötzlich von dem Schwerte des Kurfürsten ausgegangen war, erhob den tiefgebeugten Muth der Landesbewohner wieder.

Schlacht bei Fehrbellin 18. Juni 1675. Des Kurfürsten eifriges Bemühen ging nun zunächst dahin, den Schweden die wenigen Ausgänge aus dem Havelländischen Luch abzuschneiden und sie zur Annahme einer Schlacht zu zwingen. Bei Nauen nahm er dem Feinde eine Anzahl Gefangene, wie auch 2000 Stück Rindvieh und Pferde, die von demselben geraubt worden waren. „Ich danke dem Höchsten", schreibt er, „daß er bis dato meine Waffen gesegnet hat; derselbe wolle mir ferner beistehen!"

Der Feind hatte auf seinem Rückzuge Fehrbellin erreicht. Das auf einer Anhöhe liegende Städtchen wird im Südosten von einem nassen Wiesengrunde begrenzt, durch den sich Fließe und Gräben („Rhine" genannt) ziehen. Etwa eine Meile von dem Orte wird der Wiesengrund durch eine Reihe unbedeutender Erhöhungen von einem Torfmoor getrennt. In der Nähe des Dorfes Linum jedoch ist zwischen der Wiese und und dem Torfmoor vermittels des sogenannten Landwehrgrabens eine Verbindung hergestellt worden. Hier hat die Bodenerhebung etwa 1200, weiterhin — in südlicher Richtung von Fehrbellin — gegen 8000 Schritt Breite. In dieser Gegend liegen die Dörfer Linum, Hakenberg und Dechtow, die ersteren beiden vom Wiesengrunde, das letztere vom Torfmoor begrenzt. Verbände man diese Dörfer durch grade Linien, so entstände ein gleichseitiges Dreieck, dessen Seiten etwa 6000 Schritt betragen würden.

Dies war der Raum, auf dem am 18. Juni des Jahres 1675 die brandenburgischen und schwedischen Waffen sich mit einander messen sollten.

Digitized by Google

In der Frühe des Morgens war der Prinz von Hessen-Homburg mit 1500 Reitern vorangegangen. Da der vom Regen aufgeweichte Boden ein schnelles Vorrücken der Hauptmacht, zumal wenn die Geschütze nicht zurückgelassen werden sollten, verhinderte, so hatte der Kurfürst dem Prinzen den Befehl gegeben, den Feind nur aufzuhalten, somit jeden ernstlichen Angriff auf ihn zu vermeiden. Der alte, vorsichtige Derfflinger — er zählte damals bereits siebzig Jahre — rieth, den Feind auch mit der Hauptmacht jetzt nicht anzugreifen, sondern ihn von Kremmen aus in den Rücken zu nehmen. Geschähe dies, und gelänge es außerdem, ihm die wenigen Wege, die ihm noch offen ständen, zu versperren, so werde er sich ohne Zweifel in kurzer Zeit auf Gnade und Ungnade ergeben müssen. Der Kurfürst sagte aber: „Weil wir dem Feinde so nahe sind, muß er Federn oder Haare lassen!“ — „Gnädiger Herr“, entgegnete Derfflinger darauf, „ich habe geglaubt, als General meine Meinung nach bester Einsicht aussprechen zu müssen; da es aber Eurer kurfürstlichen Hoheit nicht gefällt, dieser beizupflichten, so wird mich nichts abhalten, dem Feinde nach Kräften Abbruch zu thun; sei auch ein Kampf dem Zufall mehr überlassen, als ich es wünsche, sei auch die Gefahr größer, als sie bei meinem Vorschlage sein würde.“

Wir werden Derfflinger's Meinung um so richtiger würdigen, wenn wir die beiderseitigen Streitkräfte mit einander vergleichen. Das schwedische Heer zählte 11,000, die brandenburgische Streitmacht nur 5600 Mann; auf schwedischer Seite hatte man 38, auf brandenburgischer nur 13 Geschütze. Die Schweden waren somit — Alles in Allem gerechnet — den Brandenburgern um mehr als das Doppelte überlegen.

Kaum hatte Derfflinger seine Ansicht ausgesprochen, als ferner Kanonendonner erkennen ließ, daß der Prinz von Hessen-Homburg bereits im Gefecht stehe. Die Schweden hatten sich bis Hakenberg zurückgezogen, waren daselbst aber gegen den Prinzen, der sich von seiner Heißblütigkeit zu weit hatte fortreißen lassen, zum Angriff geschritten.

Nun streifte der Kurfürst den rechten Arm auf, wie er es zu thun pflegte, wenn es zum Kampfe ging, zog seinen Degen und gab den Befehl zum Vorrücken. Während die Truppen sich zum Angriff formirten, fiel er auf seine Kniee und betete: „Allmächtiger Gott Israels, gehe mit deinen Schrecken voran und demüthige den stolzen Feind! Unser Sieg soll deine Ehre sein. Gott mit uns!“ — Hierauf bestieg er sein Pferd und rückte an der Spitze seiner Truppen, so schnell es ging, vor.

Ein dichter Nebel hüllte die Gegend ein und verhinderte, daß die Schweden den Anmarsch der brandenburgischen Hauptmacht bemerkten. Zu ihrer Rechten befanden sich einige kleine Hügel, die sie unbesetzt gelassen hatten. Sogleich ließ der Kurfürst — es war gegen acht Uhr — auf einen der Hügel Geschütze auffahren, aus denen, als eben der Nebel zu fallen begann, plötzlich auf die Schweden gefeuert ward. Den Geschützen war eine Abtheilung Dragoner, die abgesessen waren, zur Bedeckung gegeben worden, und es wurden zu deren Unterstützung bald darauf noch zwei Regimenter Dragoner kommandirt.

Der Nebel war indeß völlig verschwunden, und das Schlachtfeld ließ sich vollständig übersehen. Wrangel erkannte, daß die besetzte Anhöhe der Hauptschlüssel der feindlichen Stellung sei. Er ließ nun den Hügel durch Reiterei und Fußvolk heftig angreifen. Die brandenburgische Reiterei wich, und da der größere Theil der Brandenburger das Schlachtfeld noch nicht erreicht hatte, war die Gefahr nicht gering. Die Derfflinger'schen Dragoner, die, ungewohnt zu Fuß zu kämpfen, mit dem Säbel in der Faust tapfern Widerstand leisteten, riefen den weichenden Reitern nach, sie würden sich bei den Kanonen begraben lassen. Da sprengte der Kurfürst herzu, und es gelang ihm, die beiden Reiterregimenter wieder zum Stehen zu bringen, während der Prinz von Homburg den Derfflinger'schen Dragonern mit einem Regiment zu Hülfe kam. Die Schweden wurden zurückgeworfen.

Indessen donnerten die Geschütze auf dem Hügel ohne Unterbrechung und trugen Tod und Verderben in die Reihen der Feinde. Wrangel formirte eine neue, weit stärkere Angriffskolonne. Der Kurfürst sandte einen Adjutanten an den Obersten Mörner,

Digitized by Google

der die Vertheidigung des Hügels leitete, und ließ ihm befehlen, Alles aufzubieten, um die Batterie zu halten. „Eher sterben, als die Geschütze lassen!“ rief der Brave, stürmte an der Spitze der Dragoner gegen die wieder anrückenden Feinde, warf sie zurück, ward aber von einer Kugel in die Brust getroffen und starb den Heldentod. Die hierdurch entstandene Verwirrung benutzend, sammelten sich die Schweden zu einem dritten Angriffe.

Der Kurfürst, der überall, wo Gefahr im Verzuge war, erschien, ritt einen schönen, prächtig aufgezäumten Schimmel, auf den es die Schweden abgesehen zu haben schienen, da nirgends die schweren Kugeln aus den Geschützen dichter einschlugen, und der Tod nirgends eine reichere Ernte hielt, als da, wo sich der Kurfürst befand. Jedenfalls hatte man auf feindlicher Seite Kunde empfangen, daß der stattliche Reiter auf dem weißen, muthig einherſprengenden Schlachtroſſe kein Anderer als der Kurfürst selbst sei. — Die seinem Herrn drohende Gefahr war dem wackern Stallmeister Emanuel Froben nicht entgangen, und durch Vorschützung irgend eines Grundes wußte er den Kurfürsten zu bewegen, seinen Braunen zu besteigen und ihm dafür den Schimmel zu überlassen.

Dem neuen, noch verstärkteren Angriffe der Schweden hätten die ihres heldenmüthigen Führers beraubten Dragoner wol kaum zu widerstehen vermocht, wenn nicht der Kurfürst persönlich zu ihnen geeilt wäre. Friedrich Wilhelm trug an diesem Tage einen leichten Brustpanzer und darüber einen tuchenen Rock von niederländischem Schnitt; sein Haupt, zunächst geschützt von einer eisernen, innen mit Sammt gefütterten Sturmhaube, war bedeckt mit einem schwarzen Filzhute. Schon drangen die Schweden wieder vor, als er sich an die Spitze des Regiments stellte. „Getrost, tapfere Brandenburger“, rief er, „ich, Euer Fürst und nunmehriger Kapitän, will siegen, oder zugleich mit Euch sterben!“ Mit gezücktem Degen sprengte er gegen den Feind, gehobenen Muthes stürzten die Seinen ihm nach.

Nur Einer blieb zurück — Froben, der, von einer Kanonenkugel durchbohrt, als ein Opfer seiner Treue vom Rosse sank und verschied. (Es sei in Bezug auf den Opfertod Froben's, der von Gansauge in seinem Werke „Die Schlacht bei Fehrbellin“ bestritten worden ist, hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß mindestens ebenso glaubwürdige Stimmen dem hier von uns festgehaltenen Standpunkt beipflichten, als es Geschichtsforscher giebt, welche die Richtigkeit und auf Wahrheit beruhende Möglichkeit des Vorgangs überhaupt in Abrede stellen.)

Es erfolgte ein furchtbarer Zusammenstoß. Schwerterschlag und Kampfruf erschütteert die Luft, heldenmüthig ward auf beiden Seiten gestritten. Der Kurfürst, seines Wortes eingedenk, leuchtete den Seinen voran im Kampfgewühle. Während mancher Schwerterschlag sein Haupt traf, ohne ihn indeß verwunden zu können, streckte er eine Zahl von Feinden nieder. Sein heißer Kampfesmuth trieb ihn aber zu weit hinein in die feindlichen Reihen, und er sah sich plötzlich umringt von Feinden, deren gleichzeitigem Angriff er allein wol nicht lange würde Abwehr zu leisten vermocht haben. Voll Schrecken bemerkten die Seinen die Gefahr, von der ihr Fürst und Feldherr bedroht war. Neun brandenburgischen Dragonern gelang es, durch den wirren Feindesknäuel eine blutige Gasse zu hauen und ihren geliebten Landesherrn aus der offenbaren Gefahr zu befreien.

Hin und her wogte nun eine Zeit lang der Kampf, doch der Ausdauer der Brandenburger vermochten die Schweden endlich nicht mehr Stand zu halten. Sie flohen — es war gegen zehn Uhr Morgens — und suchten, so schnell es ging, das nahe Fehrbellin zu erreichen. Als dem Kurfürsten der Vorschlag gemacht ward, die Stadt, um den Feind gänzlich zu vernichten, mit glühenden Kugeln zu beschießen, entgegnete er: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, sondern zu retten!“

Der Verlust der Brandenburger betrug 500, der des Feindes dagegen 3000 an Todten und Verwundeten. Den Obristleutnant Joachim Hennigs, der sich in der Schlacht außerordentlich hervorgethan hatte, erhob der Kurfürst noch auf dem Schlachtfelde unter dem Namen „von Treffenfeld“ in den Adelstand. Da bis dahin in Deutschland nur die Kaiser

Digitized by Google

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm bei Fehrbellin. Nach Ludwig Burger.

Digitized by Google

Adelsdiplome ertheilt hatten, war Hennigs der Erste, dem von einem Hohenzoller der Adel verliehen wurde. Ein jeder der neun Dragoner, die dem Kurfürsten so tapfern Beistand geleistet hatten, erhielt eine Hand voll Goldstücke von ihm.

Am nächsten Tage verfolgte Derfflinger den Feind und nahm ihm noch eine Anzahl Kanonen, 2000 Gepäck- und andere Wagen, eine große Zahl von Pferden und mehrere tausend Stück geraubten Viehes ab. Letzteres ließ der Kurfürst sogleich an die von dem Feinde am meisten heimgesuchten Ortschaften vertheilen. — Die auf der Flucht sich befindenden, vollständig aufgelösten schwedischen Heerhaufen zählten nur noch wenige tausend Mann.

„Am 21. Juni", heißt es in einem Bericht, „sah man in Berlin die in dieser glorreichen Schlacht gewonnene Beute, drei sechspfündige und eben so viele dreipfündige Stücke, drei Reiterstandarten, drei grüne Fahnen mit Fransen, acht weiße Fahnen und eine Menge Pulver, Lunten, Kartätschen, Kugeln und anderer Kriegsbedürfnisse. Auch folgten 150 schwedische Gefangene und sieben Wagen mit schwedischen Verwundeten."

Am 23. Juni hielt der Kurfürst unter Glockengeläute und Jubelruf des Volkes seinen feierlichen Einzug in Berlin, begab sich aber schon am Nachmittage wieder zu seinem Heere. Diese heldenmüthig geschlagene Schlacht bewirkte, daß das Vertrauen in die eigne Kraft im Lande ungemein stieg. Auch im Auslande zollte man dem Kurfürsten und seinen Tapferen Bewunderung; es gingen Beglückwünschungsschreiben aus London und Paris, aus Madrid, Moskau, aus dem Haag und Kopenhagen in Berlin ein. — „Dormiendo vigilo" — „Im Schlaf (im scheinbaren Schlaf!) wache ich." So lautet sehr bezeichnend die Umschrift einer Denkmünze, die der Kurfürst zum Gedächtniß an die Schlacht von Fehrbellin prägen ließ.

Die verlorene Schlacht hätte die Zahl seiner Feinde vermehrt, die gewonnene führte dem Kurfürsten Freunde oder doch wenigstens Helfer zu. Der Sieger von Warschau hatte jetzt sein Haupt mit einem noch schöneren Ruhmeskranze bedeckt, und es erschien manchem Hofe, der ihm im Stillen den Untergang wünschte, am gerathensten zu sein, mit ihm ein gutes Einvernehmen zu unterhalten. Nach einem solchen Erfolge von Seiten des Kurfürsten erklärten Kaiser und Reichstag den König von Schweden für einen Reichsfeind, und es wurden nun auch dem Kurfürsten Hülfstruppen zugesagt. Es scheint aber, als ob Friedrich Wilhelm auf diese Zusage nicht besonderes Gewicht gelegt habe; denn er beeilte sich, Dänemark für seine weiter gehenden Pläne zu gewinnen, und es kam auch nicht lange Zeit darauf zwischen Brandenburg und Dänemark ein Bündniß zu Stande, dessen Zweck dahin ging, die Schweden aus Deutschland vollständig zu vertreiben. Dänische Truppen, die aus dem Mecklenburgischen heranrückten, verbanden sich mit den ihres Sieges frohen Brandenburgern, und das vereinte Heer trieb darauf die Schweden bis hinter die Wälle von Stralsund zurück. Die Einnahme dieses Platzes gelang aber nicht. — Es war indeß ein strenger Winter angebrochen, und das verbündete Heer schickte sich an, Winterquartiere zu beziehen. Der Kurfürst beschloß den Feldzug mit der Einnahme von Wolgast, Wollin und Greiffenhagen.

Hören wir zum Schluß noch das Urtheil, das der Urenkel des Siegers von Fehrbellin über dessen Werk fällte. „Wenige Heerführer können sich eines Feldzugs, dem von Fehrbellin ähnlich, rühmen. Der Kurfürst entwirft einen so großen wie kühnen Plan und führt ihn mit staunenswerther Schnelligkeit aus. Er überfällt ein Standquartier der Schweden, während Europa meint, daß er noch in Franken verweile; er fliegt zu den Feldern von Fehrbellin, wo die Feinde sich ihm geschart entgegensetzen; er schlägt mit einem kleinen Reitercorps, das von langen Märschen abgemattet ist, eine zahlreiche und achtungswürdige Infanteriemacht, die das Deutsche und Polnische Reich besiegt hatte. Dieser Zug, so glänzend wie nachdrucksvoll, verdient es, daß man auf ihn das Veni, vidi, vici des Julius Cäsar anwende."

„Fehrbellin, zu allen Zeiten sei im Heldenlied gepriesen,
Fehrbellin am blauen Rhine, mit dem Hügel, mit den Wiesen,
Und wo einst ein Pilger wandert durch das Brandenburger Land,
Werd' ihm Brandenburg und Rath'now, werd' ihm Fehrbellin genannt!"

Digitized by Google

Kampf um Stettin. Uebergang auf Rügen.

Wäre das Habsburger Kaiserhaus von gleicher Gesinnung beseelt gewesen wie der Kurfürst, so hätte es nach dieser kühnen That Friedrich Wilhelm's verhältnißmäßig gerade großer Anstrengungen nicht bedurft, um sowol im Norden den Schweden, wie im Westen den Franzosen die Lust an der Beraubung Deutschlands für lange Zeit zu benehmen.

Um das Verlorene wieder zu gewinnen, eröffneten die Schweden schon im Jahr 1676 einen neuen Feldzug, nahmen Swinemünde und belagerten darauf Wolgast, das aber nach rühmlicher Gegenwehr von Derfflinger entsetzt wurde.

Der Kurfürst richtete sein Hauptaugenmerk auf die Eroberung Stettins. Um dies schwere Werk beginnen zu können, war es vor Allem nöthig, der Stadt die Unterstützung Schwedens unmöglich zu machen, mithin Schweden vom Meere abzuschneiden. Es gelang ihm, die Schweden fast gänzlich aus Pommern zu verdrängen; die mit ihm verbündeten Dänen und Holländer besiegten die schwedische Flotte und wehrten ihr nun das weitere Auslaufen.

Darüber verging das Jahr.

Nunmehr sammelte der Kurfürst seine Streitkräfte und führte sie im Frühjahr 1676 gegen Stettin, das in dem schwedischen Obersten von der Noht einen tapfern und umsichtigen Kommandanten hatte. Auf Befehl desselben waren im Umkreise von drei Meilen sämmtliche Dörfer niedergebrannt worden. Der Kurfürst sandte einen Trompeter in die Stadt und schrieb den Bürgern: „Durch den erhobenen Krieg hätten die Schweden als Reichsfeinde ihr Recht auf Pommern verloren, und die Verpflichtung der Einwohner gegen sie höre auf. Widerstand sei nicht Treue, sondern Verachtung der Befehle des Kaisers und des Reiches."

Kanonenschüsse gegen seine anrückenden Truppen waren die Antwort der Stettiner.

Ihr Widerstreben hatte einen mehrfachen Grund. Von Schweden waren ihnen ihre Freiheiten und Vorrechte gewährleistet worden, wogegen sie von dem Kurfürsten zu erwarten hatten, daß er sich durch Ständevorrechte nicht werde abhalten lassen, dasjenige durchzuführen, was er zum Wohl des Ganzen für heilsam erachtete. Ein Theil der Bürgerschaft hegte außerdem die Ueberzeugung, daß es in Bezug auf Handel und Verkehr für die Stadt vortheilhafter sei, Schweden als Brandenburg anzugehören. Auch die lutherische Geistlichkeit in der Stadt war nicht unthätig, die Bürger gegen den reformirten Kurfürsten in ihrem Widerstande beharrlich zu machen.

Da der Kurfürst den Willen sah, ihm auf das Entschiedenste entgegen zu treten, ging er ernstlicher an die Belagerung. Aus dem Berliner Zeughause wurden herzu gebracht: 31 Bombenmörser, 108 schwere Belagerungsgeschütze, 200,000 Kanonenkugeln, 800 gefüllte Granaten, 10,000 Bomben und 15,000 Centner Pulver; auch aus Magdeburg und Küstrin traf Schießbedarf ein.

Die Stettiner trotzten auf ihre eigene Kraft, auf die ansehnliche schwedische Besatzung von 3000 Mann und die starken Werke, auch hofften sie, Schweden werde sie nicht verlassen. Unter dem Schutz der Sternschanze lag außerhalb der Stadt ein Kornfeld. Dies mähten die Stettiner noch am 13. und 14. Juli und fuhren darauf, die Brandenburger gleichsam verhöhnend, unter lustigen Gesängen und Jauchzen das Getreide ein.

Doch unaufhaltsam rückten die Belagerungsarbeiten rings um die Stadt vor. Die sumpfigen Wiesen auf der einen und die verschanzten Anhöhen auf der andern Seite bildeten große Schwierigkeiten, die aber von der Zähigkeit und durch den vom Kurfürsten und Derfflinger angespornten Eifer der Truppen in verhältnißmäßig kurzer Zeit überwunden wurden. Nachdem den Stettinern darauf die zwischen dem Oderarm befindlichen Schanzen genommen worden waren, gelang es, ihnen die Zufuhr von der Oder abzuschneiden.

Digitized by Google

Die Stadt war jetzt förmlich umgürtet; 160 größere Geschütze starrten gegen dieselbe, und mit jedem Augenblicke mußte die Bürgerschaft eines heftigen Angriffs gewärtig sein. Plötzlich erhob sich in der Nacht vom 3. auf den 4. August der Donner sämmtlicher Belagerungsgeschütze. Erde und Mauern bebten, eine Saat von Bomben, Granaten und Kanonenkugeln fiel nieder auf die Stadt. Dennoch blieb der Muth der Stettiner ungebrochen. Eine der ersten Kugeln tödtete den Kommandanten von der Noht, was in dieser Bedrängniß ein großer Verlust für die Stadt war. In der Nacht vom 6. zum 7. August erfolgte eine zweite, und zwar noch heftigere Beschießung Stettins.

Kurfürstin Dorothea in den Laufgräben vor Stettin. Zeichnung von H. Lüders.

Zwölf Stunden lang währte ununterbrochen der Donner der Geschütze. Gleich einem Hagelwetter fielen die glühenden Kugeln nieder auf die Stadt; Feuersäulen erhoben sich, mehrere Kirchen und eine große Zahl von Häusern standen in Flammen. — Am 8. August ward ein Trompeter in die Stadt gesandt, durch den der Kurfürst den Bürgern ein Schreiben des Inhaltes überbringen ließ: „Die Kirchen wären nicht vorsätzlich in Brand geschossen worden, all das Unglück thue ihm um Stadt und Kirchen leid. Sie möchten sich ergeben, so wolle er einen Akkord eingehen, wie sie ihn verlangten. Er stellte es ihnen frei, durch Abgeordnete seine Artillerie in Augenschein zu nehmen und sich zu überzeugen, daß noch nicht die Hälfte des Schießbedarfs verbraucht sei."

Digitized by Google

Die Antwort der Bürgerschaft lautete: „General und Bürgerschaft seien gesonnen, sich zu wehren; sie wollten ihrem Könige, wenn nicht die Stadt, doch die Wälle und die Mauern überliefern. Die kurfürstliche Artillerie zu besehen, hätten sie nicht nöthig." — Gerade die Einäscherung der Kirchen bestärke die Bürgerschaft in ihrem Vorsatze, bis auf den letzten Mann zu widerstehen, nur noch mehr. Eine „Erweckte", Maria Lange, predigte auf Gassen und Plätzen; in welchem Sinne, möge eine Stelle ihrer später gedruckten „Verkündigungen" zeigen. „Auch däuchte mich", rief sie dem Volke zu, „wie ich auf den Wall ging, da sah ich unzählig viele Gänse mit feurigen Mäulern ganz zornig haufenweis auf mich zusteigen. Ich aber winkte ihnen mit der Hand, worauf sie mit Macht und sehr geschwind auch mit vielen blutigen Köpfen wieder zurückeilten. Dieses bedeutet, daß der Feind hart ansetzen möchte; er wird aber, wenn wir uns zu Gott bekehren und ihn herzlich darum anrufen, auch mit Fleiß auf dem Walle dabei her sein, mit großem Verlust zurückgeschlagen werden. Denn mich däuchte, wie die Gänse mit Menschenstimmen redeten und sich höchlich verwunderten, daß sie mit ihrer großen Macht nichts gewinnen könnten."

In längeren und kürzeren Zwischenräumen wurde mit der Beschießung fortgefahren, doch auch die Bürgerschaft beantwortete das Feuer in heftiger Weise von den Wällen und ließ es nicht an blutigen Ausfällen fehlen.

Am 20. September forderte der Kurfürst die Bürgerschaft auf, Greise, Weiber und Kinder zu entfernen, da er gezwungen sei, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Diese Aufforderung ward trotzig zurückgewiesen, und die Frauen erklärten heldenmüthig, sie seien bereit, an der Seite ihrer Männer zu sterben. Auch in den Herzen der Frauen der Belagerer war das heilige Feuer der Begeisterung erglüht. Selbst die Kurfürstin suchte ihren Gatten in den Laufgräben auf und theilte die Beschwerden des Kriegslagers; denn sie hielt es für ihre Pflicht, dem damals oft kränkelnden Gatten nahe zu sein.

Der Kurfürst hatte unterdessen neue Regimenter aus dem Kleve'schen herbeigezogen, und die Belagerungsarbeiten rückten weiter vor. Dennoch schien geringe Aussicht vorhanden, die Stadt zu nehmen. Unter den brandenburgischen Offizieren wurden sogar Stimmen des Zweifels laut. Der Kurfürst vernahm davon, worauf er erklärte, „sich eher vor Stettin begraben lassen, als unverrichteter Sache abziehen zu wollen." — Die Anfangs 3000 Mann starke schwedische Besatzung Stettins war bereits bis auf 300 Mann zusammengeschmolzen, von den Bürgern und Einwohnern waren 2443 umgekommen; es gab kein völlig unbeschädigt gebliebenes Haus mehr und kaum noch zwanzig bewohnbare Räume in der Stadt.

Nun ward der Hauptsturm vorbereitet. Die Bürgerschaft berieth, ungebrochen war noch der Muth, aber die Pulver- und Speisevorräthe waren erschöpft. Da schrieb — am 12. Dezember — der schwedische General Wulffen mit Zustimmung der Bürgerschaft an den brandenburgischen General von Endten: „daß er bei so bewandten Umständen nach geschossener Bresche sich leider gezwungen sehe, diejenige Jungfrau (Stettin), die sich so lange bewahret, in die Arme des durchlauchtigsten Anwerbers zu offeriren." Zwei Tage später erschienen Abgeordnete der Bürgerschaft bei dem Kurfürsten. Sie sagten, er fordere ohne Zweifel von seinen baldigen Unterthanen eine gleiche Hingabe, wie sie dieselbe gegen Schweden bewiesen hätten, daher sie ihn um Gnade bäten.

Die Antwort des Kurfürsten war gnädig. Es solle, sagte er, alles Vergangene vergeben und vergessen sein, auch dem kleinen Heldenhäuflein der schwedischen Besatzung ein ehrenvoller Abzug gestattet werden. Ferner versprach er, die niedergebrannten Kirchen auf eigene Kosten wieder herstellen zu lassen, auch zum Aufbau der Stadt nach Kräften beizutragen.

Nachdem die Straßen nothdürftig von Trümmern frei gemacht worden waren, hielt Friedrich Wilhelm am 27. Dezember seinen feierlichen Einzug. Jungfrauen und Knaben in Trauergewändern empfingen ihn am Thore. Erstere überreichten dem Sieger einen Cypressenkranz, auf dem die Worte zu lesen waren: „Victori cruentam virginitatem!" Letztere eine silberne Schüssel und einen Fürstenhut. Von dem Syndikus der Stadt wurden ihm

Digitized by Google

die Schlüssel Stettins, die jener auf einem sammtenen Kissen trug, dargeboten, wobei der Ueberreichende die Worte sprach: „Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht kommen Bürgermeister und Rath anjetzo als ihrem nunmehrigen allergnädigsten Landesvater entgegen und suchen in fester Zuversicht bei Demselben alles Dasjenige, was ein todtkrankes Kind bei seiner liebreichen Mutter, eine vom Habicht verfolgte Taube in ihren Felslöchern, ein Küchlein unter den Flügeln einer sorgfältigen Gluckhenne zu suchen pflegt."

So war die „Jungfrau" Stettin in die Gewalt des „fürstlichen Werbers" gekommen; Angriff und Vertheidigung waren gleich rühmlich gewesen.

Vergebliche Friedensunterhandlungen. Mit diesem neuen Erfolge des Kurfürsten wuchsen gleichmäßig Bewunderung bei den Einen, Besorgnisse und Neid bei den Anderen. Das Ziel, das er sich gesteckt hatte, die Schweden vollständig aus Pommern zu vertreiben, erforderte neue und gewaltige Anstrengungen; denn Stralsund, Greifswald und die Insel Rügen befanden sich noch in ihrer Gewalt. Was half es, daß Kaiser und Reich Schweden für einen Reichsfeind erklärt hatten, da sie sich fortgesetzt in der Unterstützung Desjenigen lau zeigten, der den „Reichsfeind" so rühmlich bekämpfte? In Wien konnte man Bemerkungen über den „Ehrgeiz des Kurfürsten" hören, ja es fiel dort sogar das Wort — und dies möge man sich wol merken! — „der Kaiser habe kein besonderes Wohlgefallen daran, daß durch den Kurfürsten am Baltischen Meere sich ein Königreich der Vandalen emporthue!" —

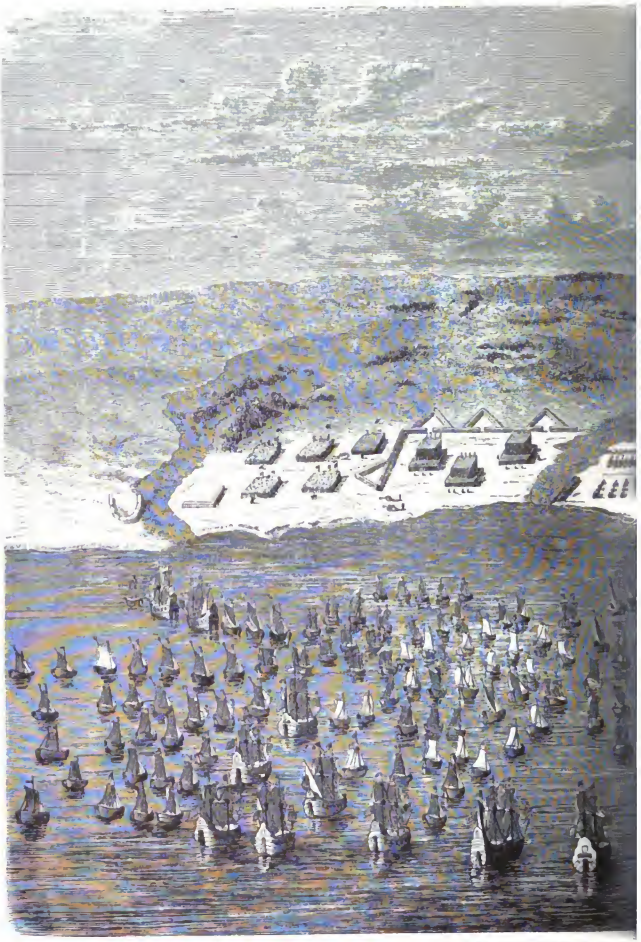
Es darf nicht vergessen werden, daß der Kurfürst nicht nur Schweden, sondern gleichzeitig einen noch weit gefährlicheren Feind, Frankreich, zu bekämpfen hatte. Wir wissen ja, weshalb Ludwig XIV. den schwedischen Krieg hervorgerufen hatte. Ebenso darf die Kriegführung des Kaisers gegen Frankreich nicht aus den Augen gelassen werden. — Das Kaiserhaus hatte längst aufgehört, ein Hort des Deutschen Reiches zu sein, und wenn von seiner Seite für Deutschland etwas geschah, so handelte man nur zum Schein, daher auch ohne Aufbieten derjenigen Mittel, wie die Sache sie erforderte. Die kleineren deutschen Höfe aber wurden vom Neide gegen den aufstrebenden brandenburgischen Staat in die Arme Oesterreichs getrieben. Freilich war der Kurfürst nicht der Mann, der sich durch eine so kleinliche Politik zu einem Stillstande hätte bewegen lassen; er wollte vorwärts auf seiner Bahn, mochte es nun, wie seine Worte lauten, „biegen oder brechen".

Trotz der unverantwortlichen Vernachlässigung seiner Pflichten gegen das Reich zeigte doch der kaiserliche Hof Geneigtheit, für sich allein mit Frankreich Friedensverhandlungen einzugehen, und er nahm es als eine Anmaßung vom Kurfürsten auf, als dieser erklärte, sich in dieser Angelegenheit nicht durch den Kaiser vertreten lassen, sondern selbständig sich bei den Verhandlungen betheiligen zu wollen. Der Kurfürst ließ sich auch nicht zurückweisen, sondern hielt dem Wiener Hofe mit ernsten Worten vor, wie ja das brandenburgische Kriegsheer im Elsaß stärker gewesen sei als das des Kaisers. Die Sorge für das eigene Land sowol wie die für das Reich zwang den Kurfürsten zu einem solchen, damals freilich unerhörten Verfahren. Hatte er doch die Art der Wahrnehmung der Interessen Brandenburgs und die Vertretung Deutschlands durch den kaiserlichen Hof schon aus den Verhandlungen, die dem Westfälischen Frieden vorangingen, hinlänglich kennen gelernt! —

Holland und England waren über einen mit Frankreich abzuschließenden Frieden einig geworden, und man begann die Friedensunterhandlungen. Aber die Generalstaaten verfuhren keineswegs dem getroffenen Abkommen gemäß, dem zufolge sie nur in Gemeinschaft des Kurfürsten, der durch Ludwig's List mit den Schweden in Krieg verwickelt worden war, sich in Verhandlungen einzulassen berechtigt waren. Schwer bedrängt von den Franzosen, hatte sich Holland gezwungen gesehen, jenen Bestimmungen entgegen zu handeln.

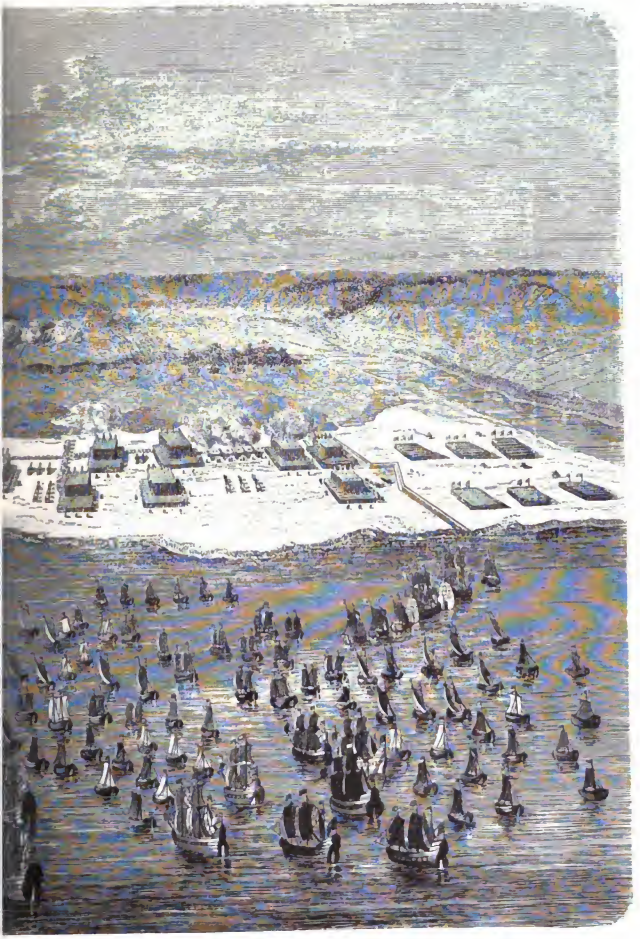
Der Kurfürst suchte nun möglichst günstige Bedingungen für sich zu erwirken. Frankreich aber, im Einverständniß mit England, verlangte, er solle an Schweden alle Eroberungen zurückgeben. Vom Kaiser nicht unterstützt, von fast allen Verbündeten verlassen, Frankreich, Schweden und Polen gegen sich — war die Lage des Kurfürsten in der That übel genug.

Digitized by Google



Landung der kurbrandenburgischen Flot

Digitized by Google



f Rügen. Nach einem alten Kupferstiche.

Digitized by Google

Nach seiner Ueberzeugung hatte Schweden allein schon durch den gegen alles Völkerrecht unternommenen räuberischen Einfall in die Mark seine pommerschen Besitzungen verwirkt. Dennoch erklärte er, sich zufrieden geben zu wollen, wenn man ihm Pommern bis zur Peene zusichere. Vor allen Dingen war er festen Willens, Stettin zu behalten, und er ließ durch Schwerin erklären, „lieber Alles aufs Spiel setzen zu wollen, als Stettin herauszugeben", wogegen von schwedischer Seite entgegnet ward, „der König wolle lieber die Krone verlieren als Stettin". — Man konnte nicht einig werden, und der Kurfürst griff wieder zu seinem treuesten Verbündeten, zum — Schwerte.

Uebergang nach Rügen. Diese Insel, von den Dänen im Jahre vorher erobert, war von den Schweden zurückgewonnen worden. Der Kurfürst sah, daß er die Rügen gegenüberliegende Stadt Stralsund nicht mit Aussicht auf Erfolg angreifen könne, ehe er nicht die Insel in seine Gewalt bekommen habe. Er sammelte nun bei Peenemünde eine aus 350 kleinen Fahrzeugen bestehende Flotte, schiffte sich auf derselben ein und erzwang sich (am 24. September 1678) die Landung bei Putbus. Der tapfere Graf Königsmark führte die Schweden, wurde aber an allen Punkten, wo er den Brandenburgern Widerstand entgegensetzte, namentlich durch das kühne Vorgehen Derfflinger's und Schöning's, zurückgedrängt und sah sich endlich gezwungen, in dem gegenüberliegenden Stralsund Schutz zu suchen. — Die Insel, auf der indeß auch im Norden die Dänen gelandet waren, befand sich somit in der Gewalt des Kurfürsten. Jetzt kam es darauf an, die Kriegsfahne vor Stralsund zu entfalten, an dessen festen Mauern gerade fünfzig Jahr früher Wallenstein sich die Stirn wund gerannt hatte.

Nachdem die Ueberschiffung des brandenburgischen Heeres vor sich gegangen war, forderte der Kurfürst die Bürgerschaft Stralsunds auf, ihm die Thore der Stadt zu öffnen, worauf sie auf ihre Verpflichtungen gegen Schweden hinwies. Graf Königsmark erklärte, er sei Kommandant in Stralsund, weshalb ein Schriftwechsel mit der Stadt unstatthaft sei; er werde die Festung zu vertheidigen wissen. Darauf schrieb der Kurfürst an Königsmark, er habe sich in der Absicht an die Bürger gewandt, die Stadt vor Unheil zu bewahren; zugleich bot er ihm annehmbare Bedingungen bei Uebergabe an. Graf Königsmark, auf Besatzung, Wälle und Mauern vertrauend, antwortete nicht. Jetzt ward zur Belagerung geschritten, und der Kurfürst gab der schwedischen Besatzung sowol wie der Bürgerschaft am 16. Oktober durch den Donner von 150 Geschützen ernstlicher seinen Willen zu erkennen. Schon am folgenden Tage flatterte die weiße Fahne auf den Kirchthürmen. Am 20. Oktober hielt der Kurfürst seinen feierlichen Einzug in die Stadt.

Nun galt es noch, Greifswald zu nehmen, das ebenfalls stark befestigt war, und dahin marschirte jetzt das Belagerungsheer. Die Stadt, erschreckt durch die Kunde von dem Falle des starken Stralsund, ergab sich nach kurzem Widerstande. Am 10. November nahm der Kurfürst die Huldigung der Bürgerschaft entgegen. — Damit waren die Schweden aus Pommern vollständig vertrieben, der Kurfürst hatte sich durch sein siegreiches Schwert zum Herrn dieses Landes gemacht.

Ob die Nachbarmächte die Eroberung anerkennen würden, war eine andere Frage, vornehmlich ob sich Schweden, das sich vor aller Welt mit Schmach bedeckt hatte, ohne Weiteres zufrieden geben würde? Es sollte bald erkennbar werden, welche Stellungen Kaiser und Reich, Frankreich, Polen und andere Mächte in dieser Frage eingenommen hatten.

Während der Kurfürst seinen Zug nach Rügen unternahm, hatte Ludwig XIV. seinen Bundesgenossen, den Schweden, den Rath ertheilt, in Preußen einzufallen, da ein solcher Angriff den Kurfürsten am leichtesten von Pommern ablenken würde. Auch fuhr Ludwig in seinen Bemühungen fort, Polen zu einem Angriff auf Preußen zu bewegen, und ließ es, um diesen Zweck zu erreichen, an Geldspenden für den König und die einflußreichsten Großen des Polnischen Reiches nicht fehlen.

Digitized by Google

Des Großen Kurfürsten Uebergang über das Haff. Zeichnung von Ludw. Burger.

Digitized by Google

Winterfeldzug in Preußen.

Alles schien klüglich berechnet, nur nicht der Umstand, daß es dem Kurfürsten gelingen würde, sich so unerhört rasch in den Besitz Pommerns zu setzen, wodurch mit dem Ende das Jahres sein Schwert wieder frei geworden war. Polen schwankte eine Zeit lang, dann aber ging es in seiner feindseligen Gesinnung gegen den Kurfürsten so weit, daß es den Schweden versprach, einem Einmarsche in Preußen nicht entgegentreten zu wollen, obwol es dazu nach früheren Verträgen verpflichtet war.

Schon als der Kurfürst nach der Eroberung Stralsunds vor Greifswald gerückt war, um den Schweden diese ihre letzte Feste in Pommern zu entreißen, hatte er vernommen, daß ein Heer von 16,000 bis 18,000 Schweden unter Horn mit 34 Geschützen von Livland her die preußische Grenze überschritten habe. Zugleich bedrohte ihn Frankreich mit einem Einfall in Kleve. — Wohin nun zuerst sich wenden, obenein mit Kriegern, die eben erst einen unerhört schweren Feldzug beendet hatten, und die daher einer längeren Ruhe bedurften?

Noch vor der Huldigung in Greifswald sandte der Kurfürst den General Görzke mit 3000 Mann nach Preußen, einerseits um Königsberg zu decken, andererseits um neue Truppen in diesem Herzogthume auszuheben. Die preußischen Stände hatten beim drohenden Anmarsch der Schweden an den König von Polen das Gesuch zu stellen beschlossen, ihnen gegen dieselben den vertragsmäßigen Beistand zu leisten. Der Kurfürst, der den König von Polen weder als Freund noch als Feind im Lande zu haben wünschte, weil das Eine wie das Andere ihm gleich mißlich erschien, verbot die Ausführung des Beschlusses und ermahnte die Stände zur Standhaftigkeit.

Indessen hatte der schwedische General Horn ganz in der Weise, wie es von Seiten Wrangel's bei seinem Einrücken in Brandenburg geschehen war, dem Herzogthume Preußen die Zusicherung gegeben, daß er nicht als Feind, sondern als Freund komme. Man fürchtete jedoch mit Recht, daß Preußen bald demselben Geschicke anheimfallen werde, unter welchem Brandenburg geseufzt hatte.

Kaum war nun die Einnahme Pommerns vollendet, so unternahm der Kurfürst, wiewol die Winterstrenge sich schon fühlbar gemacht hatte, mit 5500 Mann Reiterei und 3500 Mann Fußvolk, seinen Feldzug nach Preußen. Daß er sich persönlich an dem Feldzuge betheiligen würde, glaubte Niemand. Er kränkelte längst und wurde überhaupt schon seit Jahren zur Winterzeit jedesmal von seinem Gichtleiden hart geplagt. Um den Feind irrezuführen, begab er sich, während das kleine Heer in Eilmärschen vorwärts rückte, nach Berlin und ließ ausstreuen, er werde daselbst auf längere Zeit seinen Aufenthalt nehmen.

Nun kam die Nachricht, daß, trotz der redlichen Gegenbemühungen Hollands, Franzosen in Kleve einrückten. Hiergegen konnte der Kurfürst für den Augenblick nichts thun, er ließ sich aber auch dadurch nicht abhalten, seinen Truppen zu folgen. Nach einer ununterbrochenen Reise von täglich 6—7, ja am letzten Tage sogar von 12 Meilen erreichte er während täglich zunehmender Kälte am 20. Januar 1679 Marienwerder, wo ihm die Nachricht aus Königsberg zuging, daß die Schweden, die schon bis Insterburg vorgedrungen und an vielen Orten bereits feindselig aufgetreten waren, auf die ihnen zugekommene Kunde von dem Anmarsch eines brandenburgischen Heeres ihren Rückzug anzutreten begönnen und von dem General Görzke mit 4000 Reitern und 1000 Mann beritten gemachten Fußvolks lebhaft verfolgt würden. Der Kurfürst, der vor Begierde brannte, den Feind zu einer Schlacht zu nöthigen, sandte an Görzke noch 3000 Reiter und befahl ihm, den Feind so viel als möglich auf seinem Rückzuge aufzuhalten. Um nun zu dem bezeichneten Zwecke zu gelangen, waren die außergewönlichsten Anstrengungen von Nöthen. Dem Statthalter und den Oberräthen von Marienwerder ward aufgegeben, unverzüglich 1200 Schlitten nebst Pferden zusammenzubringen.

Digitized by Google

„Nächstdem", schrieb der Kurfürst den Genannten, „haben Ew. Liebden und auch Ihr zu verfügen, daß auf acht Tage Brot, Branntwein, Bier und Salz für die ganze Armee angeschafft werde. Weil wir auch mit Befremden vernommen, daß kein Vorrath von Mehl vorhanden sein solle, so habet Ihr dahin zu sorgen, daß so viel Querlen angeschafft werden, daß eine jede Compagnie drei bekommen kann; wie sie dann auch mit dem Brauen und Backen Tages als Nachts fleißig continuiren lassen, damit es der Armee nicht an Unterhalt ermangle. So müssen auch so viel Wagen und Schlitten alle Tage parat gehalten werden, welche die Zufuhr verrichten können, wovon Niemand, er sei, wer er wolle, zu befreien." Das Schreiben schließt mit den Worten: „Sollte hierin einiger Verzug erscheinen, so werden Wir wegen des Uns daraus zuwachsenden Schadens Uns blos an Ew. Liebden halten."

Das im ersten Augenblicke unmöglich Scheinende ward möglich. Am 16. Januar fuhr die Armee mit klingendem Spiele in einem sieben Meilen langen Zuge über das von dickem Eise bedeckte „Frische Haff" nach Königsberg — wahrlich, eine Schlittenfahrt seltner Art! — Am nächsten Tage ward die Fahrt bis Labiau fortgesetzt, und die Schlitten trugen den Helden mit seinen braven Brandenburgern auch über das „Kurische Haff". In der Nähe der Mündung der Gilge hielt der Kurfürst Heerschau, in „einer Gegend mit ihren Oeden von durchwühltem Sand, eingefrorenen Fischerweilern, schneebedeckten Tannenhügeln — wüst aussehend, finster wie Grönland oder noch düsterer". Die Mannschaften starrten von Kälte, Bärte, Waffen und Kleidung hingen voll Eis. Den Trompetern fror fast das Mundstück an dem Munde fest, die Trommler vermochten kaum die Hände zu rühren, den Pfeifern erstarrten die Finger an den Instrumenten. Aber der Muth der Tapfern war ungebrochen, und sie verlangten, wie ihr fürstlicher Führer, nach dem Kampfe mit den Landesverwüstern.

Die Schweden, fortgesetzt von Görzke beunruhigt, hatten auf die Anfangs unglaublich scheinende Nachricht, daß der Kurfürst selbst mit einer auserlesenen Streiterschar herannahe, ihren Rückmarsch um so mehr beschleunigt. Jetzt ging von dem kühnen Treffenfeld, den der Kurfürst ebenfalls vorausgesandt hatte, die Nachricht ein, daß der Feind Tilsit erreicht und sich dort in der Umgegend einquartiert habe. Auf diese Nachricht hin brach der Kurfürst in der Frühe des nächsten Morgens auf und kam an dem Tage bis drei Meilen unterhalb Tilsit.

Es war ein gräßlich kalter Tag, der Schnee knirschte unter den Füßen der Krieger und der Rosse; Vögel fielen erstarrt von den Bäumen, Scharen von Raben umkreisten das Heer, Wölfe heulten im Forst. Gegen Abend ging gute Botschaft ein. Treffenfeld hatte eine starke Abtheilung der schwedischen Reiterei zersprengt, viele Gefangene gemacht und sich des Gepäckes bemächtigt. Größere Erfolge würden von ihm erzielt worden sein, wenn Görzke ihn wirksamer unterstützt hätte. Treffenfeld brachte dem Kurfürsten selbst die eroberte Fahne. Der Kurfürst ernannte ihn auf der Stelle zum Generalmajor, befahl ihm aber, augenblicklich zu seiner Reiterei zurückzukehren, die er ohne Erlaubniß verlassen hatte. Als die Trümmer der schwedischen Regimenter nach Tilsit kamen, hielt es General Horn für gerathen, noch in derselben Nacht mit Hinterlassung seiner Magazine die Stadt zu räumen.

Der Kurfürst brach sogleich auf und marschirte nach Heidekrug, weil er Grund zu der Vermuthung hatte, daß die Schweden sich dorthin wenden würden; er hegte die Absicht, ihnen den Weg zu verlegen. Görzke und Treffenfeld setzten unterdessen die Verfolgung des Feindes fort, der außerordentlich litt, jedem Angriffe jedoch heldenmüthig begegnete. Erfrorne Menschen und Rabenschwärme zeigten den Brandenburgern fortwährend die Richtung, die der Feind genommen. Wie vom Kurfürsten vermuthet worden war, hatte Horn als nächstes Ziel seines Rückzuges den Heidekrug in Aussicht genommen. Als ihm jedoch noch rechtzeitig Kunde ward, wer dort zu seinem Empfange harre, schlug er einen andern Weg ein. Was man nicht mitzuführen vermochte, wurde so viel wie möglich durch Feuer und auf andere Art vernichtet, damit der Feind nicht Nutzen davon ziehe. Görzke erreichte noch die Schweden und schlug sie in die Flucht. Ihr Verlust betrug 2000 Mann, 5 Kanonen, 300 Gefangene und eine große Zahl von Wagen. Das schwedische Heer war fast vollständig vernichtet.

Digitized by Google

Dennoch ließ der Kurfürst von der Verfolgung desselben noch nicht ab. Die Trümmer des geschlagenen Heeres bewegten sich jetzt durch eine traurige, menschenleere Einöde. Der Kurfürst erreichte das Dorf Landsbonehme, „dessen elende Hütten Schweineställen ähnlicher waren als menschlichen Wohnungen.“ Trotz der entsetzlichen Kälte mußte die brandenburgische Reiterei, die seit zwei Tagen keinen Bissen Brot mehr empfangen hatte, die Nacht über im Freien zubringen.

Umstände solcher Art waren es, die den Kurfürsten bewogen, mit der Hauptmacht von der weiteren Verfolgung des Feindes abzustehen und am nächsten Tage seinen Rückmarsch anzutreten. Nur dem Generalmajor von Schöning, dessen Reiterei am wenigsten gelitten hatte, befahl er, die Verfolgung des Feindes noch fortzusetzen. Schöning entledigte sich dieses Befehls zur Zufriedenheit seines Kriegsherrn, indem er dem Feinde, den er durch fortgesetzte Angriffe bis über die livländische Grenze hinaus beunruhigte, noch schwere Verluste zufügte. Von den 16—18,000 Mann, mit denen Horn in Preußen eingefallen war, brachte er 1000 Reiter und 500 Mann Fußvolk in seine Heimat zurück. —

Aus Kukkernes, nordwestlich von Tilsit, schrieb der Kurfürst: „Ich habe billig dem Höchsten zu danken, daß durch seinen Beistand der Feind, ungeachtet er sich ausgeruht und in guten Quartiren gestanden, dagegen meine Leute innerhalb 14 Tagen bei hundert Meilen in dieser Jahreszeit marschirt, innerhalb zwei Tagen, wie ich ihn nur mit der Kavallerie erreichen konnte, ruinirt und aus dem Lande gejagt worden.“

Friede von St. Germain.

Bei den Unterhandlungen, die dem Westfälischen Frieden vorausgegangen waren, hatte Schweden die Herausgabe eines Theils von Pommern verweigert, indem es sich auf das „Recht des Eroberers“ stützte. Nun, dies Recht war sicher erloschen, denn der Kurfürst hatte ja die Schweden zum Lande hinausgeworfen, das „eroberte“ Land also zurückerobert. Dazu kam noch der Umstand, daß die Schweden, während der Kurfürst in der Ferne geweilt, ohne jegliche von seiner Seite gegebene Veranlassung und sogar auch ohne Kriegserklärung in sein Land gefallen waren und in demselben als Räuber gehaust hatten. Nach seiner vollberechtigten Ueberzeugung gehörte somit der bis dahin schwedische Theil Pommerns von jetzt ab unzweifelhaft zu Brandenburg.

Nun mußte es dem Kurfürsten darauf ankommen, diesem seinem Rechte durch die Unterzeichnung eines Protokolls der bei dem Kriege betheiligten Mächte Ausdruck gegeben zu sehen. Die nächste Frage war: Welche Haltung wird Frankreich in dieser Sache annehmen, von dem doch Schweden zu seinem frevelhaften Beginnen aufgestachelt worden war? — Nicht von ihm hoffte der Kurfürst sofortige Anerkennung seines Rechts, wol aber von dem Kaiserhause, denn von diesem war ja Schweden für einen „Reichsfeind“ erklärt worden.

In Wien indeß waren die Jesuiten thätiger als je. Um die protestantische Macht im Norden von Deutschland nicht erstarken zu lassen, thaten die Jesuiten und Jesuitenfreunde ihr Möglichstes. Der von ihnen vollständig beherrschte Kaiser ging einen schimpflichen Frieden mit Frankreich ein, ohne auch nur im Geringsten die Interessen des Fürsten wahrzunehmen, der in so heldenmüthiger, mit so großen Opfern verbundener Weise den erklärten Reichsfeind besiegt hatte! — Als der Kurfürst davon Kunde erhielt, schrieb er an den Kaiser, „daß er nicht glaube, derselbe werde durch einen Separatfrieden dieselben Vorwürfe auf sich laden, welche er Spanien und den Generalstaaten gemacht. Das Haus Oesterreich müsse sich beschämt fühlen, sich einen Frieden von seinem Feinde vorschreiben zu lassen, und würde er die letzten Kräfte anstrengen, den Krieg fortzusetzen, wenn man ihm bei Abschließung des Friedens nicht ganz Pommern verspreche.“

So wenig wie beim Kaiser fand der Kurfürst bei den Reichsständen Unterstützung. Sachsen und Bayern gaben an Frankreich die Erklärung, in Gemeinschaft mit ihm den

Digitized by Google

Frieden durch Gewalt der Waffen erzwingen helfen zu wollen, und Mecklenburg erbot sich, den Franzosen, wenn sie gegen den Kurfürsten marschiren sollten, zur Sicherung des Ueberganges über die Elbe seine Festung Dömnitz einzuräumen.

Audienz beim Großen Kurfürsten. Zeichnung von H. Lüders.

Desto entschiedener trat jetzt der Kurfürst gegen Ludwig XIV. mit der Forderung auf, sein Recht auf den Besitz Pommerns anzuerkennen. Dieser erwiederte, er habe seine Ehre dafür an Schweden verpfändet, daß es alles Verlorene wieder erhalten solle. Die französischen Minister wiesen auf das hin, was der „Ruhm“ ihres Königs erheische. Als die französischen Unterhändler betonten, daß dieser fleckenlos erhalten bleiben müsse, erwiederte der Kurfürst: „die Gerechtigkeit sei Grundlage des Ruhms, und da sie auf seiner Seite sei, so werde der König wol höheren Ruhm erwerben durch Unterstützung billiger und mäßiger Ansprüche, als durch Begünstigung einer nichts weniger als gerechten Sache. Die unparteiische Nachwelt werde richten.“ — Ludwig blieb jedoch bei seiner Erklärung.

Digitized by Google

Der Kurfürst hatte somit in dieser Sache ringsum Gegner, nur Dänemark blieb ihm noch treu. Er machte nun dem Könige Christian V. den Vorschlag. 16,000 Mann für ihn zu rüsten, er selbst wolle 24,000 Mann stellen und dann in Gottes Namen dem Könige von Frankreich die Spitze bieten. Der König von Dänemark war Anfangs geneigt dazu, wurde aber im Hinblick auf die große Gefahr, die ein solches Unternehmen für ihn heraufbeschwören könnte, wankend und trat in Unterhandlungen mit Schweden.

Jetzt stand der Kurfürst vollständig allein. Aber trotzdem wollte er noch nicht in einen so schmachvollen Frieden willigen, und seine geheimen Räthe vermochten nur durch die größte Anstrengung zu verhüten, daß er nicht den Krieg gegen alle seine Feinde zu gleicher Zeit aufnahm. Was damals in seiner Seele vorging, ist aus folgenden, in tiefstem Unmuthe von ihm geäußerten Worte zu entnehmen: „Nicht der König von Frankreich zwingt mich zum Frieden, sondern der Kaiser, meine nächsten Anverwandten und Alliirten; sie werden es einmal bereuen, sie werden gewiß einmal so viel verlieren, als ich jetzt verliere!"

Nach den von seinen Gegnern aufgestellten Friedensbedingungen sollte er nur einen kleinen Landstrich auf der rechten Seite der Oder in Pommern, den die Schweden innegehabt hatten, erhalten; Schweden sollte auf die Seezölle Verzicht leisten, Frankreich dem Kurfürsten den durch das Einrücken der Franzosen in Kleve dem Lande zugefügten Schaden durch Zahlung von 300,000 Kronen vergüten. — Zuletzt blieb Friedrich Wilhelm nichts übrig, als sich ins Unvermeidliche zu finden, und der Friede ward am 19.—29. Juni 1679 zu St. Germain abgeschlossen.

Einer der schwersten Tage seines Lebens war es, als der Kurfürst in Berlin das Friedensprotokoll empfing, um ihm seinen Namen beizufügen. Indem er die Feder ergriff, wünschte er seufzend, nie schreiben gelernt zu haben, und als er seinen Namen unterzeichnet hatte, rief er die prophetischen Worte:

„Einst wird aus meiner Asche ein Rächer auferstehn!" (Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.)

Als Text zur Friedenspredigt bestimmte er den Vers 8. des 118. Psalms, dessen Worte lauten:

„Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen."

Digitized by Google

Kurfürstliche Abgesandte in der Hofburg zu Wien. Zeichnung von H. Lüders. (Siehe S. 612.)

Gesegnetes Wirken nach innen, erhöhtes Ansehen nach außen.

Einleitung

Gedenkt man der kriegerischen Anstrengungen, die der Kurfürst machen mußte, um den Staat zu einer achtunggebietenden Stellung zu erheben, so möchte man meinen, daß es ihm unmöglich gewesen sei, auch im Innern nennenswerthe Verbesserungen hervorzurufen. Und doch, auch im Hinblick auf seine Landesverwaltung ist ihm von der dankbaren Nachwelt der Beiname des Großen zuerkannt worden. Er gemahnt an jene Tempelerbauer, die in einer Hand das Schwert, in der anderen die Baukelle führten; er ist's, der zu dem Bau des Tempels der Volkswohlfahrt, an dem nachmals tüchtige Nachfolger weiter bauten, sichern Blickes und fester Hand den Grund legte. „Wer die Reihe von Arbeiten, die dazu nöthig waren, und die Summe von Erfolg, die sie zuletzt einschließen, überrechnet", sagt M. Hirsch, „der wird zugeben, daß unsere ganze Geschichte bei allem Glanz ihrer späteren Tage doch nichts hat, was jene große Regierung verdunkeln könnte. Das Vierteljahrhundert von den ersten Vierzigern bis in die letzten Sechziger des siebzehnten Jahrhunderts möchte ich das unsrer Geburt, das eigentlich gründende, nennen." — Wir werden später sehen, wie die besten Männer aus seinem Hause in gleichem Geiste weiter strebten. In aller Kürze sei hier Einiges in Bezug auf seine landesväterliche Fürsorge vorgeführt.

Digitized by Google

Landesverwaltung. Ueber den Zustand der Gerechtigkeitspflege, die, wie vieles Andere während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Rückschritt gekommen war, ließ sich der Kurfürst bald nach seinem Regierungsantritte vom Kanzler von dem Borne Bericht erstatten. In diesem Berichte heißt es unter Anderm: „Was bei uns in unserm Vaterlande im Justizwesen von Gebrechen eingerissen, und wie das ganze Land mit Ungerechtigkeit überschwemmt worden, davon geben genugsam Zeugniß die schmerzlichen Klagen der Armen, Elenden, Wittwen und Waisen.“ Und weiter heißt es: „Man hört im Lande nichts als Lamentiren und Klagen über die Ungerechtigkeit, Korruption und Unbilligkeit der Richter und Beamten, über unbillige Verlängerung der gerichtlichen Untersuchungen und unbillige Forderung der Advokaten.“

Friedrich Wilhelm legte seinen Räthen ans Herz: „Gedenket und machet es also, daß, die beten sollen, nicht Ursach haben zu seufzen.“ In diesem Sinne traf er seine Maßregeln und erwählte die rechten Personen zur Ausführung. Sein Geist und Wille spricht aus der Eröffnungsrede des Kammergerichtsraths Seydel, in welcher die Worte vorkommen: „Gott möge es verleihen, daß dieser Ort, so lange Sonne und Mond währet, ein unverrückter Tempel der beständigen Gerechtigkeit sei und von keiner Gewalt und keinem Unrecht jemals möge profanirt werden.“ (Als der Ort, den der Redner meint, sind die nach dem Lustgarten zu gelegenen Gemächer des Schlosses anzusehen, welche der Kurfürst im Jahre 1655 zu den Sitzungen des Kammergerichtes bestimmt hatte.) Eine ihm wohlberechtigt erscheinende Klage gegen einige Richter bestimmte den Kurfürsten, ein Gemälde, welches den Kambyses vorstellte, wie er einem ungerechten Richter die Haut abziehen läßt, als drohende Erinnerung in dem Gerichtssaal aufhängen zu lassen. Als jedoch die Untersuchung ergab, daß jene Beschwerden alles Grundes entbehrten, ließ der Kurfürst das gedachte Gemälde wieder aus dem Gerichtssaal entfernen.

Pflege des Landbau's, von Handel und Wandel. Früher schon wurde bemerkt, wie sehr der Kurfürst sowie seine Gemahlin darauf Bedacht genommen hatten, den Landbau zu fördern. Um den nach dem Frieden von Oliva entlassenen Soldaten Gelegenheit zu nützlicher Thätigkeit zu geben, munterte er sie auf, sich anzubauen, und er gewährte ihnen auf sechs Jahre Steuerfreiheit; auch ließ er ihnen freies Bauholz verabfolgen. Hatte ein Bauer oder Kossäth nur zwei Söhne, so durfte keiner von beiden ein Handwerk lernen, sondern sie mußten sich dem Landbau widmen und zwar in der Art, daß der eine nach dem Tode des Vaters das väterliche Gut, der andere dagegen ein verwüstetes Gut übernahm, um es wieder zu bewirthschaften. Dem Letzeren wurde dann ebenfalls das nöthige Bauholz unentgeltlich angewiesen, ihm gleichfalls auf mehrere Jahre Steuerfreiheit gewährt. — Die an den Dörfern grenzenden Ackerflächen, „die vormals grünen Felder“, welche während des Dreißigjährigen Krieges mit Fichten bewachsen waren, wurden ausgerodet und für den Ackerbau wieder tauglich gemacht; die wüsten Baustellen in den Städten unter mancherlei Vergünstigungen solchen Leuten überlassen, die Lust trugen, sich anzubauen.

Gleich seiner Gemahlin liebte Friedrich Wilhelm den Gartenbau so sehr, daß er gleich dieser mit eigener Hand säete, pflanzte, pfropfte und bei der Weinlese gelegentlich Trauben schneiden half. Solche Beispiele zündeten. Die Kartoffeln wurden, wie oben schon bemerkt, von der Kurfürstin Luise in der Mark heimisch gemacht. Bis dahin waren sie, „wie andere seine Gemüse“, aus Holland mit der Post an den Hof gekommen. Da das Tabakrauchen um jene Zeit in Brandenburg in Aufnahme kam, wurde auch in der Mark mit dem Bau des Tabaks begonnen. Die Sitte des Tabakrauchens war von holländischen, die des Schnupfens von französischen Einwanderern hierher gebracht worden. — Der Kurfürst hatte den Anhängern des mosaischen Glaubens wieder Zutritt in seine Lande gewährt, und als zwei Juden um Erlaubniß zur Anlegung einer Tabaksfabrik anhielten, ward sie nicht versagt. Doch durften sie nur in den ersten fünf Jahren fremde Blätter einführen, nach dieser Zeit sollten nur einheimische verwendet werden. —

Digitized by Google

Das Rauchen erregte in der ersten Zeit in manchen Gegenden des Landes Staunen und Schrecken. So wird erzählt, daß bei einem fürstlichen Jagen, der kurfürstliche Mohr geraucht und urplötzlich einem Bauer, der ihn staunend angaffte, seine Pfeife angeboten habe. Dieser aber wich einen Schritt betroffen zurück und sagte bebend: „Nä, gnädiger Herr Düwel, ick freete keen Füer!“ Nach diesem Entscheide machte er sich flugs aus dem Staube.

Auf des Kurfürsten Anregung entstand ein Stahlwerk, drei Glashütten, eine Gewehrfabrik, eine Zuckersiederei, dann eine Gaze-, Seiden- und Kreppfabrik. Bei Peitz und Rathenow wurden Eisenhämmer, in Biesenthal Blechhämmer angelegt; Einfuhr fremden Eisens war nur dann gestattet, wenn die einheimischen Werke das Bedürfniß nicht befriedigen konnten. Bettlern wies man Arbeit in Wollfabriken an; Tagediebe wurden nach Spandau eingeliefert, wo man sie in dem dort angelegten Zucht- und Spinnhause zur Arbeit anhielt.

Die Post unter dem Großen Kurfürsten. Zeichnung von Ludwig Burger.

Zu welch hohem Aufschwung der Handel zu führen vermag, hatte Hollands Beispiel gezeigt. Um den Handel und Wandel zu fördern, ließ Friedrich Wilhelm Wege, Brücken und Dämme ausbessern; namentlich aber machte er sich verdient durch die Anlegung des Wasserweges, der die Oder mit der Spree, also auch mit der Elbe verbindet, und der ihm zu Ehren „Friedrich-Wilhelms-Kanal“ genannt ward. Die ersten Kähne, die am 18. März 1669 aus der Oder in den Kanal einliefen, kamen den 25. März nach Berlin. Bald darauf sah man Hamburger Schiffe durch den Kanal in den Oderstrom fahren.

Die Posteinrichtungen, die Friedrich Wilhelm vorfand, beschränkten sich darauf, daß einige Dragoner, die als sogenannte „Landreuter“ in Berlin ihr Standquartier hatten, mit Besorgung derjenigen Briefe, welche vom Hofe ausgingen, abwechselnd betraut wurden. —

Digitized by Google

Bei Reisen des Kurfürsten mußten die Ortschaften, die er passirte, für Vorspann sorgen. Einwohnern des Staates war es gegen eine Zahlung gestattet, in ähnlicher Weise Reisen zu machen. Friedrich Wilhelm legte nun Hand an, das Postwesen von Grund aus umzugestalten. Der unermüdlich thätige Minister Otto von Schwerin war der Mann, der auch in dieser Beziehung auf des Landesherrn gemeinnützige Absichten verständnißvoll einging. Schwerin ward von ihm zum Oberpostdirektor ernannt. Sowol der Graf von Thurn und Taxis, dem vom Kaiser das Reichspostwesen als Privilegium übergeben worden war, und der nun durch ein verbessertes Postwesen in den brandenburgischen Staaten sich in seinen Einnahmen benachtheiligt sah, als auch der König von Polen traten dem Kurfürsten auf diesem Gebiete der Landesverbesserung hindernd in den Weg; selbst das nachbarliche Sachsen begünstigte die neuen brandenburgischen Einrichtungen nicht, wiewol es sich angelegen sein ließ, für seinen Grenzverkehr daraus Nutzen zu ziehen. Alle diese Widersacher richteten aber gegenüber der entschiedenen Haltung Friedrich Wilhelm's nichts aus.

Ein großes Verdienst erwarb sich der Große Kurfürst dadurch, daß er jenem S. 502 erwähnten Vorurtheil (dem zufolge zur Aufnahme in den Handwerkerstand und in die Innungen der Nachweis germanischer Abkunft erforderlich war) die gesetzliche Geltung entzog. Durch Abstellung einer großen Zahl alter Mißbräuche sorgte er auch noch in anderer Weise für das Wiederaufleben der Innungen, indem nun auch dem ärmeren Bürger der Eintritt in eine Zunft ermöglichte wurde. — Wer ohne Mittel begann, mußte in der Regel bisher in den beschränktesten Verhältnissen kleben bleiben; denn die Entfaltung von Talent und besonderen Gaben war durch die strengen Zunftgesetze unmöglich gemacht. Die unverhältnißmäßig hohen Gebühren, die der Lehrling bei einer Lossprechung als Geselle und der Geselle bei der Aufnahme in die Meisterschaft zu zahlen hatte, fielen fortan hinweg, und so konnte auch der unbemittelte Geselle und Gewerksmann, wenn er sich als geschickt und rechtschaffen bewährt hatte, in die Zunft eintreten, die ihm eine geachtete Stellung als Handwerker und damit die Erlangung einer gewissen Behäbigkeit in Aussicht stellte.

Pflege der Wissenschaften. Der Kurfürst förderte die Wissenschaften, unterstützte die Universitäten zu Königsberg und Frankfurt a. O. reichlich, errichtete die Schule zu Duisburg, und ließ es sich angelegen sein, berühmte auswärtige Gelehrte ins Land zu ziehen.

Wir müssen hier eines großartigen Planes des Kurfürsten gedenken, der gelegentlich des Jubelfestes der Berliner Hochschule von dem hochverdienten A. Boeckh wieder ins Gedächtniß gerufen worden ist. Friedrich Wilhelm hatte die Absicht, eine Universität aller Völker, Wissenschaften und Künste zu gründen, und wenngleich dieser Gedanke, wegen der unzureichenden Mittel des brandenburgischen Staates und wegen der Schwierigkeiten gegenüber der Gesinnung der Zeitgenossen, ein schöner Traum bleiben mußte, so zeigt sich doch klar, welchen Rang das geistige Leben der Menschheit in der Brust des Kurfürsten einnahm, und wie hoch Der sein Zeitalter überragte, welcher einen solchen Plan zu fassen im Stande war. — „Wenn", heißt es in der Stiftungsurkunde, „irgend Diener der Musen da sind, wenn irgend Forscher in den trefflichsten Wissenschaften, edlerer Künste Erfahrene, wenn welche durch ihre Gottesverehrung und Religionsgebräuche ins Gedränge gebracht, wenn welche einer harten Herrschaft überdrüßig, freiheitsliebend, durch Ostracismus aus ihrem Vaterlande verjagt, oder aus irgend einer andern, nur nicht ehrenrührigen Ursache landflüchtig sind, wenn welche in der Gesellschaft von Gelehrten und in einer wissenschaftlichen Unterhaltung den Reiz der Welt finden; so mögen die vorgenannten und alle guten und ehrenhaften Männer, von welchem Volke und anständiger Beschäftigung und Glauben sie seien, hierdurch wissen, daß sie in dieser Universität finden werden: einen Parnaß, einen Mäcenas, Ehre der Künste und Wissenschaften, der Gewissen und aller anständigen Freiheit, Trost den Leidenden, den Verbannten Zuflucht und Freistatt, vortrefflicher Seelen Gemeinschaft, Genossenschaft edler Geister, die Wonne der gebildeteren und über den großen Haufen hinaus einsichtigen Menschheit."

Digitized by Google

„Er will", heißt es weiter, „dieser Universität einen Ort geben und weihen zum Sitze der Musen, zum Tempel der Wissenschaften, zur Werkstatt der Künste, zum Wohnsitze der Tugend, zu einer Königsburg der besten und erhabensten Beherrscherin der Welt, der Sophia (Weisheit). Er verspricht allen Dissidenten im christlichen Glauben Freiheit der Gewissen und der Religionsübung, namentlich den Reformirten, den Arminianern, den Lutherischen, den Römisch-Katholischen, den Griechen und Allen, die den dreieinigen Gott bekennen und im Verdienst und Blute Christi die Hoffnung der Seele und den Grund des Heils finden. Auch wenn ausgezeichnete Hebräer, Araber und andere der Ungläubigen ihren Sitz in dieser Universität aufschlagen wollen, soll ihnen dies unter Nachsuchung besonderer Erlaubniß verstattet sein, sobald sie versprechen, daß sie ihre Irrthümer für sich behalten und nicht zu verbreiten suchen und ein anständiges Leben führen werden, ohne Aergerniß zu geben."

Dieser Hochschule waren große Freiheiten zugedacht; unter Anderm hatte der Kurfürst ihr völkerrechtliche Neutralität zugesichert, so daß weder Freund noch Feind den Ort betreten sollte. — Noch heut ist der hier aufgeführte Plan, ein leuchtendes Denkmal freisinniger Traditionen des Fürstengeschlechts der Hohenzollern, ein Ideal.

Förderung der Kunst ging in Berlin gleichfalls meist vom Kurfürsten aus. Er ist der Begründer der Kunstkammer und später der königlichen Bibliothek; die von ihm herrührenden Kunstsammlungen bilden einen wesentlichen Theil des heutigen Hohenzollern-Museums und des königlichen Museums. Ueber Das, was der Kurfürst für die Kunstkammer gethan hat, sagt v. Ledebur: „Sein Herzogthum Kleve, besonders der classische Boden von Xanten, gab ihm Gelegenheit, in seinen eigenen Landen Ausgrabungen zu veranstalten. Im Jahre 1642 sehen wir ihn mehrere Alterthümer erwerben, die sein Geheimer Rath Erasmus Seidel aus dem Kleve'schen mitgebracht hatte. Auch die von dem ehemaligen Prediger zu Wesel, Hermann Ewich, gesammelten Antiquitäten und Handschriften für die Geschichte des Herzogthums Kleve bereicherten 1680 das kurfürstliche Antikenkabinet."

Durch Vermittlung des in holländischen Diensten stehenden Majors Polemann erhielt er Seegewächse, Muscheln, alterthümliche Waffen, fremdländische Kleidungsstücke, allerhand Geräthschaften u. s. w..... „Am 20. Januar 1673 wurden von Batavia aus auf fünf Schiffen abermals Waffen, Kleidungsstücke und Geräthschaften aus Japan, Tunkin, den Molukken, aus Vorderindien und Ceylon abgesandt."

Unter dem Kurfürsten entstand neben den geschriebenen Zeitungen, die nur der Hof und die ersten Staatsdiener erhielten, die erste gedruckte Zeitung unter dem Titel „Avisen". Man würde sich aber sehr irren, wenn man hierbei an unsere Zeitungen und Tageblätter denken wollte. Die kleinste Provinzialzeitung bietet heutzutage mehr als gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts diese „Avisen". Ueber das Zeitungswesen und seinen Fortgang werden wir an einer andern Stelle das Nöthige nachtragen. — Der gänzliche Mangel eines allgemeinen Publikationsmittels war auch mit Ursache, daß Dasjenige, was wir öffentliche Meinung nennen, gar nicht aufzukommen oder sich kaum vorübergehend Geltung zu verschaffen vermochte, und daß jene barbarischen Greuel, deren wir am Schlusse unserer kulturgeschichtlichen Betrachtungen (Seite 489 ff.) Erwähnung thaten, sich auf so lange hinaus erhalten konnten. Fehlte es nun auch an der Wohlthat einer die Aufklärung und Humanität, sowie den Gemeinsinn der Staatsbürger fördernden Presse, so trieb doch nichtsdestoweniger die Bücher- und bald nachher Zeitungscensur (S. 339) ihr geistvernichtendes Wesen fort.

Wie wichtig es war, daß dem Kurfürsten eine einsichtsvolle Stütze bei Verfolgung seiner weitausschauenden Pläne zur Hand war, haben die zahlreichen kriegerischen Verwicklungen seiner Zeit dargethan. Aber eine leichte Aufgabe hatte er nicht unternommen, als er sich die Verbesserung des brandenburgischen Heerwesens zum Ziel setzte, welchem Gegenstand wir uns nun zuwenden.

Digitized by Google

Das Kriegswesen.

Nachdem die stolzen Ritterheere der vernichtenden Gewalt des neuen Artillerieweſens hatten weichen müſſen, das Lanzknechtthum während des Dreißigjährigen Krieges vollſtändigem Verfall entgegen gegangen war, und die zuſammengerafften Söldnerſcharen ſich während des Krieges als eine furchtbare Geißel für Freundes- und Feindesland, durch ihre Entlaſſung nach Ausgang des Krieges ſich auch weiterhin als eine Zuchtruthe des ganzen Landes erwieſen, da hatte ſich aus dieſer bitteren Erfahrung die Erkenntniß zu bilden begonnen, daß ein „ſtehendes Heer“ behufs Wiederherſtellung und Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande und Wahrung des Friedens nach außen eine Nothwendigkeit ſei. Die Aufgabe für einen Fürſten, der aus den vorgefundenen troſtloſen Zuſtänden noch etwas Bleibendes und für das Heerweſen etwas Dauerndes ſchaffen wollte, war eine muendlich ſchwierige. Der Kurfürſt begriff, daß ohne militäriſche Handhabe der beſte Wille Land und Leute nicht aus ihrer Verkommenheit emporzuheben vermöge. Entſchloſſen legte Friedrich Wilhelm daher Hand an Vollführung der ihm geſtellten Aufgabe, wiewol die Schwierigkeiten um ſo größer erſcheinen mußten, da ein ſtarkes Heer zu erhalten ſehr bedeutenden Aufwand erforderte. Welcher Art aber die Mittel waren, die zu jener Zeit die Stände boten, wiſſen wir aus der traurigen Regierungsperiode Georg Wilhelm's (vergl. S. 437). Sich in ſeinen auf dieſen Punkt zielenden Beſtrebungen von den verrotteten Gewohnheiten und nur von der niedrigſten Selbſtſucht noch lebendig erhaltenen Eingebungen der Stände abhängig machen, hätte für den Kurfürſten nichts weiter geheißen, als auf die Neubegründung der Volkswohlfahrt zu verzichten. Da Friedrich Wilhelm dies nicht wollte und als Landesvater auch nicht durfte, ſo war es wiederum eine Nothwendigkeit, die Art der Beſteuerung zu regeln und aus dem geſammten Vermögen der Unterthanen Abgaben zu erheben. Eine Verbeſſerung der Zuſtände erforderte aber eine fortgeſetzte Erhöhung der Staatseinnahmen, demnach Mittel, das Land ſteuerfähiger zu machen. Daher galt es, den Geiſt durch verbeſſerten Unterricht aus ſeiner Dumpfheit zu befreien, Gewerbe, Künſte, Wiſſenſchaften und Handel zu beleben, der Landwirthſchaft durch das Beiſpiel von Koloniſten, die aus beſſeren Gegenden kamen, neuen Aufſchwung zu geben. Ein wirklicher Aufſchwung aber findet nur da ſtatt, wo in der Bevölkerung ſich die Ueberzeugung verbreitet, die Regierung ſei ſtark und ſteuere mit Feſtigkeit klar erkannten Zielen zu. So ſtand es in Brandenburg, ſeitdem Friedrich Wilhelm die Zügel der Regierung ergriffen hatte.

Es war dem Kurfürſten gelungen, ſein Heer, welches, wie wir wiſſen, 1642 nicht mehr als 3000 Mann betragen hatte, bis zum Jahre 1651 auf 27,000 Mann zu bringen, für ſeine Verhältniſſe eine jedenfalls außerordentliche Leiſtung (vergl. S. 546). Er brachte hierbei zwei in Bezug auf militäriſche Organiſation hochwichtige Ideen zur Ausführung: zuerſt, daß er die bis dahin aus den Lehnsaufgeboten der adeligen Herren und den ſogenannten „verlorenen Söhnen“ des Landes formirte Armee zu einer ſtehenden, feſten Truppe umgeſtaltete, und ſodann, daß er es unternahm, die allein auf der Landbevölkerung ruhenden Laſten der Unterhaltung und Verpflegung der Soldaten mit auf die Städte zu vertheilen. Zu letzterem Zwecke wurde von ihm die Einführung der Acciſe ins Werk geſetzt, allerdings ein Behelf, den durchzuſetzen bei der fortgeſetzten Widerwilligkeit der Landſtände nicht geringe Ausdauer erheiſchte. — Außerdem aber erwuchs eine weitere Schwierigkeit aus dem Verhalten der Offiziere des Heeres, als er von denſelben die Ableiſtung des Eides der Treue gegen ſeine Perſon und überhaupt ſtrengen Gehorſam forderte; denn die höheren Befehlshaber zeigten dazu geringe Neigung. Sie pochten darauf, daß ſie nur dem Kaiſer den Eid der Treue ſchuldig ſeien, ſo daß er ſchließlich Gewalt anwenden mußte, wovon wir an einer andern Stelle ſchon geſprochen haben (vergl. S. 524). Ihre Widerſpenſtigkeit vollſtändig zu brechen, gelang ihm jedoch nicht, denn verſchiedene Oberſten wußten ſich das Recht der Offiziersernennung in ihren Regimentern zu erhalten.

Digitized by Google

Da die Obersten jedoch von dem Kurfürsten ihren Sold zu erwarten hatten, so lag darin wenigstens die Handhabe, nach und nach Besserung des Zwitterverhältnisses herbeizuführen. — Im Jahre 1684 war die Verlegung des gesammten preußischen Fußvolkes vom Lande in die Städte bewerkstelligt; die Reiterei blieb auf dem flachen Lande vertheilt.

Die Truppen begrüßen den Kurfürsten bei seiner Ankunft im Lager. Zeichnung von H. Lüders.

Friedrich Wilhelm war es auch, der den Gedanken gefaßt hatte, im Kriege für den Nothfall dem Feinde eine Landwehr entgegenzustellen. Er dachte sich darunter eine Miliz, in welche die wehrfähigen Männer des flachen Landes eintreten sollten gegen das Zugeständniß der Befreiung von der Leibeigenschaft — jedenfalls ein hoch bedeutsamer Gedanke.

Dem Kurfürsten war, ohne auf Widerstand zu stoßen, die Durchführung einer gleichmäßigen Uniformirung gelungen. Ueber das äußere Aussehen der brandenburgischen Truppen

Digitized by Google

erfahren wir durch Orlich ein Näheres: „Beim Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm's war die Bekleidung der Truppen sehr schlecht; die Besatzungen gingen zerlumpt einher, die im Felde stehenden suchten ihre Kleidung durch Plündern zu verbessern.“ Jetzt war es in Bezug auf Kleidung und Ausrüstung anders geworden. „Für einen Knecht war ein Mantel, Rock, Hose, Mütze und ein Paar Strümpfe gut gethan. Die Leibgarde, aus Pikenieren und Musketieren bestehend, war auch hierin am meisten bevorzugt. Bei dem blauen, mit Gold- und Silberschnüren verbrämten Rocke ward auf Bequemlichkeit gesehen; auf den Rock allein wurden sechs Ellen Tuch gerechnet und eben so viel Ellen Boy zum Futter; außerdem gehörten dazu ein Kollet, Wams und Aermel von Elens- oder Hirschhaut. Die Pikeniere trugen Panzer und Pickelhauben, die Musketiere führten eine bunte Gabel bei sich, auf welcher beim Abfeuern das Gewehr ruhte; Hüte mit Federbüschen dienten zur Kopfbedeckung, an einem ledernen Bandelier befanden sich die Patronen und die Lunte, auf der andern Seite der Degen; die weiten Beinkleider waren mit Bandschleifen geziert. Ein Drittheil des Bataillons führte, außer dem Seitengewehre, 16 Fuß lange Piken. Die Offiziere schmückten sich mit Ringkragen und weiß- und schwarzseidenen oder silbernen Schärpen, einem glänzenden Wehrgehenk und bunten Bändern auf der rechten Schulter. Die Tracht der Reiterei war dem Geschmacke des Einzelnen überlassen, weil sie sich selbst kleiden und beritten machen mußte; sie trug lederne Koller, darüber einen Küraß; auf dem Kopfe saß der Helm mit Blechplatten hinten und an den Seiten, um den Leib die Schärpe; einzelne Regimenter hatten Hüte mit Federn zur Kopfbedeckung. Ihre Waffen waren Pistolen und ein langes Schwert. Die Dragoner führten ein Seitengewehr, halbe Piken und leichte Musketen mit sich.“

Die Grundfarbe der Uniform des Fußvolkes, schon damals blau, ist bis zur Stunde dieselbe geblieben. — Als Schußwaffe kam die Flinte, ein Schießgewehr kleineren Kalibers, immer mehr in Gebrauch; statt des Luntenschlosses das Steinschloß, bei welchem der Feuerstein zwischen den Lippen des Hahns, den die Feder gegen den stählernen Pfannendeckel (Batterie) schnellte, an diesem Funken schlug; hierdurch wurde das Pulver auf der Pfanne unter dem zurückgeschlagenen Deckel entzündet, und durch das Zündloch ging der Feuerstrahl in den Lauf und trieb die Ladung hinaus. Wir hätten diese Einrichtung nicht erklärt, wenn sie nicht heutigen Tages über den neueren Zündungen fast ganz vergessen wäre.

Die Artillerie wurde in dieser Zeit erst zu einer wirklichen Truppengattung, während vorher für das Geschützmaterial nur kontraktlich angenommene Büchsenmeister vorhanden waren; die Bedienungsmannschaft war, wie wir wissen, von dem Fußvolke gestellt worden.

Seit Unterzeichnung des verhaßten Friedens von St. Germain hat der Kurfürst das Schwert nicht mehr gezogen, und er ließ sich auch nicht aus seinem friedlichen Beharren aufscheuchen, als Ludwig XIV. es wagen durfte, inmitten des Friedens Straßburg, das Thor von Deutschland, zu überrumpeln und seinem Reiche einzuverleiben. — Die eingetretene Friedenspause ward aber um so emsiger benutzt, die zeitweilig unterbrochenen Heeresreformen wieder aufzunehmen und weiterzuführen, wodurch die brandenburgische Kriegsmacht ans kleinem Anfange zu einer der vorzüglichsten in Europa erhoben ward. Hierbei standen dem Kurfürsten die Feldmarschälle Derfflinger und Sparr wacker zur Seite; Letzterer war Brandenburgs erster Generalfeldzeugmeister, seit 1657 Feldmarschall, er wurde der Begründer der brandenburgischen Artillerie. Der volksthümlichste Held aber war und bleibt doch Derfflinger, dessen Name wie der des alten Dessauer, unter Friedrich dem Großen der des alten Ziethen und in den Befreiungskriegen der Blücher's sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt.

Schon in seiner frühen Jugend, als er sich eine Zeit lang am Hofe Bogislav's XIV. zu Stettin aufhielt, hatte Friedrich Wilhelm das Bild einer durch Handel und Schiffahrt belebten Hafenstadt in seine Seele aufgenommen. Sein darauf folgender Aufenthalt in Holland erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß die Wohlfahrt und Sicherung seines Landes es erheische, den Handel zur See zu fördern und ihm zum Schutze sowie zur Hebung der Schiffahrt neben dem Landheer auch eine Kriegsflotte an die Seite zu geben.

Digitized by Google

Denkmünze über die afrikanische Expedition.

Versuche zur Gründung einer Seemacht und von Kolonien.

In den ersten Jahren seiner Regierung lasteten zu viele schwere Sorgen auf dem Kurfürsten, als daß es ihm möglich gewesen wäre, Hand an die Ausführung des eben erwähnten Gedankens legen zu können. Doch schon vor Abschluß des Westfälischen Friedens (1647) sehen wir ihn den ersten Versuch machen, seinen Unterthanen den Seehandel zu erleichtern. Er gründete eine der ostindischen Handelsgesellschaft ähnliche Gesellschaft, an deren Spitze er den holländischen Admiral Liers stellte, erlangte durch geschickte Verhandlungen mit Dänemark, daß seine Schiffe bei der Fahrt durch den Sund auf gleichem Fuß mit den holländischen behandelt wurden, und brachte durch Kauf von der dänischen Krone die Feste Dansburg oder Tranquebar bei Koromandel an der Ostküste Afrika's an sich. An der Kurzsichtigkeit der Königsberger Kaufleute, die ihren Hinzutritt zu der Handelsgesellschaft verweigerten, sowie an dem Geldmangel in den kurfürstlichen Kassen scheiterte jedoch das Unternehmen.

Während des im Jahre 1658 geführten schwedisch-polnischen Krieges hatte der Kurfürst den Mangel einer Seemacht schmerzlich genug zu empfinden, doch sah er sich genöthigt, neue Unternehmungen zur See auf günstigere Zeiten zu vertagen. Als nun die Schweden (1675) ihren räuberischen Einfall in die Mark ausgeführt hatten, mußte er sich sagen, daß sich sein Plan, die Schweden gänzlich aus Deutschland hinauszuwerfen, ohne die Beihülfe einer Flotte nicht werde ausführen lassen. Er schloß nun mit dem tüchtigen holländischen Rheder Rathsherrn Benjamin Raulé einen Vertrag, der diesen verpflichtete, mit einigen Fregatten auf schwedische Schiffe zu kreuzen, wodurch in der That auch die Unternehmungen des Kurfürsten in den Jahren von 1676 bis 1678 gegen Stettin, Stralsund, Greifswald und Rügen wesentlich unterstützt wurden.

Dieser Vertrag, durch welchen der brandenburgisch-preußische Staat als eine selbständige Macht in die Reihe der europäischen Staaten eintrat, ist bemerkenswerth, weil mit ihm, wie Major Victor von Strantz in seiner Denkschrift über die kurfürstlichbrandenburgische und die kaiserlichdeutsche Kriegsflotte (Berlin 1875) sagt, „die glorreiche Entwicklung vom brandenburgischen Kurfürstenthum zum Deutschen Kaiserreich ihren geschichtlich wahrnehmbaren Anfang nahm."

Als Friedrich Wilhelm in den Niederlanden regen Verkehr mit dem tapfern und geistvollen Statthalter Heinrich von Oranien unterhielt, beschäftigten ihn bereits die Pläne in Bezug auf Errichtung einer Marine für seinen Staat. Die Abtretung des für den Seehandel

Digitized by Google

am meisten geeigneten Theiles von Pommern sowie der Mangel an Unternehmungsgeist bei den am meisten betheiligten Landesangehörigen lähmte jedoch die Ausführung der Absichten, welche sein hochsinniger Geist erdacht. Während des schwedisch-polnischen Krieges, sodann in den Zeiten der Feldzüge gegen Frankreich, endlich gegenüber der fortdauernden Lauheit im Handelsstande war es natürlich, daß alle auf Handel und wirthschaftliche Einrichtungen hinzielenden Projekte Unterbrechung erfuhren, ja zum Theil ganz in Vergessenheit geriethen.

Aufgegeben waren aber die Absichten wegen Gründung einer Marine nicht: der helle und rastlose Geist des Monarchen harrte nur des richtigen Zeitpunktes zu ihrer Verwirklichung. Dieser Zeitpunkt schien gekommen, als sich nach dem Siege von Fehrbellin die Nothwendigkeit herausstellte, den Gegner zunächst aus dem pommerschen Küstengebiete zu vertreiben.

Im Juli 1675 übernahm der Kurfürst die von dem Holländer Raulé ihm gestellten drei Fregatten: „Kurprinz“ mit 20 Kanonen, „Berlin“ mit 16 Kanonen, „Potsdam“ mit 12 Kanonen und zwei mittlere Fahrzeuge: „Bielefeld“ mit 6 Kanonen und „Hoker di Bull“ mit 10 Kanonen auf vier Monate gegen eine Entschädigung von 135,000 Gulden. Hierzu stellte die holländische Admiralität noch drei Fregatten. Es war das erste Mal, daß der rothe brandenburgische Adler im weißen Felde an den Topps von Kriegsschiffen erschien, wenn er auch seine Fänge unter fremder Führung auf den Wogen schaukelte. — Zwei von den unter brandenburgischer Flagge segelnden Fahrzeugen der holländischen Admiralität griffen unter Führung von Bolsey am 19. September 1675 die schwedische Feste Karlsburg bei Bremen (Bremerhafen) an, welche die Schweden dort errichtet hatten, um das Fahrwasser der unteren Weser zu beherrschen. — Hatte nun auch die Expedition, infolge der Ungunst der Verhältnisse, keinen Erfolg, ja gerieth sogar ein Theil des Belagerungscorps in Gefangenschaft, so gab sich doch auch hier ein frischer, kecker Unternehmungsgeist kund, welcher dazu beitrug, Friedrich Wilhelm in der Absicht zu bestärken, die Weiterführung der Operationen in Pommern mit Angriffen auf den Feind von der Seeseite zu verbinden. Wismar, Stralsund, Rügen, die Odermündungen bildeten Hauptstützpunkte der schwedischen Macht, ein Vorgehen gegen dieselben von der Seeseite her sowie die Bedrohung der maritimen Verbindungen des Gegners mit Schonen mußte einen fühlbaren Druck auf die feindliche Kriegführung üben.

Als der siegreiche fürstliche Held am Ende des denkwürdigen Jahres 1675 den Stand seiner Angelegenheiten überblickte, da blieb er keinen Augenblick im Zweifel, daß Pommern gewonnen werden müsse und könne, und an dieser Würdigung politischer Nothwendigkeit knüpfte sich die Hoffnung, daß es dem Kurstaate bei weiterer Entwicklung seiner Streitkräfte zur See wol gelingen werde, sowol dem Feinde auch auf den Meeresfluten ebenbürtig zu begegnen, als auch dem vaterländischen Handel durch seine Kriegsflagge Schutz zu gewähren.

Um sich der Mitwirkung einer Flotte zu versichern, welche bei den wichtigen Operationen des Jahres 1676, zu denen namentlich die Berennung und Belagerung Stettins gehörte, zur Anwendung kommen sollte, schloß Friedrich Wilhelm einen neuen Vertrag mit Raulé, demzufolge nach mancherlei Verzögerungen die Fregatten der „Kurprinz von Brandenburg“ mit 20 Kanonen und 75 Mann Bemannung, der „Junge König von Spanien“ mit 16 Kanonen und 52 Mann, „Berlin“ mit 14 Kanonen und 55 Mann, die Galliot „Kleve“ mit 4 Kanonen und 15 Mann, die Galliot „Potsdam“ mit 4 Kanonen und 18 Mann zu Ostende gesammelt wurden und daselbst gemustert werden konnten. Die Flottille, unter Führung von Benjamin Raulé, nahm die Richtung nach den pommerschen Küsten. Mit Ungeduld erwartete der vor Stettin liegende Kurfürst ihr Erscheinen und sandte ihr vier der besten Lootsen entgegen. Doch infolge von Verschleppungen gelangte sie nicht mehr zum Eingreifen in die Kriegführung, und sie fehlte namentlich, als es sich um die Entsetzung von Wolgast handelte. Drei Schiffe jedoch, die Fregatten „Berlin“, „König von Spanien“ und die Galliot „Kleve“ griffen am 3. Juni bei Bornholm und Möen keck die von dem Gros ihrer Flotte etwas abgetriebene schwedische Fregatte „Leopard“ mit 22 Kanonen und einen Brander mit 4 Kanonen an und zwangen beide Schiffe, sich zu ergeben.

Digitized by Google

Sie brachten dieſe erſten Trophäen zur See, die brandenburgiſche Flagge über der ſchwediſchen gehißt, in den Hafen von Kolberg ein.

Landung der Brandenburger in Guinea.

Die großen Erfolge, die ſich nun aneinander reihten, das auf ſtrategiſchem wie politiſchem Gebiete gleichermaßen ſtrahlende Genie des Großen Kurfürſten kamen der weiteren Entwicklung der Marine ſehr zu ſtatten, und bald wurden in Kolberg Kaperſchiffe auf eigene Rechnung ausgerüſtet.

Digitized by Google

Um im Besitze einer zuverlässigen Kriegsmacht zur See zu bleiben, wollte der Kurfürst nicht mehr wie vorher für das jedesmalige Bedürfniß Schiffe miethen; er schloß daher am 1. Januar 1679 mit Raulé ein Abkommen auf sechs Jahre ab. Es war eine stattliche Flotte, die unter der Flagge Brandenburgs ausgerüstet wurde.

Historisch interessant bleibt der Auszug des brandenburgischen Geschwaders zum Abfangen der spanischen Silberschiffe, als Spanien die schuldigen Subsidien nicht zahlen wollte. In dem Kriege gegen Frankreich hatte sich nämlich Spanien zur Zahlung von Hülfsgeldern verpflichtet, und diese waren bis zu einer Höhe von 1,800,000 Thalern angewachsen. Da man nun in Madrid sich weigerte, jene Schuld abzutragen, stach im Sommer 1680 die brandenburgische Flotte (6 Fregatten zu 20 bis 60 Kanonen mit 600 Matrosen und 300 Soldaten) unter Führung des Flottenkommandanten Cornelius van Beveren aus dem Hafen von Pillau in See, um Genugthuung herbeizuführen. Im Hafen von Ostende ward ein spanisches Schiff von 52 Kanonen genommen, nach Pillau gebracht und dort für 100,000 Thaler verkauft. Auf einer zweiten Fahrt erbeutete die Flotte an der amerikanischen Küste zwei Gallionen, deren Ladung in Jamaica verkauft wurde. So war es gelungen, wenigstens einen Theil der spanischen Schuld einzutreiben.

Niederlassung in Afrika. Die Flotte sollte aber nicht allein kriegerischen, sondern eben so sehr Handelszwecken dienen. Im Jahre 1681 warf sie an der Küste von Guinea Anker; es wurde zwischen Axim und dem Vorgebirge der „Drei Spitzen“ eine Niederlassung begründet, und am 1. Januar 1683 hißte Kapitän von Voß auf der Spitze des später „Der Große Friedrichsberg“ genannten Höhenpunktes die große brandenburgische Flagge auf. Das Zutrauen der umwohnenden Negerstämme war bald gewonnen, mehrere Häuptlinge erkannten den Kurfürsten von Brandenburg als ihren Ober- und Schutzherrn an. Noch in demselben Jahre erbaute Otto Friedrich von der Gröben auf einem nahe an der Küste gelegenen Berge ein Fort. Er nannte die Befestigung „Großfriedrichsburg“, weil, wie er in einer Schrift über die Seefahrt und die Erbauung der Befestigung sagt, „Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Name in aller Welt groß sei.“ Diese Feste wurde der Ausgangs- und Stützpunkt des brandenburgischen Kolonialwesens. — Die aus jener Zeit herrührenden Instruktionen und die Strafbestimmungen für den Flottendienst geben ein lebhaftes Bild der Einsicht und Vielseitigkeit des ersten Schöpfers einer brandenburgischen Marine.

Dies Ereigniß gab dem Kurfürsten Veranlassung, eine Denkmünze prägen zu lassen. Er liebte es, Dasjenige, was ihm von Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft seines Landes schien, in Zeichen von Erz den nachfolgenden Geschlechtern zu hinterlassen. Die eine Seite der Denkmünze zeigt einen Negerhäuptling, der kniend die Schätze des Landes den auf Schiffen sich nahenden Fremdlingen darbietet, während das Bild eines Seeschiffes die Gegenseite der Denkmünze einnimmt — eine Mahnung an die Nachfolger des Kurfürsten und an die handeltreibenden Landesbewohner, die verständlich genug ist. (Vgl. S. 605.)

Wenn auch die Kolonisationsversuche des Großen Kurfürsten nicht vom rechten Erfolg gekrönt wurden, so geben sie doch ein glänzendes Zeugniß für seinen weitblickenden und hochstrebenden Geist, gegenüber der Kurzsichtigkeit und Unlust des damaligen deutschen Handelsstandes. Es waren gegen Ende des Lebens des brandenburgischen Fürsten allmählich vier gut gelegene und beschützte, auch nicht ohne Zusammenhang unter einander stehende Ansiedelungen an der Westküste des nördlichen Afrika's gegründet, und eine lebensfähige Basis für die Weiterführung einer gesunden und mit den damaligen Staatszwecken in Einklang stehenden Kolonialpolitik geschaffen worden. — Der Aufschwung, den das vom Glück begünstigte Unternehmen für die Marine im Gefolge gehabt, ließ in der Seele des Kurfürsten neue Pläne reifen und lenkte sein Streben mit gesteigerter Kühnheit auf die Erreichung näher liegender Zwecke. Mit dem Jahre 1684 begann ein neuer Abschnitt im Leben der Flotte. Um den Preis von ungefähr 110,000 Thalern trat Raulé, nunmehr General-Marinedirektor, an den Kurfürsten neun Schiffe ab.

Digitized by Google

Man hat, nicht mit Unrecht, das Jahr 1684 als den Höhe- und Glanzpunkt der brandenburgischen Marine im siebzehnten Jahrhundert bezeichnet. Von einem Küstenlande geringen Umfangs, spärlich mit Häfen und sicheren Wasserstraßen bedacht, war, Dank der Fürsorge seines Beherrschers, ein Mastenwald an entlegene Gestade, nach fernen Welttheilen ausgezogen, die vaterländische Flagge mit Ehren im Kampf gegen Widersacher entfaltend.

Gegen Ende Februar 1688 wagte es die Holländisch-ostindische Compagnie, den brandenburgischen Kolonialbesitz im fernen Meere anzugreifen, zu plündern und die deutsche Fregatte „Berlin" aufzubringen. Dies galt dem Großen Kurfürsten als ein Kriegsfall.

Das Schicksal aber, welches das Leben der Fürsten und Völker beherrscht, bestimmte anders. Mitten in den Rüstungen, deren Zweck die Ahndung des Friedensbruches war, starb Friedrich Wilhelm am 29. April 1688. — Mit dem Tode des Gründers der brandenburgischen Marine schließt auch im engeren Sinne die Geschichte ihrer Entwicklung. —

Die auf den Großen Kurfürsten unmittelbar folgenden Generationen haben seine Bestrebungen auf dem Gebiete des Seewesens nicht zu würdigen gewußt. Im Hinblick auf die schließlich geringen Erfolge wollte man darin sogar eine fürstliche Grille erblicken, und unter seinem Enkel wurde Großfriedrichsburg an Holland verkauft. Erst der Minister Friedrich's II., Graf Hertzberg, der, was die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betrifft, wol als einer der vorzüglichsten Staatsmänner unseres Landes angesehen werden darf, urtheilte anders. „Das diesmal gerechte Glück", sagte er, „hatte dem Großen Kurfürsten die Ehre aufbehalten, den Grund des Handels seiner Staaten zu legen, und zwar theils durch Aufnahme vieler neuer Ansiedler und die Einführung von Manufakturen, theils durch die Errichtung der Schiffahrt und einer eigenen Seemacht, um die Schiffahrt damit unterstützen zu können. Wahrscheinlich würde er in dem Einen sowol wie in dem Andern weiter gekommen sein, wenn die üble Verwaltung des Seehandels, die beständigen Kriege und der Zusammenfluß widriger Umstände seine gegründeten Entwürfe nicht entkräftet hätten. Gleichwol blieb der Anfang und Fortgang der brandenburgischen Seemacht mit so ruhmvollen Umständen für Friedrich Wilhelm's Andenken verknüpft, daß man höchst unrecht handeln würde, wenn man dies Alles unter einer Menge von Schriften begraben lassen wollte."

Der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, den Verdiensten des großen Regenten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zur zweiten Säkularfeier seines mit Benjamin Raulé abgeschlossenen Vertrages fand am 17. September 1875 der Stapellauf der majestätischen Panzerfregatte „Der Große Kurfürst" statt. Das herrliche Schiff hat freilich unterdessen bei Folkestone einen schrecklichen Untergang gefunden (3. Juni 1878), zum tiefsten Leidwesen aller vaterländischen Herzen. Wir dürfen jedoch getrost glauben, daß mit dem stolzen Fahrzeuge nicht der Geist untergegangen ist, der seinen Bau hervorrief. Der weit ausschauende Gedankengang, von dem sich Friedrich Wilhelm bei seinem Handeln leiten ließ, dient auch den heutigen Staatslenkern zur Richtschnur bei Förderung der deutschen Weltverkehrsinteressen, die in erster Linie von maßgebender Bedeutung bleiben werden.

Dem wirthschaftlichen Gedeihen des Volkes neue Quellen des Wohlstandes zu eröffnen, zu Gunsten der Industrie, des Handels, der Landwirthschaft und der Schiffahrt durch Hervorrufung eines Kolonialwesens die Unterthanen zu ermuthigen, die Beziehungen zu fremden Nationen enger zu knüpfen oder zu erweitern und dadurch den heimischen Seeplätzen reichen Gewinn zuzuführen — das waren die Absichten, die den Kurfürsten bei Beginn seines Kolonisations- und Flottenorganisations-Werkes mit Begeisterung und stolzen Hoffnungen erfüllten. Dies sind auch die heutigen Zielpunkte unseres Reichsregiments.

Wenden wir uns nun einer andern Seite der Regierungssorgen des Kurfürsten zu.

Noch einmal Rhode und Kalkstein. Die Stände hatten 1663 dem Kurfürsten gehuldigt, der Schöppenmeister Rhode saß im Gefängniß, der Oberst von Kalkstein befand sich in Warschau. Jener war ungefährlich, nicht so aber Letzterer, dessen ausgesprochenes Ziel immer noch dahin ging, das Herzogthum Preußen wieder an Polen zu bringen.

Digitized by Google

Derselbe ging nach Preußen zurück, trug beständig Pistolen im Gurt und drohte, den Kurfürsten zu erschießen, wo er ihn treffe. Nun wurde auch er gefangen gesetzt und vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Der Kurfürst begnadigte ihn aber zu lebenslänglichem Gefängniß.

Ein Jahr darauf gab der Kurfürst den Gefangenen auf Fürbitte Luisens frei; doch mußte derselbe 5000 Thaler Buße zahlen und eidlich geloben, auf seinen Gütern zu bleiben. Kalkstein brach sein Wort, ging heimlich wieder nach Warschau, um aufs Neue hochverrätherische Unternehmungen einzufädeln, und behauptete, wie früher, im Auftrage der preußischen Stände zu handeln, deren Absicht es sei, das kurfürstliche Joch abzuwerfen. Er fand bei dem inzwischen erwählten Könige Michael die beste Aufnahme; es bildete sich unter den Senatoren und Landboten bald eine ansehnliche Partei für ihn, so daß der Kurfürst sich aufs Dringendste genöthigt sah, an Mittel und Wege zu denken, diesen gefährlichen Mann für immer unschädlich zu machen. Dem Antrage an den König von Polen, Kalkstein nach Preußen auszuliefern, wurde nicht gewillfahrt.

Darauf befahl der Kurfürst seinem Gesandten in Warschau, sich um jeden Preis der Person Kalkstein's zu bemächtigen. Bald fand der Gesandte das Mittel, dem Befehle seines Gebieters nachzukommen. Er sandte eine Einladung an Kalkstein. Dieser, sich unter dem Schutze des Königs von Polen in Warschau sicher wähnend, nahm die Einladung an und begab sich in das Haus des in der Vorstadt Lesno wohnenden Gesandten. Kaum aber war er im Vorzimmer erschienen, so ward er von brandenburgischen Dragonern, die dort die Wache hatten, überfallen, an Händen und Füßen gebunden und, nachdem man ihm den Mund mit einem Tuche verstopft hatte, in eine große Tapete gewickelt, die man zu diesem Zweck von der Wand herabgerissen. So gelang es, ihn in einem verschlossenen Wagen zur Stadt hinaus zu schaffen. Einige Meilen von Warschau mußte er ein Pferd besteigen und ward nach Preußen geführt. Wiederum lautete der Spruch des Gerichts über ihn auf Tod, welches Urtheil nun auch (1672) vollzogen ward. Kalkstein starb mit deutschen verwegenen Muthe, mit dem er bisher seinen staatsgefährlichen Umtrieben obgelegen hatte. — Der Schöppenmeister Rhode, dessen Los der Kurfürst gern erleichtert hätte, befand sich noch als Staatsgefangener in Peitz und wies fortgesetzt alle Aufforderungen, den Kurfürsten um Gnade anzugehen, hartnäckig zurück. Sechs Jahre später starb er dort nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft.

Anderweitige Beziehungen. Der Leser erinnert sich, in welch gewaltthätiger Weise zu Anfange des Dreißigjährigen Krieges Kaiser Ferdinand II. das einem Hohenzollern, dem Herzoge Johann Georg, gehörige schlesische Herzogthum eingezogen hatte. Georg von Jägerndorf war im Kampfe für den Winterkönig Friedrich von der Pfalz und für die protestantische Sache unterlegen und von dem Kaiser in die Reichsacht erklärt worden. Wäre nun wirklich zu diesem Verfahren die Zustimmung der Reichsfürsten erfolgt, was nicht geschah, so hätte das Herzogthum nach bestehenden Gesetzen an Brandenburg fallen müssen. Georg Wilhelm's Bemühungen, sich den Besitz des Landes zugesprochen zu sehen, waren ohne Erfolg geblieben. Auch Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte die Ansprüche seines Hauses auf das Herzogthum mehrmals, immer erfolglos, erneuert. Im Jahre 1675 traten neue Ansprüche des Kurhauses auf die Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau hinzu, deren Fürstenlinie nun erloschen war. Es handelte sich hierbei um Ausführung des Erbverbrüderungsvertrages von 1537 zwischen dem Kurfürsten Joachim II. und dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz (siehe S. 339).

Als der letzte Herzog von Liegnitz starb, hatte der Kurfürst gerade mit Vertreibung der Schweden aus Pommern alle Hände voll zu thun. Er ließ bis zur Beendigung des Krieges die Angelegenheit ruhen, dann aber wandte er sich an den Kaiser, der bereits jene Fürstenthümer, ohne auch nur einen scheinbaren Rechtsgrund für sein Verfahren anzugeben, eingezogen hatte, und verlangte Herausgabe derselben.

Digitized by Google

Der Kaiſer fand die Forderung „unſtatthaft“, hatte ſie „mit ſonderbarem Befremden“ vernommen und gab endlich deutlich zu erkennen, daß er nicht geſonnen ſei, eine proteſtantiſche Macht in Schleſien ſich feſtſetzen zu laſſen. —

Beim Weſtfäliſchen Friedensſchluſſe waren von Oeſterreich den ſchleſiſchen Proteſtanten in den kaiſerlichen Erblanden Schleſiens zwar Vergünſtigungen zugeſagt worden, doch arbeitete man von Wien aus fortgeſetzt daran, Schleſien wieder vollſtändig in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche zurückzuführen, und hatte auch bereits große Erfolge errungen.

Wallſtein's Gefangennahme. Zeichnung von Ludwig Burger. (Siehe S. 610.)

Ein weit größerer Schaden, als der war, den Brandenburg durch die rechtloſe Vorenthaltung jener Landesgebiete erlitt, erwuchs indeß dem Deutſchen Reiche aus dieſem Verfahren des Kaiſers. Selbſtverſtändlich war der Kurfürſt im höchſten Grade gegen den kaiſerlichen Hof aufgebracht. Dieſen Zwieſpalt zwiſchen Wien und Berlin wußte ſich der ſchlaue Ludwig XIV. trefflich zunutze zu machen. Er nahm, mitten im Frieden, während der Kern der Bürgerſchaft ſich zu Frankfurt a. M. auf der Meſſe befand, Straßburg, eine der vornehmſten Städte des Reichs, „die Hauptpforte des Rheins“, und der Kaiſer, der in dem Kurfürſten den beſten Helfer zurückgeſtoßen hatte, vermochte um ſo weniger etwas gegen den ſchmählichen Raub zu unternehmen, als er um dieſelbe Zeit ſich von den Türken bedroht ſah, die Ludwig ihm auf den Hals gehetzt hatte. Damals ſang ein deutſcher Dichter:

„Wo iſt die feſte Burg von Deutſchlands beſten Straßen?
Hat der verſchmitzte Hahn auch Straßburg weggerafft?
— — — — — — — — — —
O heil'ges röm'ſches Reich, wie läßt du dich verblenden!
Du wirſt der Welt ein Spott, dein' Ehre iſt dahin!
Nimm Deutſchland dich in Acht: hat man das Thor in Händen,
So nimmt man gerne auch die Straßen zum Gewinn!“ —

Und eines andern Dichters Worte lauten:

„Ihr Deutschen, saget doch zu euern Nachbarn nicht,
Daß Frankreichs Ludewig den Frieden mit euch bricht,
Indem er Straßburg nimmt. Er spricht: es ist erlogen;
Ich hab' euch nicht bekriegt, ich hab' euch nur betrogen."

Ob doch eine Art von Schamgefühl über den Kaiser, der so schlecht des Reiches Grenzmarken zu wahren wußte, gekommen sei, als er wieder mit dem Kurfürsten anzuknüpfen suchte, steht dahin. Näher liegt es zu glauben, daß es ihm darum zu thun gewesen, sich des Kurfürsten Hülfe gegen die Türken zu versichern, die sich, 140,000 Mann stark, den Grenzen Oesterreichs näherten. Der Kurfürst erklärte sich zu einer Hülfssendung von Truppen bereit, nahm jedoch auch diese Gelegenheit wahr, auf die Verfolgungen, welche die Anhänger der gereinigten Lehre in Schlesien zu erdulden hatten, hinzuweisen. „Ew. Kaiserliche Majestät", schrieb er, „ersuche ich, die Verfolgungen der Protestanten in Schlesien einzustellen, damit sie ihr Leben Ew. Majestät Dienste widmen können und nicht das Opfer fanatischer Geistlichen werden, welche sich erdreisten zu sagen: es sei besser, daß Ungarn den Türken überlassen würde, und daß der Kaiser am Bettelstabe aus dem Lande gehe, als daß Protestanten in den kaiserlichen Erblanden geduldet würden."

Der Kurfürst erklärte sogar seine Bereitwilligkeit, persönlich an dem Kampfe gegen die Türken Theil zu nehmen, falls man geneigt sei, ihm den Oberbefehl über das gesammte Heer zu übertragen. Dagegen aber erwachte am kaiserlichen Hofe das Bedenken, daß wenn der Kurfürst siegreich aus dem Türkenfeldzuge hervorgehe, er auf seinem Rückzuge durch Schlesien die Herzogthümer, auf die er Ansprüche machte, werde besetzen können. Wie ihn dann hinausbringen? — Um ungestört in dem Geschäft der Katholisirung der Schlesier fortfahren zu können, lehnte man die brandenburgische Hülfe ab. — Der tapfere Polenkönig Johann Sobiesky brachte in der Stunde der höchsten Gefahr den ersehnten Beistand und befreite im Jahre 1683 das von den Türken unter dem Großvezier Kara Mustapha belagerte Wien aus schwerer Bedrängniß.

Doch konnte man sich in der Hofburg zu Wien nicht lange der Befriedigung, die brandenburgische Hülfe abgelehnt zu haben, hingeben. Der Fanatismus der Mohammedaner, welche noch nicht die schweren Leiden, die den Bewohnern des Morgenlandes mehrere Jahrhunderte früher durch die Kreuzfahrer bereitet worden waren, vergessen hatten, trieb unaufhörlich die Nachfolger des Propheten zu neuen Eroberungs- und Rachezügen gegen den Westen von Europa an. Seit die Türken Konstantinopel erobert, war die Donau entlang, welche Mitteleuropa mit dem Schwarzen Meere und dem Oriente verbindet, ein christlicher Grenzstaat nach dem andern ihnen in die Hände gefallen. Als nun Sultan Mohammed IV. von Neuem rüstete, um die Niederlage am Kahlenberge zu rächen, ward von Wien aus auch wieder eine freundliche Miene gegen Kurfürst Friedrich Wilhelm zur Schau getragen. Wiederum erklärte sich Letzterer bereit, dem Kaiser gegen die Türken kräftigen Beistand zu leisten; er brachte aber auch von Neuem die Angelegenheit der schlesischen Protestanten, wie auch seine Ansprüche auf die Herzogthümer zur Sprache. Zugleich sandte er den jüngeren Otto von Schwerin nach Wien, um in dieser Sache persönlich dort wirksam zu sein.

Ueber die Art und Weise der Thätigkeit Schwerin's geben uns einige Briefe desselben Nachricht, die zugleich einen deutlichen Einblick in das Wiener Hofleben thun lassen. In einem dieser Briefe heißt es: „Den Pater Hippolyto" — er war der Beichtvater des Kaisers — „einen von der Welt äußerlich abgestorbenen Mönch, konnte ich eher zu sprechen bekommen, als die in den Affairen und Wollüsten vertieften Magnaten dieses Hofes. — — — Als ich ihm Ew. Kurf. Durchlaucht Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer auseinandersetzte, gab er mir mit affektirter Erniedrigung seiner Person zur Antwort, daß er kein Mann von Welt, von Wissenschaft oder großem Rathe wäre und also darüber nicht urtheilen könne; indeß erbot er sich, Ew. Kurf. Durchl. zu Gefallen den Kaiser seines Gewissens zu erinnern und ihm die Schrift einzuhändigen." — In einem andern Briefe heißt es:

Digitized by Google

„Ich ſagte dem Pater Hippolyt: es ſei gewiß, daß derjenige, der ſich rühme, er liebe Gott, und haſſe ſeinen Nächſten, ein Lügner ſei, und daß unter „Nächſten“ „alle, die an Chriſtum glauben“, zu verſtehen wären, wie die Parabel vom Samariter bezeuge. Er möchte alſo als wahrer Chriſt den ſo ſehr gerühmten Glauben in den Werken der Liebe zeigen. Hierbei kratzte ſich der Mönch hinter den Ohren, zog die Schulter und verſicherte, daß er es nicht billige und noch weniger Urſache davon ſei. Es geht bei ihm, wie bei allen Andern hier am Hofe, zu einem Ohr herein, zum andern hinaus.“

Geſandtſchaft aus Moskau und der Tatarei. Nach L. Burger.

Es ward jedoch am Kaiſerhofe bei Behandlung dieſer Angelegenheit ein beſonderes Verfahren innegehalten. In dem Maße, äußeren Bedrängniſſen gegenüber, die Noth am kaiſerlichen Hofe ſtieg, in dem Maße wurde dem Kurfürſten Hoffnung auf die Ueberlaſſung der Herzogthümer gemacht; klärte ſich der politiſche Himmel aber wieder auf, ſo lehnte man mit hochfahrender Miene jedes Zugeſtändniß ab. — So blieb denn das Erbe Brandenburgs im Beſitz Oeſterreichs.

In das Jahr 1680 fällt der Uebergang des Gebietes des ehemaligen Erzbisthums Magdeburg in den brandenburgiſch-preußiſchen Staat.

Das kurz zuvor fast gänzlich unbeachtete Brandenburg hatte unter der Regierung Friedrich Wilhelm's mehr und mehr und von weither die Blicke des Auslandes auf sich gezogen. War an den Höfen der Fürsten irgend etwas Großes im Werke, so fragte man sich, was der Grand Electeur — mit diesem ausschließlich für ihn erfundenen Beinamen benannten die Franzosen den Kurfürsten — dazu sagen werde. Was hatte der Berliner Hof in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges einem Wallenstein, oder irgend einem andern kaiserlichen oder schwedischen General gegolten! Jetzt sah man häufig Diplomaten aus aller Herren Ländern zu gleicher Zeit hier verkehren. — Der Leser erinnert sich des Schreibens Oliver Cromwell's, in welchem derselbe der „auf dem ganzen Erdenrunde schon berühmten Tapferkeit und Tugend" des Kurfürsten, „der Geistesgröße und Standhaftigkeit desselben" seine Huldigung darbrachte. Nun erschienen gar Gesandtschaften aus Moskau und aus der Tatarei und brachten — jene vom Zaren Feodor Alexiewitsch, diese vom Tatarenkhan Murad Kiera — Geschenke und Freundschaftsversicherungen. (Vgl. Bild S. 613.)

Austreibung der Hugenotten. Doch nicht allein das Schicksal der Protestanten in Schlesien, auch das der Glaubensgenossen in anderen Ländern lag dem Kurfürsten beständig am Herzen. Durch die sogenannte „Pariser Bluthochzeit" in der Bartholomäusnacht (25. August 1572), hatte die Geistlichkeit und der Hof von Frankreich die Stimme der protestantischen Wahrheit zu ersticken und das weitere Umsichgreifen der neuen Lehre zu verhindern gesucht. Späterhin war den der Verfolgung entgangenen Hugenotten von dem wohlmeinenden Heinrich IV. durch das „Edikt von Nantes" (1598) freie Religionsübung zugesichert worden. Unter Ludwig XIV. begannen die Verfolgungen der Hugenotten, die seit dem Tode Heinrich's IV. freilich nie gänzlich geruht hatten, von Neuem. Vom 20. Oktober 1687 bis zum 19. Februar 1762 haben, wie neuerdings von dem französischen reformirten Pfarrer Athanase Coquerel in der Schrift „Forçats pour la foi" nachgewiesen worden ist, allein 29 reformirte Pfarrer ihre Standhaftigkeit mit dem Tode gebüßt! Nicht der Tod war das Furchtbarste, was der Wahnwitz der Herrscher und die Liebedienerei der Großen über die „Ketzer" verhängte: es gab noch schlimmere Qualen, die über die Hugenotten verhängt wurden. Viele wurden auf die Galeeren geschleppt, und dort ward ihnen die Gemeinschaft schnödester Verbrecher aufgezwungen. Dem Könige Ludwig XIV. verdankt die Welt die Einführung der berüchtigten „Dragonaden", eine Benennung, die von dem Stande der bewaffneten „Bekehrer", den Soldaten, die meist Dragoner waren, entlehnt ist. Diese verübten gegen die ihrem Glauben Treugebliebenen Grausamkeiten unerhörtester Art.

Vielfach wiederholte Mittel, eine Sinnesänderung oder doch den Schein einer solchen hervorzurufen, waren folgende: Man band die Opfer, das Gesicht nach unten, an einen Ziehbrunnen und ließ sie zu wiederholten Malen auf die Wasserfläche fallen. In die Kerker, in denen gefangene Protestanten saßen, warf man die Eingeweide geschlachteter Thiere. Viele verloren in den scheußlichen Pestgruben in kurzer Zeit Haare und Zähne. Eine andere ausgesuchte Qual für die Verfolgten bestand in der Beraubung des Schlafes durch Trommelschläge. Es ist geschehen, daß Unglückliche eine Stunde Schlafes mit 10, 20, 30 Thalern bezahlten. Ein Greis, lange auf diese Art gemartert, schwor endlich seinen Glauben ab. „Jetzt seid Ihr in Ruhe!" sagte der Prälat zu ihm, worauf jener seufzend erwiederte: „Ich erwarte nur noch Ruhe im Himmel; gebe Gott, daß meine Handlungsweise mir nicht die Pforten desselben auf ewig verschließt!" Noch in den Jahren 1754 und 1755 sind reformirte französische Geistliche ihres Glaubens wegen dem Galgen überliefert oder auf die Galeere geschmiedet worden. —

Freilich bestand das „Edikt von Nantes", welches freie Religionsübung gewährleistete, noch, Ludwig ließ sich jedoch von den Jesuiten verleiten, es förmlich aufzuheben. Nun blieb den bisher trotz allen Anfechtungen glaubenstreu gebliebenen Hugenotten nichts übrig, als in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren, oder auszuwandern.

Aber wohin sollten die zur Auswanderung Entschlossenen ihren Wanderstab richten?

Digitized by Google

Welcher Fürſt bot ihnen in ſeinem Lande gaſtliche Aufnahme?

Da erſchien unter dem 29. Oktober 1685 der Aufruf des Kurfürſten, durch welchen ihnen in den brandenburgiſchen Staaten eine Zufluchtsſtätte angeboten ward. In demſelben ward auf die Verfolgungen und das harte Verfahren, „welches man ſeit einiger Zeit in Frankreich gegen die Reformirten ausgeübt", hingewieſen. Dann hieß es: „Dennach fühlen Wir uns gedrungen, von einem gerechten Mitleiden für die Unglücklichen erfüllt, welche für das Evangelium und für die reine Lehre, die auch Wir bekennen, ſo Hartes dulden, ihnen unſere Staaten als eine ſichere und freie Zufluchtsſtätte zu öffnen." — Die Geſandten in Amſterdam, Frankfurt a. M. und Hamburg erhielten von Berlin aus die Weiſung, die Auswanderer mit „Geld, Päſſen und anderen Mitteln" zu verſehen.

Einwanderung der Hugenotten in Brandenburg. Zeichnung von Ludwig Burger.

„Im Fall in den Städten, Flecken und Dörfern", befahl der Kurfürſt weiterhin, „ſich Gebäude, leere oder verlaſſene, finden, welche die zeitigen Eigenthümer nicht fähig ſind, in gutem Stande zu erhalten, ſo ſollen ſie den daſelbſt ſich niederlaſſenden Refugiés übergeben werden und ihnen und ihren Erben als Eigenthum gehören; wogegen Wir es übernehmen, die früheren Beſitzer zu entſchädigen, und ſprechen ſie von aller Verbindlichkeit los ... In allen Städten und Orten, wo ſich geeignete Bauplätze finden, ſollen dieſe, mit den dazu gehörigen Gärten, Wieſen und Weilern, den Einwanderern übergeben, das nöthige Baumaterial ihnen geliefert und eine Abgabefreiheit auf zehn Jahr ihnen bewilligt werden."

Gegen 20,000 ſolcher Refugiés — welchen Namen die franzöſiſchen Flüchtlinge in Brandenburg beibehielten — nach anderen Angaben eine bedeutend größere Zahl, fanden in den brandenburgiſchen Staaten eine neue Heimat. Von ihnen ſelbſt iſt es ausgeſprochen worden, daß ihre Ankunft einem Empfange längſt erwarteter Gäſte geglichen habe.

Digitized by Google

Ludwig XIV. forderte durch seinen Gesandten von dem Kurfürsten wegen des von ihm gebrauchten Ausdrucks „harte Verfolgung“ eine Erklärung. Friedrich Wilhelm gab sie ihm. „Er verstehe darunter“, antwortete er, „jene Dragonaden, jenen Raub der Kinder, jene Verurtheilungen zur Galeere, zur Kerkerhaft, jene Bluthaten, Gräberentweihung und Kirchenschändung, welche gegen die Protestanten in Frankreich offenkundig verübt worden seien.“

Von überaus wohlthätigen Folgen für die Gewerbsthätigkeit und das erwachende Fabrikwesen, vornehmlich für Berlins geistige wie materielle Interessen, erwies sich die Einwanderung der Hugenotten in Brandenburg. Ihrer 5000, meist gebildete und geschickte Leute, hatten in der Hauptstadt Aufnahme gefunden, unter ihnen 300 Weber und Manufakturisten in Seide und Wolle, 114 Kaufleute, 28 Gärtner, 29 Steinschleifer und Graveure und 32 Goldarbeiter. Seit 1686 entfaltete sich von Jahr zu Jahr immer in bedeutenderem Umfang das industrielle Leben Berlins. Allerdings fehlte dem erfreulichen Bilde leider auch die Kehrseite nicht. — Das brandenburgische Volk hatte sich länger als die meisten seiner Nachbarn von französischer Sitte und französischer Verderbtheit fern gehalten. Nun erfolgte durch Aufnahme der Hugenotten in die Mark hierin ein Umschwung, der sich um so rascher und tiefer vollziehen konnte und mußte, als das neue französische Element namentlich in der Residenz einen verhältnißmäßig hohen Prozentsatz der Bevölkerung bildete. Zudem stand auch den eingewanderten Franzosen in ihrer großen Mehrzahl eine höhere geistige Bildung zur Seite, die ihnen alsbald die besten Gesellschaftskreise eröffnete und ihnen auch am kurfürstlichen Hofe eine bevorzugte Stellung verschaffte. — Die streng lutherische Geistlichkeit sah freilich die vertriebenen Franzosen schon als Reformirte nicht eben mit den freundlichsten Augen an und zog nun gegen die außerordentlich schnell, nicht nur am Hofe, sondern auch in den Kreisen der Bürgerschaft um sich greifende französische Mode mit Wort und Schrift zu Felde, und die gröbsten Schmähworte gegen ihre Anhänger wurden nicht gespart. — Doch auch andere einsichtige Männer suchten dem um sich greifenden Uebel zu steuern, je augenscheinlicher die freie Ungebundenheit der Sitte, die der Franzose durch natürliche Anmuth, Geist und Witz zu veredeln oder wenigstens zu verdecken verstand, bei den weniger zart besaiteten Märkern zu völliger Schamlosigkeit ausartete. Solche Gegenbestrebungen konnten unter den damals obwaltenden Verhältnissen freilich keinen Erfolg haben; die neue Mode griff weiter und immer weiter um sich, bis sie in ihrer höchsten Ausartung unter dem König Friedrich I. zur vollen Herrschaft gelangte.

Auch der Sache der unterdrückten Waldenser nahm sich der Schirmherr der Evangelischen an. In einem Schreiben an den Herzog von Savoyen beruft sich Friedrich Wilhelm auf das „Gesetz der Natur“, welches älter und heiliger sei, als der Haß, der wegen der Verschiedenheit der religiösen Ansichten verfolge.“ Eindringlich spricht er „von dem Gewissen der Unglücklichen, dem keine menschliche Macht Zwang anthun könne, und über welches Gott allein die Herrschaft gebühre.“ — Er wendete sich zugleich an die Generalstaaten, forderte sie auf, ebenfalls ihren Einfluß für die Bedrängten aufzubieten, und wies „auf die schwere Rechenschaft hin, welche ihm und allen evangelischen Mächten von Gott abgefordert werde, wenn sie die heiligen Ueberbleibsel der selbst während der größten Finsterniß der Geister unverdunkelt gebliebenen Kirche Gottes (die Waldenser Gemeinden) in Verzweiflung und Elend untergehen ließen.“

Wie an die französischen Protestanten, erließ er auch an die Waldenser, als ihre Lage trotz seiner redlichen Bemühungen sich nicht besserte, einen Aufruf und gewährte 2000 heimatlosen Waldensern in der Altmark neue Wohnstätten.

Als in England der katholische Jakob II. zur Macht gelangt war, ließ er dort erklären, „er werde als ältestes und oberstes Haupt der reformirten Kirche, wenn etwa der dort bestehende kirchliche Zustand angetastet werden sollte, denselben zu schützen wissen.“ — Es gehörte Muth dazu, eine solche Sprache den katholischen Machthabern und besonders Ludwig XIV. gegenüber zu führen. Wenn daraus kriegerische Verwicklungen entstanden

Digitized by Google

wären, hätte der Kurfürst den Beistand des Kaisers unter keiner Bedingung zu erwarten gehabt, und ein Kriegszug Frankreichs wäre zugleich eine Aufforderung für Schweden und Polen gewesen, sich Genugthuung zu verschaffen. Das Bewußtsein, einer Sache zu dienen, die volle Hingebung verlangt, verlieh ihm den Muth zu seinem entschiedenen Verhalten. Seine Haltung in der kirchlichen Frage erinnert mehr als Anderes an das schöne Wort von L. Ranke über ihn: „Das Regieren war ihm kein Geschäft, sondern das eigene Leben."

Versuche zur Herbeiführung eines „theologischen Landfriedens".

Aus dem Angeführten ist zu ersehen, daß Friedrich Wilhelm einen Glauben hatte, der Berge zu versetzen, das heißt: dem gewöhnlichen Blicke unmöglich Scheinendes auszuführen vermochte. Das Wort aus dem Psalm 143, 6: „Herr, thue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll", das der vierzehnjährige Kurprinz einem jungen Freunde in das Stammbuch geschrieben hatte, blieb sein tägliches Gebet bis an sein Lebensende. Als nach dem Tode des Königs Kasimir polnische Adelsherren in Berlin erschienen und sich anboten, für seine Erhebung auf den Thron des Sarmatenreiches zu wirken, falls er verspreche, das katholische Glaubensbekenntniß anzunehmen, antwortete er: er sei von der Wahrheit der evangelischen Lehre so durchdrungen, daß er um solchen Preis sogar die Kaiserkrone ausschlagen würde. „Wie könnten die Polen mich achten", fügte er hinzu, „wenn ich um irdischen Vortheils willen an meiner Seele und meiner Ehre Schaden leiden wollte!" —

Sein Leben lag offen da vor den Augen der Zeitgenossen; man sollte meinen, es müßte in ihm ein Jeder einen echten Bekenner der Lehre Jesu erkannt haben. Und doch war dem nicht so. Er blieb, trotz seines christlichen Lebenswandels, in den Augen der meisten lutherischen Geistlichen ein „reformirter Ketzer". Im Herzogthum Preußen, wo die ihm abgeneigte Geistlichkeit es durchgesetzt, daß sowol seinem Vater wie seinem Großvater nichts Weiteres als ein „reformirter Hausgottesdienst" gestattet worden, hatte man gelegentlich der Ständeversammlung im J. 1661 — und gerade von Seiten der lutherischen Geistlichen — den Versuch gemacht, die reformirte Konfession ausdrücklich als eine „verbotene" zu bezeichnen!

Das feindselige Verhalten der Konfessionen gegen einander bereitete dem Kurfürsten schwere Tage. In den ersten Jahren seiner Regierung war, angeregt durch den wohlmeinenden König Wladislaw IV. von Polen, zu Thorn der Versuch gemacht worden, den Frieden zwischen Katholiken und Protestanten herzustellen. Der leidenschaftliche Eifer der preußischen Lutheraner gegen die Reformirten aber hatte es nicht einmal zum Frieden zwischen den beiden evangelischen Konfessionen kommen lassen, so daß natürlich auch von einer Einigung zwischen Protestanten und Katholiken nicht die Rede sein konnte. — Ein in Kassel unternommener ähnlicher Versuch, ein besseres Einvernehmen zwischen den Anhängern Luther's und denen Calvin's herbeizuführen, hatte dagegen zu einem günstigeren Ergebniß geführt, insofern wenigstens die persönliche Gegnerschaft zwischen den dortigen lutherischen und reformirten Geistlichen in etwas gemildert worden war.

In Brandenburg jedoch war, wie in Preußen, die Haltung der Lutheraner den Reformirten gegenüber bisher immer eine gleich schroffe geblieben. Der Kurfürst hatte unter Anderm die Verordnung seines Vaters, „von nun an Keinem, der sein Kind ohne Teufelsaustreibung zu taufen begehre, dasselbe zu versagen", da lutherische Geistliche vielfach derselben entgegenhandelten, neu eingeschärft. Als Pfarrer Fink in Prenzlau von der Kanzel herab diese Verordnung in bitterster Weise angriff, erließ der Kurfürst eine neue Verordnung, in der es heißt: „Uns ist es niemals in den Sinn gekommen, des Altars, des Meßgewandes, der Oblaten oder des Brotbrechens halber das Geringste zu verändern oder den Unterthanen aufzudrängen, sondern wir haben den beharrlichen Willen gehabt und haben ihn auch noch, einem Jeden die Freiheit seines Gewissens zu gönnen. Unser Herr Jesus Christus hat von Teufelsbeschwörungen bei der Taufe nichts gewußt, so die da getauft werden sollen, allein mit Wasser im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu

Digitized by Google

taufen befohlen." — Der Schluß lautet: „Es ziemt dem Fink nach seinen grauen Haaren gar nicht, daß er stracks auf die Kanzel läuft, Allarm bläst, ja Feuer ausspeien will." —

„Die Freiheit des Gewissens einem Jeden zu gönnen", was schon Sigismund, der Großvater Friedrich Wilhelm's, als eine Forderung echt christlicher Gesinnung bezeichnet hatte, das war es eben, was den lutherischen Geistlichen in ihrer Mehrzahl als ein heidnischer Greuel erschien. Von dem Gewissenszwange der katholischen Kirche frei geworden, wollten sie einen solchen jetzt selbst üben und innerhalb der durch so schwere Kämpfe befreiten Kirche ein neues papiernes Papstthum aufrichten. Dies zu verhindern, lag gerade in der Mission des Hohenzollernhauses, und die Erkenntniß hiervon wird sich je länger je mehr in immer weiteren Kreisen in- und außerhalb des Vaterlandes Bahn brechen. — Den Juden war in diesem Sinne allgemeiner Gleichberechtigung in Glaubenssachen die Erlaubniß zur Einwanderung in Brandenburg wieder ertheilt worden; selbst verdächtigen Sekten, wie den Socianern, gewährte der Kurfürst Duldung, sofern sie sich eines christlichen Wandels befleißigten; unter seinen Kammerpagen befand sich ein Katholik.

Die Versuche, Frieden auf dem kirchlichen Gebiete zu stiften, die Sigismund und Georg Wilhelm gemacht hatten, waren nicht durchgreifender Art gewesen: „diese Fürsten hatten nur in dem niederdrückenden Gefühle des Zwiespaltes gelebt, der von den Kanzeln unterhalten wurde, ohne ihn überwinden zu können." Friedrich Wilhelm faßte nun ernstlich das Werk an, den „theologischen Landfrieden" herzustellen. Dem in Kassel gegebenen Beispiele folgend, beschloß auch er, einen Versuch zur Einigung der beiden sich befehdenden evangelischen Kirchenparteien zu machen. — Da in diese Angelegenheit auch der berühmte Liederdichter Paul Gerhard verflochten ward, so möge zunächst über ihn ein Wort gesagt sein.

Paul Gerhard, 1606 zu Gräfenhainichen in Sachsen geboren, studirte zu Wittenberg Gottesgelahrtheit. Im Jahre 1651 wurde er von Berlin aus, wo er sich persönlich um eine Anstellung beworben hatte, zum Propst in Mittenwalde ernannt. Schon damals stand er als Dichter geistlicher Lieder gefeiert da, wie unter Anderm aus einem Urtheil des Dr. Feusting, eines Zeitgenossen von ihm, zu ersehen ist. „Seine Reime sind schriftmäßig", sagt er, „die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien nach unseres unvergleichlichen Lutheri und anderer alten Meistersänger Tone lieblich und herzlich, in Summa: Alles ist tröstlich und herrlich."

Wie Luther's Lieder aus dem Drange der Zeit hervorgegangen waren, so auch Gerhard's. Die Lieder Luther's aus der ersten Zeit waren gleichsam Schlachthymnen, welche Streiter erweckten und sie in den Kampf gegen das Papstthum führten, die späteren dagegen Jubellieder, in denen sich der Dank für den errungenen Sieg aussprach. Mit Gerhard's geistlichen Dichtungen war es insofern ein Anderes, weil die Zeit eine andere geworden war. Unter den trostlosen Zuständen, während und nach Ausgang des langen Krieges, erhob sich das fromme Gemüth mit neuem Vertrauen im Glauben zu Gott, dem Allweisen, empor. Was Millionen in jener drangvollen Zeit empfanden — der fromme Dichter sprach es aus in seinen Liedern, deren liebliche Form sich über den Ungeschmack und die Roheit der damaligen Zeit weit erhebt, und denen insgesammt der wahrhaft christliche Gedanke zu Grunde liegt: „Halte am Vertrauen zu Gott fest! Oftmals sind dessen Wege deinem Auge zwar verborgen, dessen Liebe begleitet dich aber von der Stunde der Geburt bis zum Grabe!" — Und wie diese Lieder in jener Zeit unzählige Gebeugte stärkten und wieder aufrichteten, so wirkten sie auch weiterhin, und sie wirken heut noch mit Segen. Mit ihnen nährte Schiller's Mutter das jugendliche Gemüth ihres Sohnes, der namentlich das Lied „Nun ruhen alle Wälder" liebgewann. — Wer kennt nicht aus Maßmann's Gedichte die Strophe:

„„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt —""
Wem hat auf schwankem Stege
Dies Lied nicht Muth geschenkt?

„„O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn! —""
Wem gab in bangen Stunden
Nicht Trost dies Lied vom Sohn?

Digitized by Google

„„Wach' auf, mein Herz, und singe““,
Singt froh der rüst'ge Mann,
Daß sich der Geist aufschwinge
Frühmorgens himmelan.
„„Nun ruhen alle Wälder —““
O sanfte Liebesmacht,
Wenn sich auf Stadt und Felder
Gelagert stille Nacht!
Wer kann sie alle nennen,
Die Lieder, die noch heut
Gleich lichten Flammen brennen,
Paul Gerhard's Trost und Freud'?

Im Jahre 1657 ward Paul Gerhard als Diakonus an die St. Nikolaikirche zu Berlin berufen. Fünf Jahre später fällt der Versuch des Kurfürsten, eine Einigung zwischen Lutheranern und Reformirten anzubahnen.

Die „Liebesgespräche". In Wittenberg ward das schwere theologische Geschütz gegossen, mit dem die lutherische Geistlichkeit sich unaufhörlich abmühte, Bresche in die reformirte Kirche zu schießen. Der Kurfürst sah sich endlich, um dem Unwesen zu steuern, genöthigt, eine Verordnung für sein eigenes Land zu erlassen, worin es heißt: „Darum so ordnen und setzen Wir, kraft dieses aus landesfürstlicher Macht, Hoheit und Gewalt, auch aus höchster Nothwendigkeit, und wollen, meinen es auch ernstlich, daß alle und jeder Unserer Unterthanen von Prälaten, Grafen, Herren, Adel und Städte hinführo keinen der Ihrigen mehr auf die vorgedachte Universität Wittenberg, um daselbst Theologiam oder Philosophiam zu studiren, schicken."

Paul Gerhard.

Hierauf berief er eine Anzahl von lutherischen und reformirten Geistlichen zu einer Berathung. Der auf den Zusammentritt derselben sich beziehende Erlaß enthält die beherzigenswerthesten Wahrheiten. Der Kurfürst erinnerte daran, daß die ersten christlichen Kaiser, welche in der Kirchengeschichte wegen ihrer Gottesfurcht gerühmt würden, Ungleichheit in der Religion ihrer Unterthanen nicht durch Gewissenszwang, sondern durch Vergleich auf Kirchenversammlungen und andere friedliche Mittel zu schlichten gesucht und die Abweichenden zur Duldung und Bescheidenheit und zur Erhaltung des Friedens angehalten hätten. So habe auch sein Großvater Sigismund im J. 1614 das unnöthige Gezänk auf den Kanzeln untersagt. Er habe nun erfahren, daß nur Wenige obiges Edikt in Acht nähmen, dagegen die Freiheit des Gewissens und Gottesdienstes auf Zanksucht und Verdammen der Reformirten deuteten, ja gegen andersglaubende evangelische Mitchristen mehr eiferten, als gegen Wucherer, Trunkenbolde und andere Sünder, und die Zuhörer, die das nicht immer begriffen, in den Streit zögen, die Lehre vom gottseligen Leben und die zur Seligkeit nöthigen, von beiden Theilen anerkannten Glaubens- und Lebenslehren hintansetzten, viel von Menschen-, wenig von Gotteswort handelten und aus Privatauslegungen einzelner Stellen der heiligen Schrift sofort Kirchenlehren bildeten. Er sprach es ferner als seinen innigen Wunsch aus, es bei den Geistlichen des Landes dahin zu bringen, „daß das unchristliche Verketzern, Lästern und Verdammen eingestellt, hingegen das wahre Christenthum und die Uebung der wahren Gottseligkeit den Zuhörern ins Herz gepredigt werden möchte."

Der würdige Otto von Schwerin wurde vom Kurfürsten zum Vorsitzenden der Versammlung von Geistlichen ernannt, deren Berathungen der treffliche Fürst, um schon durch den Namen zu erkennen zu geben, von welcher Absicht er beseelt sei, „Liebesgespräche" nannte.

Auf beiden Seiten hatte man Abgeordnete gewählt. Von Seiten der lutherischen Geistlichen war nicht, wie man hätte erwarten sollen, Paul Gerhard, sondern der Licentiat Reinhardt, einer der heftigsten Eiferer gegen die Reformirten, zu den Verhandlungen

Digitized by Google

gesandt worden. Eine solche Wahl gewährte nur geringe Hoffnung, daß die Lutherischen den weisen Absichten des Kurfürsten entgegenkommen würden.

Was halfen Schwerin's bewegliche Worte? Die lutherischen Geistlichen wollten von einer Einigung von vornherein nichts wissen. Reinhardt griff die Reformirten in giftigster Weise an, und statt der Liebesgespräche vernahm man bald nichts als Kriegsgeschrei. Aufgefordert, endlich ihre Meinung kurz und bündig auszusprechen, gaben die Lutherischen folgende Erklärung ab: „Glaubenssätzen, die in der heiligen Schrift ganz deutlich ausgedrückt sind, standhaft zu widersprechen, ist verdammlich; wer solcher Sünde sich theilhaftig macht, ist gleichfalls verdammlich; mit einem solchen darf man sich in keine Gemeinschaft einlassen; nur ist es erlaubt, für ihn zu beten, daß Gott ihn von seinem Irrthum befreie, damit er nicht verdammt werde." Damit war der wohlgemeinte Versuch des Kurfürsten, auf dem Wege freier Vereinbarung Frieden unter beiden Konfessionen herzustellen, gescheitert. Des Kurfürsten Ueberzeugung aber, daß sein Staat bestimmt sei, nach und nach alle christlichen Bekenntnisse unter sein schützendes Dach aufzunehmen, war dadurch keineswegs erschüttert worden. Jetzt galt es: Gewissen gegen Gewissen in die Schranken zu führen. Die lutherischen Geistlichen meinten, ihr Gewissen sträube sich gegen eine friedliche Vereinigung; dem Kurfürsten sagte sein Gewissen: Das Lästern von den Kanzeln errege nicht christliches Leben in der Gemeinde, sondern unchristliche Leidenschaften, daher sei es Pflicht des Landesherrn, hiergegen mit Ernst aufzutreten. So erfolgte unter dem 16. September 1664 eine Verordnung, in der Friedrich Wilhelm aufs Strengste gebot, „sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen zu enthalten und dem andern Theile keine ungereimte und gottlose Behauptungen aufzubürden, die von ihm nicht anerkannt, sondern nur durch Konsequenzmacherei aus den Dogmen abgeleitet würden."

Zugleich erging an die Geistlichen die Aufforderung, sich durch Unterzeichnung eines Reverses zur Erfüllung dieses Gebots zu verpflichten. Diese Maßregel rief unter den lutherischen Geistlichen große Bestürzung hervor, während sie bei den Geistlichen der reformirten Kirche fast ungetheilten Beifall fand. Die meisten unter den Ersteren hatten sich nur zu sehr daran gewöhnt, den alten Streit von den Kanzeln herab zu führen; ihr theologischer Gesichtskreis bewegte sich meist in Stich- und Schlagwörtern, die ihrer nun so lange schon geübten Kampfesweise entsprachen, so daß sie im ersten Augenblicke nicht wußten, worüber sie nun predigen sollten. Ueberdies begannen sie zu fürchten, daß ihre Predigten, wenn sie der Würze des heftigen Eifers entbehrten, ihren Gemeinden schal und nüchtern erscheinen könnten. Der wahrhafte Zweck der Predigt, die Gemeinde andachtsvoll zu Gott zu erheben und in sich die Liebe zu ihm und den Mitbrüdern zu erneuern, war den Eiferern und den irregeleiteten Hörern jener Zeit fast gänzlich abhanden gekommen.

Der edle Johann Valentin Andreä, von welchem Herder sagt, daß er seiner Zeit wie eine Rose unter Dornen geblüht, und der im Jahre 1654 als Prälat in Stuttgart gestorben ist, kennzeichnet diese Eiferer vortrefflich mit folgenden Worten: „Sie wollen lieber die Dreieinigkeit erkennen, als anbeten, lieber die Gegenwart Christi beweisen, als ihn zu jeder Zeit und an jedem Ort verehren, lieber Reue über die Sünden beschreiben, als sie selbst in sich fühlen, lieber das Verdienst der Werke herabsetzen, als gute Werke thun, und öfter die heiligen Bücher durchblättern, als sich mit Uebung der christlichen Liebe beschäftigen."

Jedoch gab es auch Männer besseren Sinnes unter den lutherischen Geistlichen, die durch die kurfürstliche Verordnung zu Bedenken anderer Art erregt wurden, und unter diesen steht oben an — Paul Gerhard, der jedoch gleichfalls zu den wenigen Geistlichen gehörte, welche den Revers zu unterzeichnen sich weigerten, da nach seiner und seiner Freunde Auffassung durch jene Verordnung die Freiheit der christlichen Lehre in bedenklicher Weise beeinträchtigt ward.

Diese Religionsstreitigkeiten hatten natürlich das ganze Land in große Aufregung versetzt. Zur Beruhigung der Gemüther erließ daher der Kurfürst eine Erklärung über die

Digitized by Google

Nothwendigkeit seines Verfahrens, in der sich folgende Stelle findet: „Und dahin sind auch alle in Religionssachen erlassene Edicta gemeinet gewesen, nicht aber eine Religionsmengerei einzuführen, viel weniger Jemand wider sein Gewissen etwas zu glauben aufzudringen, oder die in diesen Landen üblichen Gottesdienste und der Lutherischen Religions-Exercitia zu verhindern oder zu verändern, sondern weil es die Erfahrung bezeuget, daß gleich wie der Satan kein schädlicheres Gift in die Lande ausgießen kann, als wenn er bei ungleicher Religion Anlaß nimmt, zwischen Obrigkeit und Unterthanen, zwischen Bürger und Mitbürger Mißtrauen, Bitterkeit und Haß einzupflanzen, also ihm auch solche Bosheit am ersten gelinget, wenn Lehrer und Prediger nicht allein ihre Meinungen, so gut sie können, behaupten, und was sie für irrig halten, verneinen, sondern auch die Dissentirenden mit anzüglichen Namen verlästern, ihre Lehre verkehren, aus ihr abscheuliche Dinge folgern u. s. w." — „Hingegen dieselbe Erfahrung nebst der heiligen Schrift auch bezeuget, daß, wo Sanftmuth, Bescheidenheit und Aufrichtigkeit gebrauchet und die streitigen Fragen ohne falsche Beschuldigungen und Lästerungen in der Furcht Gottes und in der Liebe erörtert werden, alsdann die Herzen disponiret, zubereitet und gleichsam geöffnet werden, damit endlich die göttliche Wahrheit, sie möge sein, bei welchem Theil sie wolle, überall Platz finde und gekannt werde."

Paul Gerhard's Amtsentsetzung. Als von Paul Gerhard die Unterschrift des oben besprochenen Reverses ausblieb, sah sich das Konsistorium genöthigt, ihm anzuzeigen, daß bei fortgesetzter Weigerung, wie es aus gleichem Grunde in Betreff des Archidiakonus Reinhardt und des Propstes Lilius bereits geschehen sei, auf Amtsentsetzung erkannt werden müsse. Es wurden ihm indeß noch acht Tage Bedenkzeit gewährt. Paul Gerhard erklärte aber sofort, „er habe Alles längst bedacht und werde sich wol nicht ändern."

Unter den Mitgliedern der St. Nikolaigemeinde erregte die Gefahr, die über dem Haupte ihres theuren Seelsorgers schwebte, die größte Bestürzung. Sie wandten sich an den Magistrat, und dieser reichte eine Vorstellung beim Kurfürsten ein, in der er aussprach, „Gerhard habe nie der reformirten Religion gedacht, noch weniger gegen sie geeifert; er habe einen untadelhaften Wandel geführt, ohne irgend Jemand Aergerniß zu geben, so daß ja auch der Kurfürst kein Bedenken getragen habe, seine Lieder in das Märkische Gesangbuch von 1658 aufnehmen zu lassen." Dem Kurfürsten war jedoch von anderer Seite Paul Gerhard als widersetzlich geschildert worden; auch verdroß ihn die ihm gemachte wahrheitsgetreue Mittheilung, Gerhard habe die bei den „Liebesgesprächen" betheiligten lutherischen Geistlichen aufs Eifrigste ermahnt, in keinem Falle nachzugeben, ja er sei sogar Mitverfasser der schroffen Erklärung derselben. Hierdurch aufgebracht, bestand der Kurfürst „auf den Revers aus guten Gründen". — Nun erfolgten neue Schreiben der Gewerke an den Magistrat und des Magistrats und der Stände an den Kurfürsten. Offenbar wünschte der Kurfürst selbst, Paul Gerhard in seinem Amte zu erhalten; denn er sandte seinen Sekretär zu ihm und ließ ihm sagen, er verzichte auf seine Unterschrift, indem er die Ueberzeugung hege, daß er, Paul Gerhard, auch ohne dieselbe der erlassenen Verordnung nachkommen werde.

Paul Gerhard hätte demnach die Kanzel wieder besteigen können. Er that es aber nicht. Ihm erschien es, als ob er durch einen solchen Schritt dennoch sein Gewissen beschwere, da er ja, auch ohne ausdrückliche Unterzeichnung, dann der Verpflichtung sich zu unterziehen habe, dem Sinne der Verordnung gemäß zu verfahren und sein Amt zu führen.

Hierauf erging (4. Februar 1667) an den Magistrat folgender Erlaß: „Wenn der Prediger Paul Gerhard das ihm von mir gnädigst wieder erlaubte Amt nicht wieder betreten will, welches er denn vor dem höchsten Gott zu verantworten haben wird, so wird der Magistrat ehestens einige andere friedliebende, geschickte Leute zur Ablegung der Probepredigt einladen, aber selbige nicht eher berufen, bis mir von deren Eigenschaften Bericht erstattet ist." Auch aus diesem Schreiben geht deutlich hervor, daß es immer noch des Kurfürsten lebhafter Wunsch war, den gefeierten Prediger, dessen Lieder auch ihm vielfach Trost und Ermuthigung auf seiner Lebensbahn gewährt hatten, der Gemeinde zu erhalten.

Digitized by Google

Damit war die Sache abgethan. Paul Gerhard bestieg die Kanzel von St. Nikolai nicht mehr, und der Magistrat mußte sich entschließen, die Wahl eines andern Predigers einzuleiten. Gleichwol drängte der Kurfürst nicht, vielleicht weil er auch jetzt noch auf ein Einlenken Paul Gerhard's hoffte; dieser bezog auch das Beichtgeld und andere Einkünfte der Kirche, bis er zwei Jahr später von Lübben her die Aufforderung erhielt, dort eine Anstellung anzunehmen. Wenn man sich vergegenwärtigt, in welcher Weise der Kurfürst sonst Männern entgegenzutreten pflegte, die seinen Anordnungen widerstanden, so kann man das Verfahren, das er gegen Paul Gerhard innehielt, nur als ein ungewöhnlich rücksichtsvolles bezeichnen. — In Lübben, das damals dem Herzoge von Sachsen-Weißenfels gehörte, wirkte Paul Gerhard segensreich noch bis zum Jahre 1676.

Die geschäftige Sage hat die geschichtliche Wahrheit dieser Vorgänge verdunkelt. Nach dem bekannten Gedichte „Paul Gerhard" von Schmidt zu Lübeck ist der Liederdichter nebst Weib und Kind vom Kurfürsten in tyrannischer Weise in die Verbannung getrieben worden. In der höchsten Noth nun habe er, zu seinem und seiner tief betrübten Gattin Troste, wie es in der Dichtung weiter heißt, das Lied „Befiehl du deine Wege" gedichtet, nach dessen Vollendung plötzlich, einem Engel des Himmels gleich, ein Bote aus Sachsen bei ihm mit der frohen Kunde eingetroffen sei, der Herzog lasse ihm verkünden, daß er bereit sei, ihm alles Verlorene dreifach zu ersetzen. — Von anderer Seite ist ferner behauptet worden, Paul Gerhard habe das Lied „Ist Gott für mich" während seines Umherirrens gedichtet.

In demselben kommt die Strophe vor:

„Kein Hungern und kein Dürsten,
Kein' Armuth und kein' Pein,
Kein Zorn des großen Fürsten
Soll mir ein' Hind'rung sein."

Die Stelle „Kein Zorn des großen Fürsten" ist nun auf den Kurfürsten bezogen worden, während damit doch der Teufel gemeint ist. — Beide Lieder lebten ja schon manches Jahr vor Abhaltung der Liebesgespräche in dem Munde des Volkes, ja sie lagen bereits auch um jene Zeit gedruckt vor. Damit fällt nicht nur die zuletzt bezeichnete Deutung, sondern es verliert auch obige dichterische Darstellung vollständig ihren Grund und Boden, und es tritt, ähnlich wie bei anderen Sagen, auch bei dieser dem Gedichte zu Grunde liegenden Sage die Wahrnehmung hervor, wie der dichtende Volksgeist allezeit bemüht ist, erhabene Naturen durch poetische Ausschmückung ihres Lebens zu verherrlichen, wobei er freilich in Bezug auf die Wahl des Schmuckes bisweilen fehl greift.

Vergessen wir nicht: Paul Gerhard nach seinem Bekenntnisse, in dem vorherrschend sein Verstand sprach, gehörte der sich abschließenden, der übrigen Christenheit sich schroff entgegen stellenden lutherischen Kirche an; Paul Gerhard nach seinen Liedern, in denen seine ganze Seele sprach, gehörte der vereinten evangelischen Kirche an, zu welcher der Kurfürst den Grund legen half, und die später in der „Union" von 1817 auch äußerlich ihren Ausdruck fand; gerade Gerhard's Lieder haben diese Vereinigung fortgesetzt gefördert.

Das Volksschulwesen betreffend, heißt es in einer Verordnung: „Weil die Alten zur Förderung der christlichen Religion gemeinlich bei einer jeden Kirche oder sonst an gelegenen Orten in Städten eine Schule verordnet und aufgerichtet, in welcher die Jugend und Kinder, nachdem sie dem Herrn Christo durch die heilige Taufe eingeleibt worden, in guten Künsten und dem Catechismo, auch wahrer Religion sind unterwiesen worden, so ordnen und wollen Wir, daß Unser Consistorium und Visitatores auf die Schulen, und was denen anhängig, genau Achtung geben und Erkundigungen anstellen, wie viel Classes darin auszutheilen, von den Stunden in den Schulen, was und auf welche Weise in jeder Stunde in einer jeden Klasse gelesen werden solle, wie zuvörderst die Furcht Gottes bei den Kindern zu pflanzen." Leider verhinderte der leidige Glaubensstreit die Ausführung dieser wichtigen Verordnung. Sie ward jedoch von den Nachfolgern, die des großen Ahnherrn weise Absichten zu würdigen wußten, als ein heiliges Vermächtniß betrachtet und bereitete nachträglich noch Segen.

Digitized by Google

Berlin zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Aufblühen der Stadt Berlin.

Wie im ganzen Lande, so wirkte der Kurfürst auch in Berlin in wahrhaft schöpferischer Weise. Um dies würdigen zu können, ist es zunächst nöthig, ein Bild von Berlin zu gewinnen, wie der Kurfürst dasselbe bei seinem Regierungsantritte vorfand.

Es sei von vornherein in Erinnerung gebracht, daß Berlin ursprünglich aus zwei Städten, der „Altstadt Berlin“ und „Cöln an der Spree“, bestand. In älterer Zeit waren diese beiden Städte nur durch den Mühlendamm, einen über die Mühlengerinne führenden und mit unansehnlichen Buden besetzten Bohlengang, verbunden; weiterhin, als sie sich über eine gemeinschaftliche Verfassung geeinigt hatten und der Name „Berlin“ für beide Städte als gemeinsame Bezeichnung in Gebrauch zu kommen begann, wurde zwischen ihnen durch den Bau der „Langen Brücke“ eine neue Verbindung hergestellt. Das auf dem linken Spreeufer gelegene Schloß gehörte in den Bezirk von Cöln, und lange noch wurden kurfürstliche Schreiben als von „Cöln an der Spree“ ausgehend bezeichnet.

Sehen wir uns zunächst nun das Berlin der damaligen Zeit an. Die Stadt trug beim Ausgang des jahrzehntlangen Kampfes, wie es ja auch nicht anders sein konnte, den Stempel der Verkommenheit des Landes an sich. Die Einwohnerzahl war von 12,000 auf 6500 gesunken, mehr als der vierte Theil der Häuser stand leer, die Schrecken des Krieges hatten die Bewohner dahingerafft, oder sie waren, da sie die Hausteuer und andere Abgaben nicht zu zahlen vermochten, „ins Elend“ gegangen und auswärts verkommen. Einzelnen Häusern sah man es noch an, daß Berlin bessere Tage gekannt hatte; jetzt waren auch sie äußerlich wie innerlich vernachlässigt. Wer konnte Lust haben, heute Hand an die Beseitigung baulicher Mängel zu legen, da vielleicht morgen schon die Gefahr drohte, von Haus und Hof vertrieben zu werden? Die meisten Häuser waren Holzbauten mit Rauchfängen von Lehm oder Holz. Zwischen ihnen standen elende, kümmerlich mit Stroh oder Rohr bedeckte Lehmhütten. Nur wenige Straßen waren, und zwar nur in der Mitte, gepflastert, doch konnte seit Jahrzehnten an eine Nachbesserung nicht gedacht werden. Viele Bürger hatten, um ihren Schweinen das Ergehen und Wühlen auf den Straßen leichter ausführbar zu machen, die Ställe derselben nach der Straße hinaus angebracht; neben den Ställen sah man die Düngerhaufen aufgethürmt, die Straßen waren Ablagerungsorte für Kehricht und alle sonstige Art von Unrath. Zieht man nun noch in Betracht, daß die den Dorfbrunnen gleichenden Ziehbrunnen auf den Plätzen meist verschlammt, die Brücken, weil baufällig, für schwere Wagen nicht passirbar und die Abzugskanäle durch das Hineinschütten von Kehricht verstopft waren, so läßt sich ermessen, wie schwierig der Straßenverkehr erst bei Regenzeiten gewesen sein mag, und welch üble Gerüche die Luft verpestet haben mögen. Straßenlaternen gab es nicht, daher der ruhige Bürger zur Nachtzeit gern die Straßen mied.

In den Vorstädten sah es begreiflich nicht besser aus.

Digitized by Google

Der Gartenbau war zurückgegangen, namentlich der Weinbau. Es gab zu dieser Zeit nur noch fünf Weinberge in beiden Städten, während man ein halbes Jahrhundert vorher in Cöln allein 22, in Berlin sogar 74 Weinberge zählte. Jedem Weinbergbesitzer, der, wenn er den Wein für den Verkauf kelterte, „Weinmeister“ genannt ward, stand das Recht des Ausschanks zu. — Daß der brandenburger Wein besser gewesen sei, als der heutige Grünberger es ist, wird wol nicht zu vermuthen sein und geglaubt werden; da jedoch auch die Bienenzucht in bedeutendem Umfange in Brandenburg betrieben wurde, so hatte man das Mittel bei der Hand, den Wein zu versüßen. Auch wurde er vielfach gewürzt.

Blick auf das Schloß von der Langen Brücke.

„Würzwein“, namentlich eine Art, Claret genannt, war lange ein sehr beliebtes Getränk, und man hielt es als der Gesundheit ganz besonders für zuträglich, kurz vor dem Schlafengehen einen Becher warmen Würzweins zu trinken. Dieses Glaubens war auch Kurfürst Georg Wilhelm, der sich, ohne einen solchen „Schlaftrunk“ eingenommen zu haben, nie niederlegte.

Vorhof des kurfürstlichen Schlosses.

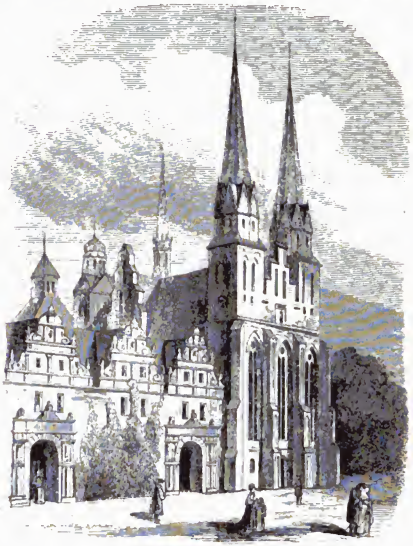
Der Branntwein hat das Seine dazu beigetragen, den Wein verdrängen zu helfen. Als er in Polen, Schweden und Norwegen in Aufnahme gekommen war, ließ die Ausfuhr von Wein aus Brandenburg dahin sehr nach. Aber das Meiste zum Verfall des märkischen Weinbaues hat der Dreißigjährige Krieg gethan. Heut erinnern an die „Weinmeister“ und den Berliner Weinbau nur noch die „Weinmeisterstraße“ und der „Wollank'sche Weinberg“.

Dem Schlosse, das sich ebenfalls in dem Zustande des Verfalls befand, werden wir weiter unten eine besondere Betrachtung widmen. Halten wir jetzt von ihm aus Umschau über die damalige Stadt. Nach dem Osten zu, jenseit der Spree, die hier noch nicht durch

Digitized by Google

Einschälungen verengert war, sah man an der Stelle der heutigen Burgstraße einen Sumpf, einzelne auf Pfählen gebaute Hinterhäuser der Heiligen Geiststraße und auf einer trockenen Stelle eine Reihe von Tuchrahmen der Wollenweber. Ueber den Häusern ragten vier Kirchen empor: genau gegenüber der Ostseite des Schlosses die Heilige Geistkirche, deren baufälliger Thurm später abgetragen wurde, und die Marienkirche am Neuen Markt, etwas mehr nach rechts die ehemalige Franziskanerkirche oder die Kirche des „Grauen Klosters“ und in südöstlicher Richtung vom Schloß die Nikolaikirche.

Wir fügen hier über diese der Altstadt Berlin angehörigen Kirchen ein Wort hinzu. Die Marienkirche und die Nikolaikirche, im dreizehnten Jahrhundert erbaut, wurden später nach Bränden mehrfach erneuert. Der Platz vor der Marienkirche ist uns bereits durch die Schilderung auf S. 282 bekannt; hier fielen im Jahre 1510 einem gräßlichen Wahn 37 Juden zum Opfer.



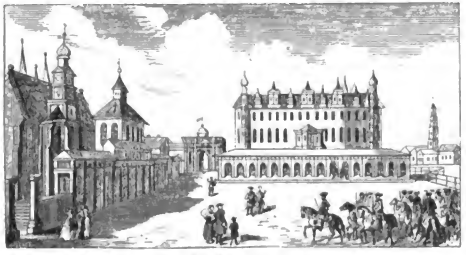
Domkirche.

Vor der Kirche stand auch das steinerne Kreuz, das die Berliner zur Sühne für den von ihnen an dem Propst Nikolaus von Bernau verübten Mord hatten errichten müssen. Als später vor und neben der Kirche Häuser gebaut wurden, erhielt das Kreuz seinen Platz dicht neben der Kirchenmauer, den es heute noch inne hat. Aelter noch als die Marienkirche und die Nikolaikirche ist das im gothischen Stil erbaute „Graue Kloster“ mit seiner Kirche. Hier bot Tetzel im Jahre 1517 seine Ablaßzettel aus, was die Franziskanermönche, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, wol gern verhindert hätten; denn ihre Gesinnung war nicht ihm, sondern seinem großen Gegner Luther zugewandt. Bald nachdem Tetzel Berlin verlassen hatte, gaben sie ihre Geneigtheit zu erkennen, der evangelischen Lehre beizutreten. Der Konvent erklärte öffentlich, „er sei selbst der rechten gemeinen christlichen Reformation begehrlich, Gott Tag und Nacht bittend, daß sie gefördert werde.“ Einzelne Mönche traten in evangelische Pfarrämter ein, die übrigen ließ man unbehindert bis zu ihrem Tode im Kloster. — In der Kirche dieses Klosters ruhten auch die Gebeine der drei trefflichen schwäbischen Ritter, die in dem Kampfe des Kurfürsten Friedrich I., den er gegen den Adel und die Herzöge von Pommern-Stettin am Cremmer Damme zu bestehen gehabt, gefallen waren: Johann, Graf zu Hohenlohe, Philipp von Utenhoven und Kraft von Leutersheim.

Wir lassen jetzt unsere Blicke vom Schloß aus über den Südtheil der Stadt schweifen.

Zur Linken ſehen wir die S. 624 abgebildete, Köln und Berlin verbindende Brücke, einen Holzbau, der von der Mitte des Schloßplatzes bis an die Heilige Geiſtſtraße reicht, daher der Name „Lange Brücke“ auch für ihn paßt. Später wurde die Spree eingedämmt, und die Brücke verkürzt. — Der Schloßplatz (S. 626) iſt wüſt, zum guten Theile noch ſumpfig. Auf ihm erhebt ſich die ehemalige Kirche der „Schwarzen Brüder“, d. i. der Dominikaner; neben derſelben das Kloſtergebäude. Joachim II. hatte die Mönche nach Brandenburg verſetzt, die Kirche aber zur evangeliſchen Domkirche erhoben und ſie herrlich ausgeſchmückt. Als Sigismund zur reformirten Konfeſſion übergetreten war, hatte er den Schmuck größtentheils wieder aus der Kirche entfernen laſſen.

Zur Rechten der Domkirche, und zwar die Ecke der nach den Schwarzen Brüdern benannten heutigen Brüderſtraße einnehmend, befand ſich, zu einem Theile von einem Garten umgeben, das Palais des Miniſters Schwarzenberg. Weiterhin erhebt ſich der Thurm der Petrikirche, welche im dreizehnten Jahrhundert die Kölner dem Apoſtel Petrus, dem Schutzpatron der Schiffer, zu Ehren erbaut hatten, die ebenfalls nachmals, wie die Marien- und und die Nikolaikirche, mehrfach umgeſtaltet wurde.



Der Schloßplatz.

Vom Schloſſe aus nach Weſten ſchauend, bemerken wir, daß das ſumpfige Ufer des zweiten Armes der Spree faſt bis an das Schloß reicht. Jenſeit des Spreearmes befindet ſich zwiſchen dürftigen, zur Zeit unbewohnbaren Häuſern eine Walkmühle und dahinter der kurfürſtliche Reitſtall mit eingeſtürztem Dach und klaffenden Sprüngen an den Wänden.

Wir haben jetzt nur noch vom Schloſſe aus die Nordſeite der Stadt zu betrachten. Zunächſt am Schloſſe war auf einer Strecke von einigen Hundert Schritten der Boden gleichfalls wüſt, doch trocken. Daran ſchloß ſich ein mit Erlen- und Weidengebüſch bewachſener und ſich ziemlich weit hinziehender Sumpf. Zur Linken führte am Schloſſe über den Spreearm an der Stelle der heutigen prächtigen Schloßbrücke eine ſchmale hölzerne Brücke, die Hundebrücke geheißen, weil ſeit älterer Zeit die Meuten der Jagdhunde über ſie geführt wurden. Von hier aus gelangte man unmittelbar in den ebenfalls auf vielen Stellen verſumpften und arg verwilderten Thiergarten.

Nach dieſer Umſchau vom Schloſſe aus wollen wir nun dem Schloſſe ſelbſt unſere Betrachtung zuwenden. Die von Friedrich dem Eiſernen gebaute „Burg zu Köln“ hatte etwa ein Alter von hundert Jahren erreicht, als ſie der prachtliebende Joachim II. niederreißen und an ihrer Stelle von dem damals berühmten Baumeiſter Kaſpar Theiß ein ſtattlicheres Schloß erbauen ließ. Einige an der Spreeſeite gelegene Theile der Burg wurden mit eingebaut, unter ihnen zwei Thürme, der „Grüne Hut“, in welchem ſich das Burgverließ befand, und der „Große Wendelſtein“, letzterer bis zum zweiten Stock an Stelle der Treppe mit einer gewundenen Auffahrt zu dem Zwecke verſehen, Geſchütze hinaufzuführen.

Digitized by Google

Die Hauptsäle wurden mit Bildern von Lukas Kranach, der innere Hof mit Marmorbüsten der Kurfürsten geschmückt; vor dem Schlosse ließ Joachim eine weite, sich über die Schloßfront hinaus erstreckende Halle, die „Stechbahn", für Turniere und Ritterspiele anlegen.

Und abermals war ein Jahrhundert vergangen, und der einst mit Recht gerühmte Fürstensitz war, wie schon bemerkt, in Verfall gerathen. Die oberen Galerien drohten einzustürzen, durch das Dach fand Regen- und Schneewasser Eingang in die inneren Räume, Wände und Fußböden waren schadhaft geworden. Daher hatte auch Georg Wilhelm in seinen letzten Regierungsjahren an anderen Orten, zumeist in Spandau, Hof gehalten. Es klingt fast unglaublich, wenn gesagt wird, Georg Wilhelm sei nicht im Stande gewesen, die für das Schloß erforderlichen, verhältnißmäßig geringen Reparaturkosten zu tragen. Wer aber erfährt, daß — um nur eine Thatsache anzuführen — bei Hofe sogar einmal zu dem traurigen Behelf gegriffen werden mußte, von den in der Rüstkammer sich befindlichen Reitkappen die Silberschnüre abzutrennen, um sie nach der Elle an Hofbediente auszutheilen, denen man baare Zahlung nicht zu leisten vermochte, dem wird das oben Angeführte gewiß nicht mehr als Uebertreibung erscheinen.

Der Lustgarten.

Als nun nach Georg Wilhelm's zu Königsberg erfolgtem Tode erwogen ward, wo es sich für den jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm empfehle, sein Hoflager aufzuschlagen, fand eine nochmalige Besichtigung des Schlosses statt, deren Ergebniß dem Kurfürsten die Nöthigung auferlegte, seinem Wunsche, in Berlin zu residiren, für die nächste Zeit noch zu entsagen. Es war als Anlaß, diesen Entschluß zu fassen, für ihn noch hinzugetreten, daß der Berliner Magistrat erklärt hatte, die Stadt sei dermalen zu arm, den kurfürstlichen Hof zu erhalten. Daraufhin hatte sich Friedrich Wilhelm mit seinem Hoflager nach Küstrin gewendet.

Es ist darauf hingewiesen worden, wie schwierig die Stellung Brandenburgs nicht nur Schweden, Polen und Frankreich, sondern auch dem Kaiser gegenüber, und wie über die Maßen gefahrdrohend der Weg war, den der Kurfürst einzuschlagen hatte, um sein Land zu einer etwas geltenden politischen Macht emporzuheben. Indeß nicht nur auf dem Gebiete der äußeren Politik war der Fürst zu Hause — ein ganzer Mann, durfte er auch in Hinsicht auf die Landesverwaltung sich auf gleich bemerkenswerthe Erfolge berufen. Wie er weitausschauend nach außen, schöpferisch und neugestaltend nach innen wirkte, ist bereits ausführlich geschildert worden. Hier wollen wir in aller Kürze der Veränderungen gedenken, die Berlin seiner Fürsorge zu verdanken hat.

Als der Kurfürst von Kleve aus seine ersten auf Reparaturen am Schlosse abzielenden Anordnungen traf, stellte es sich heraus, daß zur Zeit in Berlin weder ein Baumeister noch ein Steinmetz seßhaft war. Es mußten Meister von auswärts, und zwar von Holland,

Digitized by Google

herangezogen werden. Nicht minder die damaligen trostlosen Zustände Berlins, ja des ganzen brandenburger Landes charakterisirend, ist der Umstand, daß verschiedene beim Bau erforderliche Materialien weder in Berlin noch in einer andern märkischen Stadt käuflich zu haben waren; man mußte sie aus Hamburg kommen lassen. Es kam zunächst darauf an, das Schloß wenigstens zu einem Theile wieder in einen bewohnbaren Zustand zu versetzen.

Als nun Friedrich Wilhelm im Jahre 1650 seine Gemahlin Luise aus Kleve nach Berlin führte, sang Peuker:

„Es haben alle Zimmer sich schön herausgeputzt."

Es hatte freilich damit nicht viel auf sich, denn es waren eben nur wenige Gemächer für das kurfürstliche Paar wohnlich und wetterfest hergestellt und von dem Hofmaler Michael Hirt ausgemalt, im Uebrigen aber nur die nothwendigsten Reparaturen an dem Dach, den Galerien und dem Altan ausgeführt worden. In demselben Jahre wurde ein Baufonds von 1000 Thalern für das Jahr ausgesetzt und dem geschickten holländischen Baumeister Memmhardt die Leitung des Schloßbaues übertragen. Seitdem ein Baufonds für das Schloß vorhanden war, gewann dasselbe von Jahr zu Jahr wieder ein besseres Aussehen. Memmhardt baute auch noch einige Nebengebäude, unter ihnen eines für den Zusammentritt der Kollegien. Das Burgverließ im „Grünen Hut" ließ der Kurfürst aufheben, da es ihm widerstrebte, mit Verbrechern unter einem Dache zu wohnen.

Schloßsagen. Wie an Burgen Epheu, so rankt sich gleichsam auch die Sage an ihnen empor, und auch sie ist der Beachtung werth, weil der Hauch ihres Blätter- und bisweilen seltsam gestalteten Blütenschmuckes uns Kunde zuweht aus der Welt des Denkens und Empfindens heimgegangener Geschlechter. In einem der mit eingebauten Burgthürme habe sich, ward damals ernsthaft erzählt und vielfach geglaubt, in älterer Zeit ein hohes Frauenbild, die „Eiserne Jungfrau" genannt, befunden. Verurtheilten sei aufgegeben worden, das in jeder Hand ein scharfes Schwert haltende Bild zu küssen. So wie dies geschehen, habe die „Eiserne Jungfrau" den Verurtheilten mit den Armen umfangen, von den Schwertern sei ihm der Kopf abgeschnitten worden, und Kopf und Rumpf seien danach durch eine sich öffnende Fallthür in den Kanal hinabgestürzt.

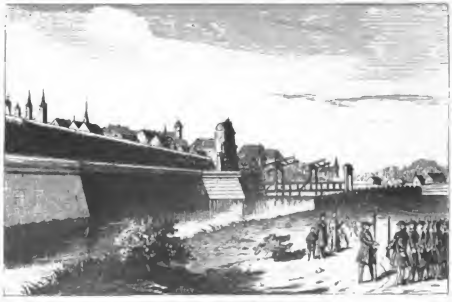
Auch eine, noch heutzutage oft erwähnte „Weiße Frau" hat das Berliner Schloß, deren Erscheinen zu nächtlicher Zeit den nahen Tod des regierenden Fürsten anzeigt. In den Tagen vor dem Tode Johann Georg's sei sie, ward erzählt, zum ersten Male erschienen. Nach den Einen ist die „Weiße Frau" der Geist der „schönen Gießerin", einer Freundin Joachim's II., die dessen Sohn und Nachfolger Johann Georg nach dem erfolgten Tode jenes zu „ewiger Haft" verurtheilt hatte. Nach Anderen stammte die Sage von der „Weißen Frau" aus viel älterer Zeit. Eine verwittwete Gräfin Orlamünde liebte den Burggrafen Albrecht den Schönen von Nürnberg, und sie vernahm, daß er geäußert habe: „So lange vier Augen offen stehen, kann aus der Heirath nichts werden." Er hatte dies in Bezug auf seine Eltern gemeint, die nicht wünschten, daß er sich mit der Gräfin vermähle. Da diese nun meinte, er sähe ihre beiden jungen Kinder als Ehehinderniß an, so tödtete sie dieselben, indem sie einem jeden Kind eine Nadel in das Haupt stieß, worauf sie dem Burggrafen verkündete, welch ein Opfer sie gebracht, um ihn und seine Hand zu gewinnen. Voll Entsetzen wies jedoch dieser die Mörderin von sich, welche bald darauf in Verzweiflung starb. Sie habe aber, hieß es, Ruhe im Grabe nicht gefunden, und ihres Amtes sei es nun, sobald das regierende Oberhaupt des Hohenzollernstammes dem Tode nahe sei, da, wo es weile, zu erscheinen. — Daß mehrfach von Verwegenen der Glaube an die Sage benutzt worden ist, Betrug zu üben, kann nicht verwundern.

Befestigung von Berlin. Wir gedenken hier gleich eines andern wichtigen Werkes, das von Memmhardt ausgeführt ward: der neuen Befestigung, welche Berlin und Köln umschließen sollte. Im Jahre 1658 begannen die Arbeiten am Stralauer Thore, und es wurde damit in der Weise fortgefahren, daß man immer einen Theil der alten Festungswerke

Digitized by Google

niederlegte und ihn durch solidere und stärkere Werke ersetzte. Die Herstellung der neuen Bastionen, Wälle und Gräben um Berlin schritt rasch vorwärts; die Umschließung Kölns dagegen verursachte des zum Theil morastigen Bodens wegen große Schwierigkeiten und war daher sehr zeitraubend. Das ganze Werk, das der Kurfürst, selbst während seiner Feldzüge, mit dem größten Eifer überwachte und leitete, ward erst im Jahre 1683, also nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit, mit dem Bau des Leipziger Thores vollendet. Die Stadtmauer zog sich auf der Berliner Seite an Stelle der inneren Häuserreihe der jetzigen Neuen Friedrichsstraße hin, während, wie schon ihre Namen besagen, die Oberwall-, Niederwall- und Wallstraße auf den Lauf der Stadtmauer auf der Kölner Seite hinweisen. Zwei neu erstandene Stadttheile, der Friedrichswerder und die Vorstadt Neu-Köln, waren von den Befestigungsmauern mit umschlossen.

Ein Fremder, der bei dem Antritt der Regierung des Kurfürsten Berlin gesehen, würde es, hätte er fünfundzwanzig Jahre später seinen Besuch wiederholt, kaum wieder erkannt haben. Wo war der sich auf der Nordseite des Schlosses weit hinziehende Sumpf mit seinen verkrüppelten Weiden und mit seinen trüben Lachen und ekken Dünsten geblieben?



Das Leipziger Thor.

Ein anmuthiger Garten war aus den von den trüben Wassern durch Abzugskanäle befreiten und durch die Kunst holländischer Gärtner bearbeiteten Boden emporgezaubert worden. In diesem Lustgarten befanden sich ein Springbrunnen und eine Zahl von Marmorstatuen, deren eine die Kurfürstin Luise heimlich hatte in Holland anfertigen lassen. Sie stellte ihren Gatten dar und zeigte folgenden von ihm gewählten Wahlspruch: „Domine, fac me scire viam, per quam ambulem!“ (Herr, zeige mir den Weg, den ich gehen soll!) Den Abschluß des Lustgartens gegen Norden bildete ein halbkreisförmiges Pommeranzenhaus. Nach einem im Jahre 1668 aufgenommenen Verzeichniß befanden sich damals im Lustgarten 568 Orangen- und andere seltene Bäume, 72 Staudengewächse, 151 Schirmgewächse, Kräuter und Blumenwerk, 187 Nägeleintöpfe, 91 Levkojen- und Rosmarinstöcke.

Die Anlage des Lustgartens wie die der Musterwirthschaften Luisens fanden mehrfach Nachahmung im Lande, und mancher Park auf adeligen Gütern, den wir heut bewundern, verdankt sein Entstehen dem in jener Zeit gegebenen Beispiele.

In der Breiten Straße hatte der Kurfürst im Jahre 1648 einen Marstall errichten lassen, der zugleich eine Rüst- und eine Harnischkammer enthielt. Dies Gebäude brannte im Jahre 1665 mit mehreren nebenstehenden Gebäuden nieder. Dabei kam es zu Tage, wie schlecht es mit den städtischen Löschanstalten stand, und der Kurfürst nahm daraus Veranlassung, eine „Feuerordnung“ zu erlassen. Zugleich ward den Bürgern auch die

Digitized by Google

Verpflichtung auferlegt, die Schornsteine von da ab nicht, wie es zumeist bisher geschehen, aus Holz oder Lehm, sondern aus Backsteinen herzustellen. — Die Anfänge zu einer regelmäßigen Straßenbeleuchtung wurden damit gemacht, daß der kurfürstliche Befehl erging, abwechselnd für die Abend- und Nachtzeit vor jedem dritten Hause eine Laterne auszuhängen. Acht Jahre später zählte Berlin bereits 5000 Laternen. — Der Unrath durfte fernerhin nicht mehr in die Spree oder auf die Straße geworfen werden; ein angestellter Gassenmeister hatte dafür zu sorgen, daß derselbe fortgeschafft und zum Thore hinausgefahren wurde. Niemand durfte seine Schweine nach der Straße zu einstallen oder sie fernerhin auf der Straße herumlaufen lassen. — Es wurde für Verbesserung des Pflasters in den Hauptstraßen gesorgt und auch die Pflasterung derjenigen Straßen und Gassen angeordnet, welche bisher jenen unsauberen Thieren zumeist zum Wühlen preisgegeben gewesen waren.

Vor dem neuen Thore des Friedrichswerders gründete die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea, eine neue Stadt, Dorotheenstadt genannt. Dieser Fürstin verdankt Berlin eine seiner schönsten Straßen und Promenaden, welche unter dem Namen „Unter den Linden" fast dieselbe Berühmtheit erlangt hat, wie die Boulevards von Paris. Heute steht auf beiden Seiten derselben eine ausgedehnte Front von Prachtgebäuden. Dorothea pflanzte mit eigener Hand die erste Linde der schönen, vierreihigen Allee, die zur Freude der Berliner herrlich gedieh.

Bereits in der letzten Zeit des Kurfürsten begann auch der Baumeister Arnold Nering eine rühmliche Thätigkeit in Berlin zu entfalten. Auf dem Werder baute er für den Geheimen Rath von Danckelmann einen Palast, der später zum Absteigequartier für fremde fürstliche Personen benutzt und daher „Fürstenhaus" genannt ward. Ansehnlich war ferner das am kölnischen Fischmarkte gelegene Haus des Feldmarschalls Derfflinger.

Förderung der Jugenderziehung. In welchem Maße dem Kurfürsten die Heranbildung der Berliner Jugend am Herzen lag, bezeugt allein schon ein Vorgang aus der ersten Zeit seiner Regierung. Der verheerende Religionskrieg hatte bewirkt, daß Lehrer und Schüler der von Joachim Friedrich zu Joachimsthal errichteten Fürstenschule nach Berlin geflohen waren. Hier ließ ihnen der Kurfürst einige Zimmer im Schlosse anweisen, die sich zu Klassenräumen eigneten. Weiterhin wurde Unterricht in dem Küsterhause der Brüderstraße und später in einem Gebäude der Burgstraße ertheilt. Das Gymnasium des „Grauen Klosters", das während des Krieges auf eine Zeit hatte geschlossen werden müssen, war wieder eröffnet worden. Endlich stiftete Friedrich Wilhelm auch für den Werder'schen Stadttheil eine gelehrte Schule, das Friedrich-Wilhelms städtische Gymnasium (s. S. 622).

Das unermüdliche Wirken des Kurfürsten hatte nicht nur den Erfolg, daß die Stadt, rascher als zu erwarten stand, äußerlich wieder ein besseres Ansehen gewann, sondern es hob sich auch die Zahl der Einwohner wieder bis auf 20,000 Seelen, und die Zunahme stieg bedeutender, als die Antheilnahme bei Förderung der öffentlichen Angelegenheiten sich von Jahr zu Jahr deutlicher kundgab. Schon zwei Jahre früher, bevor noch in Berlin die erste Zeitung (1661) erschien, hatte sich daselbst die erste Buchhandlung (1659) aufgethan.

Ein Zeitgenosse des Großen Kurfürsten, der Franzose Patin, der im Jahre 1676 Berlin zum ersten Male betreten, schrieb: „Alle Beschwerden waren vergessen, als ich Berlin zu sehen bekam. Alles erschien mir so schön, daß ich mir eine Oeffnung im Himmel dachte, von wo die Sonne ihre Wohlthaten auf die Erdstrecke ausbreitet." — Der Abstand zwischen anderen von Patin auf seiner Reise berührten Orten und Berlin und die Ordnung, welche er hier wahrnahm, mag Ursache gewesen sein, daß er letztere Stadt so überschwenglich feierte. Jedenfalls hatte Berlin auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen außerordentlichen Aufschwung gewonnen und mit ihm das Gepräge einer eines wieder kräftig emporstrebenden Volkes würdigen Residenz angenommen.

Digitized by Google

Standbild der Kurfürstin Luise in Oranienburg. Nach L. Burger.

Friedrich Wilhelm's letzte Lebenszeit.

Aus dem Familienleben des Kurfürsten.

Möge nach längerer Unterbrechung wieder ein Blick in das Leben des kurfürstlichen Hauses gethan werden! Wir kehren vorerst in eine frühere Zeit zurück.

Kurfürstin Luise hing mit einer so hingebenden Liebe an ihrem Gemahle, daß sie ihn, zum Nachtheile ihrer Gesundheit, selbst auf den beschwerlichsten Reisen — und der Leser weiß, was es mit den Reisen in damaliger Zeit in Deutschland für eine Bewandtniß hatte! — ja sogar während der Feldzüge nach Preußen (1656) und der dänischen Halbinsel begleitete (1658). Geboten es dringende Umstände, zurückzubleiben, so war Luise untröstlich. „Ich sehe zu meinem Bedauern", schreibt sie an Otto von Schwerin, „daß meine Reise sich von einem Tage zum andern verzögert. Der Kurfürst schreibt mir, daß es sich machen werde; es müssen dort Leute sein, die mich nicht wünschen. Der Kurfürst hat zu viel Güte für mich, zu wünschen, daß ich käme, denn ich kann ihm in nichts dienen, als für ihn beten, was ich jedoch überall thun kann. — Er hat Ursache zu glauben, daß die Unbequemlichkeit, welche ich haben könnte, mir wenig Sorge macht, denn ich bekümmere mich nicht im Geringsten deshalb. Ich habe mich entschlossen, nicht mehr davon zu sprechen, und ich bitte Sie, es nicht zu viel zu betreiben; dies könnte dem Kurfürsten Beschwerlichkeit verursachen, Anderen Freude. Ich bin fest entschlossen, dem Willen des Kurfürsten zu folgen;

Digitized by Google

er muß glauben, daß es zu meinem Besten geschieht, obgleich es mich schwermüthig stimmt, so lange von ihm entfernt zu sein; allein man muß sich in Alles finden, was Gott gefällt."

Im einem andern Briefe an Schwerin lesen wir: „Ich ersehe aus Ihren Briefen, daß der Kurfürst sich endlich entschlossen hat, nach Pommern zu gehen, und bin sehr betrübt, nicht mehr bei ihm zu sein, allein ich werde mich, so viel ich kann, beeilen, denn ich habe nicht Lust, in Berlin zu bleiben, wenn der Kurfürst nicht hier ist, das wäre mein Tod. Er wünschte ebenfalls, daß ich bei ihm sein möchte, und äußerte, daß er mir schreiben werde, wohin ich mich begeben soll. Ich beschwöre Sie, mich zu benachrichtigen, welchen Weg ich nehmen muß; ich vergehe vor Sehnsucht, bis ich wieder bei ihm bin, und ich hoffe, daß dies das letzte Mal in meinem Leben gewesen ist, daß ich von ihm getrennt war."

Um so höher ist der Kurfürstin ein Schritt anzurechnen, den zu thun sie sich im Jahre 1653 gedrungen fühlte. Ihr vor fünf Jahren geborenes Söhnlein war in Wesel gestorben, und es schien, als solle ihr das süße Mutterglück nicht mehr zutheil werden. So sehr nun auch Alle, die sie kannten, ihr Liebe und Verehrung zollten, so rief jener Umstand doch auch Besorgniß in Lande hervor, die sich hier und da in Worten äußerte. „Vom Kurhause gehet Stamm und Wurzel aus!" ward gesagt, „und wer ist schuld daran? Wie soll es werden, wenn der Kurfürst einstmals die Augen schließt?" — Der Kurfürstin blieben dergleichen Reden nicht verborgen, und es erschien ihr, als sei sie dem Lande das Opfer schuldig, bei ihrem Gemahle förmlich auf Ehescheidung anzutragen. Lange Zeit stärkte sie sich durch Gebet zu diesem Schritte. Dann erschien sie vor dem Kurfürsten und sprach: „Ich trage bei dir auf Ehescheidung an; nimm dir eine andere Gemahlin, die dein Land mit einem Thronerben erfreut. Das bist du deinem Volke schuldig."

Fast hätte eine solche mit feierlichem Ernste vorgetragene Aeußerung die heldenmüthige Seele des Kurfürsten außer Fassung gebracht. Nach einer Pause entgegnete er: „Meine Luise, hast du den Spruch unserer Trauung schon vergessen: Was Gott der Herr zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden?" Auf eine neue Aeußerung ihrerseits setzte er hinzu: „Was mich betrifft, so werde ich den vor Gott geleisteten Eid dir halten; und so es ihm dabei gefiele, mich und das Land zu strafen, so müssen wir es uns gefallen lassen." Da — so berichtet Stoschius — begann die bekümmerte Frau wie die Mutter Samuel's zu rufen: „Wenn der Herr noch auf Erden ginge, wie in den Tagen seines Fleisches — ich wollte mich noch mehr demüthigen, mehr ihn anflehen, mehr ihm anhangen, als das kananäische Weiblein; aber was ich auf leibliche Weise und mit leiblichen Geberden nun nicht thun kann, das will ich im Geist und im Herzen thun in gewisser Zuversicht, daß er auch im Stande der Herrlichkeit ein solcher Hoherpriester und getreuer Heiland sei, der Mitleiden hat und helfen werde."

Geburt der Prinzen Karl Emil und Friedrich. Zwei Jahre nach diesem Vorfalle (1655) gebar Luise ihren zweiten Sohn, der bei der Taufe den Namen Karl Emil empfing. So groß die Betrübniß früher, so groß war jetzt die Elternfreude. Aus Dankbarkeit zu Gott für das gewährte Glück gründete Luise ein Waisenhaus in Oranienburg. Hier war es gewesen, wo sie Gott so oftmals inbrünstig „um den so lange verweilten Ehesegen" angefleht hatte. — Wieder zwei Jahre später — Luise befand sich zu dieser Zeit mit ihrem Gemahle in Königsberg — ward den fürstlichen Eltern noch ein Sohn geschenkt. Dieser erhielt den Namen Friedrich. Er folgte dem Kurfürsten in der Regierung; denn auch sein älterer Bruder Karl Emil starb vor dem Vater, und Friedrich ist bekanntlich in seiner Geburtsstadt Königsberg zum ersten Könige von Preußen gekrönt worden. Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß den beglückten Eltern zu seiner Geburtsfeier von dem Königsberger Dichter Bödeker folgendes Distichon übersandt wurde:

Nascitur in Regis Fridericus monte. Quid istud?
Praedicunt Musae: Rex Fridericus erit.

Zu Deutsch: „Königs Berg sieht Friedrich's Geburt. Was deutet dies Zeichen?
Musen, ihr weissaget mir: König wird Friederich sein."

Digitized by Google

Wir werden uns vierundvierzig Jahre später dieser Prophezeiung erinnern.

Die Erziehung der Prinzen. Im Jahre 1662, als der Kurprinz Karl Emil das siebente Lebensjahr erreicht hatte, erhielt er in dem würdigen Otto von Schwerin seinen Erzieher. Schwerin führte ein Tagebuch, in das er Alles, was ihm in Bezug auf die Ausführung seines Amtes von Wichtigkeit erschien, gewissenhaft eintrug. Da dies Tagebuch das echt evangelische Leben des Hofes abspiegelt, mögen einige Stellen desselben hier folgen. „Am 12. August 1662", heißt es in demselben, „ward mir der Kurprinz von Sr. K. D. selbst in dero Gemahlin, meiner gnädigsten Frau, Gegenwart, und in dero Kammer mit gar beweglichen, unter anderen diesen Worten anbefohlen: Sie vertrauen mir ein sehr werthes Pfand und könnten ihr Vertrauen, was sie beiderseits zu mir trügen, mit nichts Höherem bezeugen, als daß sie mir den Prinzen anvertrauten; wollten mir denselben auf meine Seele aber gegeben haben und hofften, ich würde es also machen, daß ich's dermaleinst vor Gott verantworten könnte. Fragten darauf den Prinzen, ob er gern bei mir sein und mir auch willig folgen wollte, worauf der Prinz „ja" antwortete, auch gar keinen Verdruß bezeugte, und ging mit mir in seine Kammer."

In der eigenhändig vom Kurfürsten geschriebenen Instruktion für Otto v. Schwerin*) wird diesem zunächst ans Herz gelegt, den Prinzen in der Furcht Gottes zu erziehen. In Betreff des wissenschaftlichen Unterrichts soll er allen Fleiß darauf verwenden, „daß der Prinz Alles rein, deutlich und wohl ausspreche und sich eines guten Accents in jeder Sprache befleißige." — „Bei aller Gelegenheit soll der Prinz in der Geographie als einem nicht minder nützlichen Studium fleißig angeführt und darin recht vervollkommnet werden, zu dem Ende dann große Karten in seinem Gemach aufhängen und einen Globus stets zur Hand haben; wie denn auch der Prinz zur Fassung rühmlicher Beispiele und Erzählung guter Geschichten, insonderheit solcher, die dem Regenten nützliche Lehren geben, anzuhalten ist. Weil die Beredsamkeit ein großes Ornament, so soll Unser Sohn vor allen Dingen auch dazu fleißig angehalten werden und diese mit anderen Knaben angestellt werden, worin Unser Sohn des Fürsten Person vorstellen soll. Zu welchem Akt Unsere Räthe und Andere einzuladen, damit er sich die nöthige Freiheit angewöhnen möge, wie Wir auch selbst zuweilen demselben beiwohnen wollen."

Auch körperliche Uebungen, als Fechten, Exerziren, Reiten, Tanzen, Schwimmen, sollten ebenfalls genügende Berücksichtigung finden. — Auf Wunsch der Kurfürstin hatte Schwerin sein Schloß in Alt-Landsberg erweitern lassen, und er befand sich nun oft mit den Prinzen auf längere Zeit daselbst, „damit", wie es in einem Schreiben der Kurfürstin heißt, „die Prinzen von ihren Studien und Uebungen nicht abgehalten und durch Verleitung des Hofes nicht irre gemacht würden."

Die fürstlichen Eltern standen, wenn sie sich auf Reisen befanden, mit Schwerin in einem lebhaften brieflichen Verkehr. So schreibt die Kurfürstin aus Kleve auf die Meldung Schwerin's, daß Karl Emil an den Pocken erkrankt sei: „Ich verlasse mich ganz auf die Barmherzigkeit Gottes, der mir in meinen Aengsten immer beigestanden hat. Ich hoffe, er wird mich diesmal nicht verlassen, es ist ja ein Kind, welches er mir aus bloßer Gnade geschenkt hat, und welches ich von ihm unter großer Bekümmerniß erhalten habe, wie Sie wissen. Daher hoffe ich, er wird es mir nicht wieder nehmen, sondern es mir lassen, wofür ich ihm mein ganzes Leben hindurch dankbar sein werde."

Wie ernstlich Schwerin sein Erziehungswerk nahm, erläutern uns sprechend folgende Abschnitte seines Tagebuches:

„Den 27. April. Ueber Essen sagte ich S. K. D., weil eben von Administrirung der Justiz geredet wurde, wann ein Bauersmann S. K. D. klagte, daß ein Offizier ihm große Gewalt gethan und geschlagen, was J. K. D. dem Offizier thun wollen, darauf sagten

*) Das Bildniß des würdigen Schwerin befindet sich S. 136.

Digitized by Google

Sie nichts. Als ich nun fragte, wenn dann der Bauer dem Offizier etwas gestohlen und darüber geklagt würde, da sagte der Prinz, alsdann wolle er den Bauer strafen. Darüber habe ich ihm einen scharfen Verweis gegeben und weitläuftig unterrichtet, wie in dergleichen keine Person angesehen werden müßte."

„Den 24. Dezember. Weil der heilige Abend gewesen, hat der Prinz Urlaub gehabt. Um 4 Uhr haben wir zusammen nebst Prinz Friedrich Weihnachtsgesänge gesungen; um 5 Uhr sind die kurfürstlichen Eltern mit beiden Prinzen in mein Gemach gekommen, da die Weihnachtsgeschenke hingelegt gewesen, und hat sich ein Jeder sehr verwundert, daß der Prinz alle anderen schönen Sachen nicht angesehen, sondern zu dem Küraß mit Freuden gesprungen und solchen sofort angelegt und herumzogen; hernach hat er dem Herrn Vater und Frau Mutter gedankt."

„Den 1. Januar 1664. Als Einer dem Prinzen zum neuen Jahre wünschte, daß er dermaleinst Kurfürst und auch römischer Kaiser werden möchte, antwortete er alsofort: „Ich will keins von Beiden, mein Papa soll allezeit leben, und ich will auch nicht mehr sein, als Papa ist."

Die Tagebuchartikel Schwerin's füllen zwei starke Bände. Obige Auszüge mögen für den Zweck, den wir uns gestellt haben, genügen.

Letzte Lebenszeit der Kurfürstin Luise.

Der unvergeßlichen Kurfürstin war keine lange Lebensdauer beschieden. Sie war nur von schwächlicher Gesundheit, und hauptsächlich hatten die bereits erwähnten Reisestrapazen, die sie aus Liebe zu ihrem Gemahl auf sich genommen, dieselbe erschüttert. Mehr als doppelt so viele Tage, als heute Stunden, gehörten damals dazu, um z. B. von Berlin nach Königsberg zu gelangen. Wie übel es mit den Wegen bestellt war, ist früher schon erwähnt worden. Machten die Umstände die Gegenwart des Kurfürsten in irgend einem Theile des Staates nothwendig, so begab er sich — die Jahreszeit wurde nicht in Anschlag gebracht — dahin. Eine eigentliche Lustfahrt hat das fürstliche Paar wol kaum jemals unternommen. Im Gegentheil, wohin sie sich begaben, da drohten nicht selten Gefahren. Als der Kurfürst den Kampf gegen die preußischen Stände unternahm, als Rhode gefangen gesetzt, das Geschütz auf den Schloßplatz aufgefahren, die rothe Fahne aufgepflanzt ward, da befand sich Luise bei dem Gemahle im Königsberger Schlosse. Solche Ereignisse brachten natürlich Aufregungen und tiefgehende Erschütterungen hervor. Mitten im Winter sogar folgte Luise ihrem Gemahle nach dem rauhen Jütland, wo es zu kämpfen galt für des eigenen Landes Wohl.

Alles dies war nur zu sehr geeignet, die Kurfürstin in ihrer ernsten Stimmung zu erhalten. „An jedem Dienstage, dem Geburtstage des Prinzen Karl Emil", sagt C. Oelrich, „hielt sie Fasttag, bis die Sterne am Himmel erschienen. Den Vormittag diente sie Gott, Nachmittags genügte sie ihrer kindlichen Pflicht im Briefschreiben an ihre Mutter in Holland; dann ließ sie ihren Hofprediger Stoschius zu sich kommen, hieß ihn neben sich setzen und redete oft bis drei Stunden mit ihm ohne Jemandes Beisein. Sie hatte ihn in seinem Amte bestätigt und zu ihm gesagt: „Herr Stoschius, ich befehle Euch auf Euer Gewissen an, meiner wahrzunehmen; falle ich in Sünde und in einen geistlichen Schlummer, so wecket mich auf, wie Ihr es vor Gott gedenkt zu verantworten." — Außer dem Dienstage durfte er alle Tage zu ihr kommen, wann er wollte. In ihrem Zimmer sah es zwar fürstlich und prächtig aus — doch ähnlicher einem Tempel, als einem Schlosse; weil die Fürstin nichts Anderes redete, oder reden ließ, als was gottselig und erbaulich war. Sie war sehr verständig, und pflegte der Kurfürst oft aus dem geheimen Rathe zu gehen, um mit ihr zu sprechen und ihre Meinung einzuholen."

Friedrich Wilhelm gab dem Rath seiner Gemahlin häufig Gehör und, wie er später anerkannte, nie zu seinem Nachtheile. Besonders angelegen ließ Luise es sich sein, strenge Strafen zu mildern. „Ein Kammerlakai", erzählt obengenannter Schriftsteller, „welcher

Digitized by Google

ihr Kabinet lange Zeit bestohlen, ward durch eine Kammerjungfer, die sich unterm Tisch verborgen hatte, da die Fürstin nach der Kirche gegangen war, und der Dieb sich nach Gewohnheit eingestellt hatte, entdeckt. Als die Kurfürstin es erfuhr, schickte sie ihm eine Partie Dukaten nach und ließ ihm sagen, er solle sich fortpacken, ehe es der Kurfürst erfahre. Der Kurfürst war unwillig und hatte für einen solchen Hausdieb einen dreifachen Galgen wollen bauen lassen; sie aber meinte: „Wenn mir auch all mein Gold und Juwelen gestohlen würden, so soll doch meinetwegen kein Blutstropfen vergossen werden." — Hingegen wollte auch sie bei Mördern keine Gnade walten lassen, damit das Land nicht mit Blutschuld befleckt würde. Sie pflegte bei dergleichen Exekutionen den Kurfürsten zu persuadiren, nach Oranienburg oder sonst wohin zu gehen, da die Herrschaft gemeinlich mit Fußfällen überlaufen wurde."

Im Jahre 1666 befand sich Luise mit ihrem Gemahle in Kleve. Es war endlich zwischen dem Kurfürsten und dem alten Pfalzgrafen von Neuburg zu einem leidlichen Vergleich, ja sogar zu einer Erbverbrüderung gekommen, nach welcher bestimmt ward, daß, wenn eine fürstliche Linie aussterbe, die Kleve'schen Besitzungen derselben an die noch bestehende Linie fallen sollten. Damit war der Streit — auf längere Zeit wenigstens — abgethan.

Hier in Kleve erkrankte Luise ernstlich an einem Brustübel. Als die Krankheit gehoben war, trat die rauhe Jahreszeit ein. Pflichten, die nicht abzuweisen waren, zwangen den Kurfürsten, nach Brandenburg zurückzukehren. Luise äußerte den Wunsch, ihn zu begleiten, wiewol die Aerzte erklärt hatten, eine so weit Reise würde die hohe Frau der größten Lebensgefahr aussetzen. Nun ward beschlossen, Luise solle den Winter über bei ihrer Mutter im nahen Haag zubringen, wohin sie den größten Theil des Weges zu Schiffe, den Rhein hinab, geführt werden könne. Diesem Beschlusse gemäß ward denn auch die weniger anstrengende Reise nach dem Haag angetreten und ausgeführt. Den ganzen Winter über blieb die Gesundheit der Kurfürstin schwankend. Dennoch hoffte man, daß sich die Reise nach Berlin im Frühjahre werde ausführen lassen. Luise kannte ihren Zustand genau, hielt ihre Krankheit für unheilbar und drängte, als die Tage milder zu werden begannen, um so mehr zum Aufbruch, als sie sich unausſprechlich danach sehnte, ihren Gemahl und ihre Kinder noch einmal zu sehen. Zu einer Vertrauten äußerte sie: „Wenn mir Gott die Gnade erweiset, mein Ziel zu erreichen, so will ich gern mit Simeon ausrufen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!"

Mit dem anbrechenden Frühlinge trat sie die Reise an, aber schon in Wesel mußte auf einige Tage Halt gemacht werden, da sich der Zustand der hohen Kranken bedeutend verschlimmert hatte. Der Kurfürst, davon benachrichtigt, gerieth in die größte Bestürzung; er reiste seiner Gemahlin entgegen und traf sie, die indeß wieder aufgebrochen war, im Halberstädtischen, von wo aus sie die Reise nach Berlin in einer Sänfte vollenden mußte.

Ueberzeugt, daß die Stunde ihrer Auflösung nahe sei, sprach sie: „Für das Erste — sie bezog dies auf die glückliche Vollendung der Reise — danke ich Gott, und das Zweite stelle ich ihm anheim; wenn er die Haare auf dem Haupte zählet, wie viel mehr unsere Tage! — Wir vermögen nicht eine Stunde zu ihrer Länge, noch eine Elle zu ihrer Größe hinzuzusetzen. Derselbe hat mir eingegeben, eine Zeit lang bei meiner theuren Mutter zu verweilen und jetzt zu meinem Herrn zurückzukehren; nun mag er es mit mir machen nach seinem heiligen Willen."

Bisweilen erschrak die Kurfürstin, daß sie, die erst Neununddreißigjährige, aus dem Leben scheiden sollte. Einmal seufzte sie: „Wie bitter ist der Tod! Fleisch und Blut erschrickt vor ihm." Sich ermannend, fügte sie aber hinzu: „Ich nähere mich dem Hafen himmlischer Ruhe; schon sehe ich die Spitzen und Höhen der ewigen Stadt; wenn ich wieder genese, so werde ich von Neuem in das unruhige Leben, in das ungestüme Meer voller Klippen zurückgetrieben." Sie ließ nun ihr Testament aufsetzen, machte aber in ihrer Selbstlosigkeit die Giltigkeit desselben von der Zustimmung ihres Gemahls abhängig.

Digitized by Google

Die Heldenseele des Kurfürsten wurde von Dem, was nach menschlichem Ermessen jetzt als unabwendbar schien, bis auf den tiefsten Grund erschüttert; wo er ging und stand, sah man seine Augen voll Thränen. In seiner Herzensangst that er Gott das Gelübde, wenn ihm seine Luise erhalten bleibe, ein großes Armenhaus zu bauen und für den Unterhalt desselben jährlich 6000 Thaler zu verwenden. — Einige Tage vor ihrem Tode ließ Luise ihre Dienerschaft vor sich rufen, dankte Allen für die ihr erwiesene Liebe und Treue, bat Alle, ihr zu vergeben, wenn sie Einem oder dem Andern mit oder ohne Wissen wehe gethan, und versprach, sie ihrem Herrn und Gemahl, mehr aber noch der Gnade Gottes zu empfehlen.

„Nach dem Mittagsmahle am 7. Junius", heißt es in dem Tagebuche Schwerin's, „wie die Kurfürstin sich überaus übel und schwach befand, sind alle drei Prinzen zu ihr gefordert, wo beide Prinzen (Karl Emil und Friedrich — Ludwig, der unterdessen das Licht der Welt erblickt hatte, war noch ein Kind von einem Jahre) ein trostloses Weinen und Jammern gethan, wie auch wir Anderen. Ihre Kurfürstliche Durchlaucht waren aber so schwach, daß sie sich auch darüber nichts begaben, sondern befahlen mir, ein Codicill für Prinz Ludwig aufzusetzen. Die Prinzen wurden wieder in ihr Zimmer gebracht, wo sie sich erst aufs Bett warfen und sehr jämmerlich thaten, hernach mit uns Anderen sangen und beteten. Nachmittags am 8. Junius gingen wir zur Kurfürstin, welche sich noch ziemlich befand, also daß den Prinzen erlaubt wurde, in den Thiergarten zu fahren. Es hat sich aber Gott erbarmet und sich bald anders ausgewiesen, daß Ihre Kurfürstliche Durchlaucht um drei Uhr plötzlich sehr schwach geworden, daher denn Seine Kurfürstliche Durchlaucht, welche in dem Garten spazieren gegangen, wie auch der Prediger Stoschius gerufen worden."

Tod der Kurfürstin Luise (1667). Mit schwacher Stimme forderte die Kurfürstin den Geistlichen auf, zu beten. Nachdem er Gott um leibliche Hülfe angefleht und hinzugefügt hatte, daß, wenn er in seiner unerforschlichen Weisheit beschlossen habe, der Kranken statt des leiblichen Glückes die ewigen Güter des Lebens zu ertheilen, es des Menschen Pflicht sei, sich seinem Rathschlusse in Demuth zu beugen, erhob sie ihre gefalteten Hände. Bald darauf schlossen sich ihre Augen für immer. Der Kurfürst, der vor ihrem Bett kniete, ergriff ihre Hand und fühlte deutlich einen dreimaligen Druck. Es war dies ihr letztes Lebenszeichen. —

Herzzerreißend war der Schmerzesausbruch des Kurfürsten. Hören wir, was Schwerin weiter berichtet: „Wie wir eben ins Schloß fuhren, kam ein Lakai an die Kutsche und sagte mir heimlich, die Kurfürstin sei todt; daher ich denn mit den Prinzen in ihre Zimmer eilte. Es schickte mir Seine Kurfürstliche Durchlaucht entgegen, daß ich geschwind zu Ihnen kommen sollte; ich befahl demnach, die Prinzen in ihre Zimmer zu bringen und ihnen nichts zu sagen; welche aber schon merkten, daß etwas sein müßte, und daher sehr betrübt waren. — Seine Kurfürstliche Durchlaucht fand ich auf dem Bette in großer Betrübniß, und wie sie mir Eins und das Andere anzuordnen befohlen, ging ich zu den Prinzen, welche noch nichts wußten, sehr weinten und von mir begehrten, ich sollte mit ihnen beten. Ich brachte ihnen danach aufs Glimpflichste bei, daß Gott ihre herzliebe Mama schon abgefordert. Welch ein erschreckliches, jämmerliches Weinen sie darauf thaten, ist nicht zu beschreiben. Insonderheit hat der Kurprinz sehr jämmerlich gethan und Gott mit lauter Stimme angerufen und mit demselben disputiret, auch auf allen Trost, der ihm zugesprochen, mit Gründen geantwortet. Unter Anderm sagte er: „Ach Gott, hab' ich's mit meinen Sünden verdient, daß du mir nicht hast wollen barmherzig sein und mein Gebet erhören, was hat dir denn mein kleines Brüderchen Prinz Ludwig gethan!" — Prinz Friedrich gab sich endlich zufrieden und sagte zum Kurprinzen: „Wir müssen nun zufrieden sein, Gott hat es so haben wollen."

Die Verklärte hatte vor längerer Zeit schon den Text zu ihrer Leichenpredigt bestimmt, nämlich Hiob 13,15: „Ob mich der Herr gleich tödten wird, will ich doch auf ihn hoffen" — und dabei ihren Hofprediger beschworen, sich in seiner Rede aller Schmeicheleien über sie zu enthalten.

Digitized by Google

Das ganze Land ward durch die Nachricht von dem Tode der Kurfürstin in Trauer versetzt. Welch ein unersetzlicher Verlust dem Kurfürsten durch den Tod seiner Gemahlin widerfuhr, zeigt mehr als alles Andere folgende Mittheilung Oelrich's: „In den Gemächern war eine Schilderei, da der Kurfürst und die Kurfürstin beide in Lebensgröße standen. Vor dieselbe pflegte der Kurfürst nach ihrem Tode oft zu treten und sie anzusehen, wobei ihm die Thränen über die Wangen flossen, und haben Einige, die im Verborgenen waren, ihn ausrufen hören: „O Luise, Luise, wie sehr vermisse ich deinen guten Rath!“ —

Vor einigen Jahren ist der unvergeßlichen Fürstin ein Standbild in Oranienburg errichtet worden. (Vergl. S. 631.) „Sie ist dargestellt“, sagt von Orelli, „wie sie im Begriff ist, die Stiftungsurkunde des Waisenhauses in Oranienburg darzubieten. Im fürstlichen Gewandschmucke, mit der Rechten die Urkunde reichend, mit einer leichten Beugung der Linken das schwere Kleid zum Vorschreiten zurückhaltend, steht die hohe Frau ruhig aufgerichtet, das sprechende Antlitz zu beiden Seiten vom reichen, doch schlicht geordneten Haar umwallt.“

Ihr Andenken wird im Preußenlande immerdar ein gesegnetes bleiben.

Die Prinzen Karl Emil und Friedrich. Schon in dem Verhalten der beiden ältesten Prinzen beim Tode der Mutter tritt die Verschiedenheit ihrer Sinnesart recht erkennbar hervor.

In dem Kurprinzen Karl Emil machte sich fortgesetzt eine durch und durch metallische Natur geltend, die sich schwer in Form bringen ließ. Bemerkenswerth ist, was der schon erwähnte französische Reisende Patin über die Erziehung der Prinzen sagte: „Die beiden Prinzen werden einst berühmt werden. Man bildet aus ihnen Helden, welche sie alle Tage sehen. Seine Kurfürstliche Durchlaucht selbst ist ein Vorbild der Familie, von dem sie die größten Ideen entnehmen können. Sie wissen schon mehrere Sprachen und sind in allen Uebungen sehr geschickt. Sie sind nicht wenig in allem dem unterrichtet, wodurch der Geist gebildet wird. Ihre Zimmer sind einfach, nur von Büchern, geographischen Karten, chronologischen Tabellen, Himmelskugeln und Medaillen geschmückt. Der Baron von Schwerin, erster Staatsminister und Beschützer der Musen, hat ihnen diese schönen Gefühle eingeflößt, und Sr. Kurfürstlichen Hoheit einen großen Dienst erwiesen, so sein den Geist der jungen Fürsten gebildet zu haben.“

Obgleich die Prinzen der Obhut eines durch und durch redlichen und einsichtigen Mannes anvertraut waren, so widmete doch der Kurfürst nach wie vor ihrer Erziehung die größte Aufmerksamkeit und stand in Betreff dieses Punktes, selbst in Zeiten, in denen die schwersten Regierungssorgen seine Stirn umwölkten, fortgesetzt mit dem Erzieher seiner Söhne in mündlichem oder schriftlichem Verkehr. So schrieb er, als der Kurprinz bereits das siebzehnte Jahr erreicht hatte, an Schwerin: „Ihr wollet Emil sagen, daß, wenn er des Morgens fleißig studiren und allezeit Latein reden will, daß er dann des Mittags Urlaub haben soll. Jedoch ehe er ausfährt, in der Fortifikation sich üben, auch allemal etwas Französisch lesen soll; wird er aber dieses nicht halten, so soll er auch des Nachmittags studiren. Wenn es Regenwetter ist, und er nicht ausgehen kann, so muß er sich desto mehr im Schreiben üben und selbst Briefe machen. Ihr werdet hierüber fleißig wachen und mir von Zeit zu Zeit Nachricht geben, wie er sich verhält.“

Zwei Jahre später machte der Prinz den Feldzug gegen Frankreich mit, um unter der Leitung seines Vaters die ersten kriegerischen Erfahrungen zu sammeln. Plötzlich erkrankte er jedoch im Lager so schwer, daß er sich nach Straßburg begeben mußte, wo er zur großen Bekümmerniß seines Vaters in der Blüte seiner Jahre starb.

Dem Prinzen Karl Emil folgte der Geburt nach Prinz Friedrich, über den bald ein Mehreres zu sagen sein wird.

Digitized by Google

Dorothea, zweite Gemahlin Friedrich Wilhelm's.

Ein Jahr nach dem Tode seiner unvergeßlichen Luise, im Jahre 1668, vermählte sich Friedrich Wilhelm mit Dorothea, der verwittweten Herzogin von Braunschweig-Lüneburg. Dem Lande eine Fürstin, wie es Luise war, zu ersetzen, dazu hätte viel gehört. Dorothea vermochte es nicht. Im Volke kam sie bald in den Ruf einer bösen Stiefmutter und einer herrschsüchtigen, geizigen Frau. Dorothea soll für den Kurfürsten liebreich besorgt gewesen sein; jedoch geschah es, wie oben schon bemerkt wurde, dennoch nicht selten, daß er, wenn er sich allein glaubte, vor das Bildniß seiner verstorbenen Gemahlin trat, wo sich dann Worte tiefen Wehes seiner Brust entrangen. Ueber dem Eifern wegen der Herrschsucht und der Selbstliebe der Kurfürstin wird nicht selten Dasjenige vergessen, was sie Gemeinnütziges gepflegt und gefördert hat und wovon wir weiter oben Seite 630 Einiges angeführt haben, so unter Anderm die von ihr herrührende Anlage der heutigen Hauptverkehrsstraße Berlins „Unter den Linden". Das herrschsüchtige Wesen Dorothea's mochte sich bisweilen auch dem Kurfürsten gegenüber in unliebsamer Weise geltend zu machen suchen.

Die Linden.

Man erzählt, daß Friedrich Wilhelm dieser seiner zweiten Gemahlin einmal seinen Feldherrnhut vor die Füße geworfen und ihr gesagt habe, wenn sie denn doch Alles regieren wolle, so solle sie die Haube vom Kopfe nehmen und diesen Hut aufsetzen!

Dieser Ehe entsprossen sieben Kinder; vier Söhne und zwei Töchter überlebten den Kurfürsten. Daß die Kurfürstin Dorothea diese Kinder vor denen der ersten Ehe in auffallender Weise bevorzugte, kann nicht geleugnet werden. Anders steht es mit den Nachreden von Vergiftungsversuchen, die von der Kurfürstin gegen den Kurprinzen Friedrich und andere Glieder des kurfürstlichen Hauses unternommen worden seien. Sie zeigen nur, wie viel Uebles das Volk der unfreundlichen Frau zutraute. Erzählt wird darüber Folgendes: „Der Kurprinz Friedrich fiel eines Tags bei einem Mittagsmahle, zu dem Dorothea ihn eingeladen hatte, plötzlich in eine gefährliche Krankheit und mußte hinweggetragen werden. Wenige Tage darauf starb seine erste Gemahlin, Elisabeth Henriette von Hessen, eines plötzlichen Todes. Später wurde dem Prinzen Ludwig in der Wohnung der Stiefmutter bei Gelegenheit eines Balles von einer nahen Verwandten Dorothea's eine besonders schöne Orange dargereicht. Ludwig aß sie, klagte bald über die heftigsten Schmerzen und starb am folgenden Morgen. — Dorothea that nichts, dem im Volke vielfach gegen sie gehegten Verdachte zu begegnen, vielleicht weil sie im Gefühle ihrer Unschuld ein solches Verfahren unter ihrer Würde hielt."

Digitized by Google

Welche Macht sie über den alternden Kurfürsten gewann, geht daraus hervor, daß es ihr gelang, ihn mehr und mehr dem vornehmsten Wunsche ihres Lebens geneigt zu machen, der darauf hinausging, die seit Albrecht geltenden Hausgesetze, nach welchen dem ältesten Sohne die gesammten Länder und Besitzthümer des Kurhauses ungetheilt anheimfielen, umzustoßen und zu Gunsten ihrer eigenen Kinder die Feststellung eines neuen Testaments zu Stande zu bringen. —

Dorothea

Neuer Entwurf zu einem Testament. Der Kurprinz Friedrich gerieth eines Tages in heftigen Wortwechsel mit der Stiefmutter, und auch das wußte Dorothea sehr wohl zu ihren Gunsten auszubeuten, so daß bald darauf ein völliges Zerwürfniß Friedrich's mit seinem Vater eintrat, wonach es der Kurfürstin gelang, den von Krankheit gebeugten Gemahl zur Unterzeichnung des bereits entworfenen neuen Testaments zu bewegen, das sie sogleich nach Wien sandte, wo es in der Reichskanzlei niedergelegt ward. Man kann Das, was Dorothea that, der Mutter vergeben, nie aber der Fürstin, die verpflichtet war, dem Wohle des Ganzen ihre besonderen Wünsche zum Opfer zu bringen. Nicht der Kurfürst allein seufzte in seinen alten Tagen nach dem guten Rath und Thun der selbstlosen Luise, sondern auch das Volk Brandenburgs. — Wie es kam, daß die Kurfürstin ihr mit eben so viel Beharrlichkeit wie Schlauheit verfolgtes Ziel dennoch nicht erreichte, wird bei der Vorführung des Regierungsantritts Friedrich's dargelegt werden.

Digitized by Google

Letzte Lebenstage und Heimgang des Großen Kurfürsten.

Wir stehen am Lebensabschluß eines Fürsten, dem die Zeitgenossen sowie die Nachwelt den Ehrennamen eines „Großen“ beigelegt hat. — Es ist in der That bewundernswerth, wie Friedrich Wilhelm zwischen Polen und Schweden im Osten und Norden, zwischen Frankreich, Holland, England und dem Kaiser im Westen und Süden durch alle Künste einer kaltblütigen, Alles überschauenden Staatskunst sich eine unabhängige Stellung erobert und in allen großen Fragen der Zeit mitwirkend und nicht selten bestimmend eingegriffen; wie er alle Bestrebungen der Großmächte, ihn ins Schlepptau zu nehmen, vereitelt und ohne Einem dienstbar zu sein, sich überall auf eigene Füße gestellt hat. In allen diplomatischen Korrespondenzen jener Tage wird diese Meisterschaft des „alten wetterfesten Steuermannes bewundert und beneidet.“ Die volle Bedeutung dieses großen Herrschers für unser deutsches Vaterland zu erkennen, ist erst in den nach ihm folgenden Jahrhunderten möglich geworden. Dem nationalen Gedanken stand die Selbstsucht der deutschen kleinen und großen Potentaten entgegen; die Umstände, welche wir bereits dargelegt, zwangen die Fürsten des hohenzollerschen Hauses, jenen Gedanken seit dem sechzehnten Jahrhundert nur entschiedener festzuhalten, je mehr es sich herausstellte, daß die Großmachtspolitik der österreichischen Kaiser sich nur zu oft als unvereinbar mit den deutschen Interessen erwies, daß die Zukunft des deutschen Volkes nicht mehr bei Kaiser und Reich, sondern bei einzelnen Landesfürsten lag. Es haben dieselben in der That ihre brandenburgischen Interessen meist mit Dem, was Deutschland frommte, zu vereinigen gewußt. — Daß die Hohenzollern seit dem Großen Kurfürsten auf das deutsche Kaiserthum losgesteuert seien, kann so schlechthin nicht behauptet werden. In Brandenburg, in Sachsen, in Bayern sehen wir nur den römischen Staatsgedanken wieder belebter hervortreten; die sogenannte „Staatsraison“ findet in der Zeit des aufgeklärten Absolutismus namentlich in Preußen eine Heimstätte, und es wird dadurch erst der Rechtsstaat fundamentirt. Der Urheber und erste machtvolle Repräsentant des aufgeklärten Selbstherrscherthums in Preußen ist Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

In die letzte Lebenszeit desselben fällt der Höhepunkt von Ludwig's XIV. Glanzperiode sowie die fortdauernde Bedrohung von Oesterreich durch die Türken, welche im Jahre 1683 bis Wien vorgedrungen waren.

Wie schon erzählt ward, hatte die Besiegung der Türken bei Wien durch König Sobiesti von Polen die Gefahr, von welcher Oesterreich von Seiten des Sultans Mohammed IV. bedroht war, nur vorübergehend beseitigt. Drei Jahre später hatten die Türken wiederum den Kaiser in große Sorgen versetzt, und auf sein dringendes Verlangen sandte der Kurfürst ihm eine Streitmacht von 6700 Mann zu Hülfe, die an dem Kampfe gegen die Osmanen Theil nehmen sollte. Zum Oberbefehlshaber über dieselbe war der General von Schöning ernannt worden.

Die Hülfstruppen, die nach Oesterreich marschiren sollten, sammelten sich in einem Lager bei Krossen. Die Infanterie war in Blau, die Artillerie in Braun gekleidet, die Dragoner trugen lederne Collets, die höheren Offiziere hatten silbergarnirtes Zaumzeug. Die Unteroffiziere und Pikeniere erschienen mit Pistolen, die Dragoner mit Dolchen in den Gürteln. Die ganze Ausrüstung war reich und geschmackvoll.

Die sechs Leibstandarten und Fahnen der Leibgarde zeigten verschiedene Sinnbilder, die sich auf das bevorstehende Unternehmen bezogen; die erste einen feuerspeienden Berg mit der Umschrift: innata virtute (durch innewohnende Kraft); die zweite einen Adler, der ein Kreuz und ein Schwert in den Klauen hält, mit der Aufschrift: Christo duce prospera bella (unter Christi Führung gedeiht der Krieg); die dritte das Kurscepter mit von ihm ausgehenden Blitzstrahlen und der Sinnschrift: hostes terret sed fulcit amicos (er schreckt die Feinde und stützt die Freunde); die vierte einen halben Mond, mit der Schrift:

Digitized by Google

minuent tibi nubila lumen (die Wolken werden dein Licht mindern); die fünfte eine Fackel, welche den türkischen Bund anzündet, mit den Worten: non est jucundior ignis (es giebt kein schöneres Feuer); die sechste eine Hand, welche um den Säbel einen Zirkel zieht, mit der Inschrift: Justissimus arma secundet (der Allgerechte segne die Waffen).

Ueber diese Truppen hielt Friedrich Wilhelm in der Nähe der ebengenannten Stadt Heerschau. Darauf fand eine Bewirthung der Offiziere und Soldaten im Lager statt, während die Stabsoffiziere an der kurfürstlichen Tafel speisten.

Des Großen Kurfürsten letzte Heerschau.

Nach aufgehobener Tafel richtete der Kurfürst an die Offiziere folgende eindringliche Worte: „Ich habe euch ausgewählt, um euch den unter Gottes Beistand erworbenen Ruhm unserer Waffen zum Dienste des Kaisers gegen den Erbfeind anzuvertrauen. Der Kaiser wußte, daß diese Waffen ohne eitlen Ruhm einen guten Namen und Ruf in der Welt haben. Daher trage ich auch das Vertrauen zu euch, daß ihr nichts thun werdet, was diese beflecken könnte, zumal ich eurer Tapferkeit versichert sein darf und von so vielen schönen und herrlichen Thaten selbst Zeuge war. Wenn ich diesmal auch nicht persönlich bei euch sein werde, so wird doch mein Geist und die Sorge für euch überall euch begleiten."

Des Kurfürsten Hoffnung ward erfüllt, namentlich ernteten die Brandenburger bei der Belagerung von Ofen außerordentlichen Ruhm. Einer Schar von 1000—1500 türkischen Reitern war es gelungen, sich durch zehn kaiserliche Schwadronen durchzuschlagen; da stürmten, geführt von dem tapfern Schöning, vier brandenburgische Escadrons auf sie ein — nicht ein Mann der feindlichen Schar kam mit dem Leben davon. Die Brandenburger waren

Digitized by Google

es auch, die, so oft die Türken einen Ausfall machten, sich ihnen jederzeit am kräftigsten und erfolgreichsten entgegen warfen; sie waren es, denen bei der Eroberung von Ofen der größte Ruhmesantheil zugesprochen ward. Der verzweifelte Widerstand der Türken währte noch in den Straßen der Stadt fort, so daß es nicht an Greuelscenen fehlte, durch die Erbitterung der eindringenden Truppen des deutschen Heeres hervorgerufen.

Um so erfreulicher ist daher zu lesen, was wir in den Aufzeichnungen des Majors von Bismarck, der an dem Kampfe Theil nahm, über die Haltung der Brandenburger finden. Er schreibt unter Anderm: „Es wurde Alles niedergehauen, gestochen oder geschossen. Es gab Flecke, wo mir das Blut bis an die Knöchel ging, und habe ich mein Lebetag solche Haufen von Leichen nicht gesehen. Alles mußte über die Klinge springen .. Ich lobe unsere Brandenburger, sie waren die Einzigen, so noch auf ihre Offiziere hörten; wir hinderten sie nicht, die Beute zu machen, die ihnen rechtmäßig zukam, aber wir hinderten sie, den alten Ruhm kurbrandenburgischer Waffen durch Greuel zu beflecken. Am schlimmsten hausten die Völker aus dem Reich. Beim Sturm waren sie die letzten gewesen, bei der Schändung und Ermordung der Weiber die ersten. Wahrlich, so ein brandenburgischer Musketier kam mir an jenem Tage viel edler und vornehmer vor, als mancher Leutnant aus dem Reich."

Generalleutnant von Schöning, Befehlshaber der Brandenburger bei Ofen.

Selbst den Türken nöthigte die Tapferkeit der Brandenburger Achtung ab, und lange ward unter ihnen noch erzählt von den kühnen „brandenburgischen Feuermännern". — „Er steht wie ein Brandenburger!" ist ein türkisches Sprüchwort geworden.

Der Kaiser richtete an den Kurfürsten ein Dank- und Glückwunschschreiben, worin er sich unter Anderm äußert: „daß nicht allein Dero Generalleutnant von Schöning, seinen sonderbaren Valor und dapffre Conduite rühmlichst erwiesen, sondern auch die übrigen ihm untergebenen Offiziere und gemeinen Soldaten das Ihrige also freudig und unerschrocken praestiret, daß Euer Liebden unsterblicher Nachruhm dadurch nicht wenig ausgebreitet." Dennoch verweigerte er den heimkehrenden Brandenburgern Winterquartiere in Schlesien!

Seinem bisherigen Leben entsprechend, waren die letzten Tage und der Tod des unvergeßlichen Fürsten. Die üblen Nachwirkungen der Beschwerden, die er auf seinen Feldzügen zu ertragen gehabt hatte, machten sich bei seinem zunehmenden Alter immer fühlbarer. Seine Kräfte schwanden wol, nicht aber der Eifer, für seines Volkes Wohl thätig zu sein. Als in der Geheimerathssitzung am 6. April 1688 zu Potsdam gegen ihn die Aeußerung gethan ward, man hoffe zuversichtlich, daß die nahe bessere Jahreszeit ihm Linderung seines Uebels bringen werde, entgegnete er: Er fühle sehr wohl, daß ihm diesmal nichts zu statten kommen werde; der 27. oder 28. April würde sein Sterbetag sein.

Am 25. April (es war am Charfreitag) nahm er mit den Seinigen das Abendmahl. Nach demselben führte er ein ernstes Gespräch über den Text der gehörten Predigt und that unter Anderm die Aeußerung, er erkenne es als des Menschen höchste Pflicht, zu wirken, so lange es Tag sei, ehe die Nacht komme, da Niemand mehr wirken könne. Die zweite Nacht darauf brachte er zum größten Theil schlaflos zu. Am Morgen um 7 Uhr ließ er

Digitized by Google

sich ankleiden und auf einem Sessel sich in den Rathssaal tragen, wohin der Kurprinz Friedrich und die Geheimen Räthe von ihm beschieden worden waren.

Zuerst wandte er sich dem Kurprinzen zu, dann nach kurzem Schweigen an die Geheimen Räthe, dankte ihnen für die ihm erwiesene Treue und forderte sie auf, in gleicher Treue seinem Sohne und Nachfolger zu dienen. Er fügte hinzu: „Herzlich hätte ich gewünscht, meinen armen Unterthanen noch vor meinem Ende einige Erleichterung zu schaffen; daß ich aber dazu nicht gelangen konnte, ist den bisherigen trübseligen Zeiten und anhaltenden Unruhen, wie ihr selbst am besten wisset, zuzuschreiben." — Alle Anwesenden waren bis zu Thränen gerührt. Der Kurprinz gelobte, des Hauses Ruhm zu wahren; Thränen erstickten seine Stimme. Der greise Marschall von Schomburg nahm für die anwesenden Geheimen Räthe das Wort, aber auch er, der sonst so feste Mann, war so tief bewegt, daß er kaum die Versicherung der unwandelbaren Treue gegen das kurfürstliche Haus auszusprechen vermochte. Alle nahmen darauf unter Schluchzen und Thränen Abschied von dem geliebten Herrn.

Graf Otto von Schwerin, Minister und Vertrauter des Großen Kurfürsten. Zeichnung von L. Burger.

Obgleich sehr entkräftet, hatte er vorher mit hörbarer Stimme zunächst den Kurprinzen angeredet: „Ich halte gänzlich dafür", sprach er, „daß dieses wol der letzte Rathstag sein werde, den ich halte, denn die Schwachheiten meines Leibes nehmen überhand, und die Sanduhr meines Lebens wird bald ausgelaufen sein. Durch Gottes Gnade habe ich eine sehr lange und glückliche, aber auch mühevolle, von Unruhen und Kriegen begleitete Regierung geführt. Mein Bestreben war, mein kurfürstliches Haus in Ruf, Flor und Ansehen zu bringen; welche Beschwerden, welche Sorgen mir dies gemacht, welche Trübsal dadurch verursacht, ist bekannt genug. Durch Kriege verwüstet, fand ich die Länder nach meines Vaters Tode im armseligsten Zustande; durch Gottes Hülfe hinterlasse ich das Land in einem weit blühenderen Wohlstande, im Frieden, von Feinden gefürchtet, von Freunden geliebt und geehrt. Ich zweifle nicht, daß auch du, mein Sohn, mein Nachfolger, in denselben Maximen fortfahren wirst, es zu beherrschen; vor allen Dingen Gott vor Augen zu haben! Vergiß nicht, die bei einer solchen Verwaltung nöthige Vorsicht nie aus den Augen zu lassen; mit den Waffen in der Hand sei jederzeit bereit, aber nur um des Landes Sicherheit und das erlangte Ansehen deines Hauses zu bewahren. Indem du dich der Hülfe treuer Räthe bedienst — nicht auf Die hörst, welche ungerechte Rathschläge geben — wirst du deinen Unterthanen beweisen, daß du sie liebst. Mit allem Fleiße sei darauf bedacht, den Ruhm, welchen ich dir als ein Erbtheil hinterlasse, zu bewahren und zu vermehren. Einige Regeln, wie du deine Staaten regieren sollst, habe ich schriftlich abgefaßt und übergebe sie dir hiermit; ich hoffe, durch sie wirst du auf eine nützliche und gute Art davon unterrichtet werden." — Des unter der Einwirkung Dorothea's aufgesetzten Testaments gedachte der Kurfürst nicht, er wies vielmehr den Kurprinzen auf dasjenige Vermächtniß, das von ihm früher eigenhändig niedergeschrieben worden war.

Nun verlangte der Kurfürst die Vorlegung einiger dringlichen Sachen, betheiligte sich an der Verhandlung über dieselben mit Ruhe und Klarheit und ließ sich erst, als dieselben

Digitized by Google

ihre Erledigung gefunden hatten, auf sein Zimmer zurücktragen. Dann ertheilte er in einer geheimen Unterredung dem Kurprinzen, der ihm gefolgt war, noch mancherlei Rathschläge. Am Nachmittage gab er den Dienern, die bisher in der Krankheit bei ihm die Aufwartung gehabt hatten, reichliche Geschenke. Zu seiner Gemahlin, die weinend an seinem Lager saß, sagte er: „Wie nun, liebste Gemahlin! ich bitte, fasset Euch ein wenig! es muß doch einmal geschieden sein und Eins dem Andern vorangehen. Für mich habe ich genug gelebt und von meinem Gott unzählige Wohlthaten empfangen. Wäre es denn nicht billig, daß ich Demjenigen die Seele wiedergebe, von dem ich sie erhalten? Ich bin bereit, dies sterbliche Leben nach meines Gottes Willen zu beschließen, zurück werde ich nicht kommen, aber seid versichert, daß wir uns dermaleinst in der frohen Ewigkeit gewiß wiederum vereinigen werden."

Er ertheilte nun den Seinigen, die an seinem Lager niedergekniet waren, den Segen, ermahnte sie, in der Erkenntniß der Wahrheit und des Evangeliums treu zu beharren, und bekräftigte ein Gebet, das der Hofprediger hier anschloß, mit einem lauten Amen. Dann sagte er zum Kurprinzen: Ich habe noch andere, aus Nächstenliebe aufgenommene Kinder, die mir aber so theuer sind, als wären sie meine eigenen; ich meine die um ihres Glaubens willen aus Frankreich Vertriebenen, welchen ich in meinen Staaten eine gesicherte Aufnahme gewährt habe; verlaßt sie nicht!" — Nun wollten die Seinigen ihn küssen, doch ließ er dies erst geschehen, nachdem ihm von seinem Angesichte der Todesschweiß abgetrocknet worden war. Die Schmerzen der Krankheit steigerten sich fortwährend; er ertrug sie mit wahrhaftem Christenmuthe. „Auch nicht die geringste Ungeduld zeigte der Kurfürst in seiner Krankheit", berichtete Schwerin, „er bewies dagegen eine seltene Langmuth und Ergebung.

Hellen Angesichts empfing er am Morgen den zu ihm eintretenden Hofprediger mit den Worten David's: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!" Nun könne er, fügte er nach einer Pause hinzu, auf den Grund seines Glaubens bauen — er habe dessen Wirkungen empfunden!

Eine Ohnmacht kam über ihn. Als er erwachte, verlangte er seine Gemahlin, seine Kinder und seine Enkel noch einmal zu sehen. Nachdem er sie zum zweiten Male gesegnet hatte, sank er in einen kurzen Schlaf. Als er die Augen wieder aufschlug, antwortete er auf die Frage, ob er sich erquickt fühle: „Christus ist mein, und ich bin sein!"

Der Augenblick seines Scheidens war gekommen. Es war gegen 9 Uhr Morgens am 29. April 1688, im neunundsechzigsten Jahre seines Lebens, im neunundvierzigsten seiner glorreichen Regierung. Er faltete seine Hände, sprach vernehmlich die Worte: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt", wandte sein Haupt zur Seite und verschied sanft.

Er hatte angeordnet, im alten Dom neben seiner ersten Gemahlin Luise beigesetzt zu werden. Von seinem Nachfolger Friedrich III. wurden die umfassendsten Anordnungen zu einem würdigen Leichenbegängniß getroffen. Während der Ausführungen ruhte der einbalsamirte Körper des Verstorbenen, der in feierlichem Zuge von Potsdam nach Berlin gebracht worden war, in einem mit schwarzem Sammet überzogenen Sarge in der Schloßkapelle. Rings um den Sarg standen silberne Armleuchter mit brennenden Kerzen, darüber wölbte sich ein Baldachin; Offiziere, hohe Beamte und Kammerjunker hielten abwechselnd Tag und Nacht Leichenwacht. Erst am 22. September fand die Beisetzung statt, nachdem Tags zuvor der Verstorbene in einen metallenen Sarg gelegt worden war. Acht mit schwarzem Sammet behangene Pferde, von hohen Offizieren am Zügel geführt, zogen den Leichenwagen. Den Baldachin trugen zwölf Landräthe, die Zipfel des Leichentuches vier Grafen. Nachdem der Sarg vor dem Altar aufgestellt worden war, hielt der Hofprediger Stoschius die Leichenpredigt. Den danach unter Absingen eines geistlichen Liedes stattfindenden feierlichen Akt der Beisetzung verkündete der Bevölkerung der dreimal erfolgende Donner aus hundert Kanonen und aus den Gewehren sämmtlicher Regimenter.

Digitized by Google

Leichenbegängniß des Großen Kurfürsten. Nach H. Lüders.

Nachwort.

Durch Friedrich Wilhelm's großartiges Schalten und Walten wurden die Blicke seiner Zeitgenossen zuerst auf den von ihm hochgehobenen Staat gelenkt. Durch die Tüchtigkeit seiner Armee und die straffe Organisation seines Staates wußte er diesem das Ansehen zu verleihen, das ihm der Umfang seiner Lande nicht verschaffen konnte. Dadurch wurde die protestantische Vormacht freilich zu einer Bedrohung der Stellung Oesterreichs, welches glaubte, schon im Interesse der eigenen Zukunft an der Geltung als maßgebender Reichsvorstand festhalten zu müssen und die höchste Würde, die des Reichsoberhauptes, in der Familie der Habsburger auch für die Folgezeit vererben zu lassen, trotz aller damit verbundenen Opfer und Beunruhigungen. — Der von seinen Nachfolgern weiterhin gekräftigte und gefestigte norddeutsche Staat galt seitdem allerorten als eine Zufluchtsstätte, als ein Bollwerk der Duldsamkeit und des Protestantismus. Kein Denkender kann über die Bedeutung dieser feststehenden Thatsache im Zweifel sein. Mit der religiösen Freiheit wächst oder sinkt jede andere Freiheit im Volke; ihr Bestehen sichert die Entfaltung aller anderen geistigen Kräfte und die damit zusammenhängende Erringung äußerer Güter und äußeren Ansehens. Wol mag es ja vorkommen, daß die Verkümmerung oder Unterdrückung der religiösen Freiheit eine Zeit lang durch Förderung und infolge des Gedeihens der materiellen Interessen erträglich erscheint — aber doch nur ganz kurze Zeit, wie das Beispiel der Engländer zur Zeit des Todes des Großen Kurfürsten darthut. Ueberwuchert aber die Fürsorge für die materielle Wohlfahrt die Pflege der geistigen Güter, so ist damit immer der Niedergang desjenigen Volkes verbunden, das sich die Freiheit des Geistes und des Gewissens hat entwinden lassen. Dem Verluste der Freiheit folgt unabwendbar der innere Verfall — die Weltgeschichte zeigt uns erschütternde Beispiele — sowie schließlich der völlige Sturz.

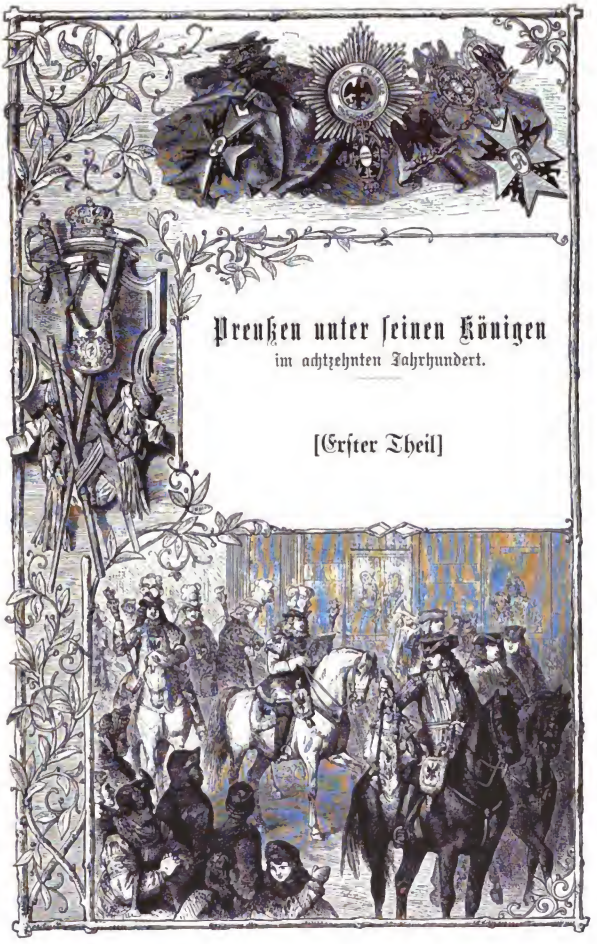
Digitized by Google

Dem unbefangenen Fürſten verdankt es die proteſtantiſche Welt, daß für die reformirte Kirche neben der lutheriſchen und katholiſchen durch den Weſtfäliſchen Frieden die Gleichberechtigung ausgeſprochen wurde. Aber mehr noch. Wie die katholiſche Kirche es mit Zuſicherung der Glaubensfreiheit für andere chriſtliche Kirchen in Wirklichkeit hielt, zeigt die Geſchichte leider an zu vielen Orten. Der Weſtfäliſche Friede ward von den Feinden der evangeliſchen Freiheit nur als ein Waffenſtillſtand angeſehen, den die erſchöpfte katholiſche Vormacht mit dem verſchwiegen gehaltenen Vorbehalt eingegangen war, den heimlichen und offenen Kampf je nach Zeit und Gelegenheit fortzuſetzen, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Darf es denn vergeſſen werden, daß der Weſtfäliſche Friede vom päpſtlichen Stuhle nicht anerkannt wurde? Rom hatte ſein Verlangen, die ganze chriſtliche Welt zu beherrſchen, keineswegs aufgegeben, und in Deutſchland war das habsburgiſche Kaiſergeſchlecht ſein erklärter Bannerträger geworden. Wahrlich, übel wäre es um die deutſchen Proteſtanten beſtellt geweſen, wenn ſie nicht in Friedrich Wilhelm einen unausgeſetzt wachſamen Schützer und Vorkämpfer ihrer Sache gehabt hätten. Wie um den Kaiſer die deutſchen Katholiken, ſo ſcharten ſich um ihn die deutſchen Proteſtanten, ſofern ſie nicht in ein papiernes Papſtthum ſich hinein geeifert hatten — dem, hätte nicht die reformirte Kirche für die gemeinſamen Errungenſchaften der Reformation unermüdlich fortgekämpft, von dem leibhaftigen Papſtthum wol ein ſchnelles Ende bereitet worden wäre! —

Evangeliſcher Geiſt und evangeliſches Leben, deren Hauptkennzeichen Duldung gegen Andersglaubende iſt, war für den Staat des Großen Kurfürſten der Lebensodem, der die bisher loſe zuſammenhängenden Theile deſſelben durchzog und ſie zu innerer Einheit verband. Der Inhalt des Satzes: „Ich werde meine Regierung ſo führen, daß man weiß, ſie ſei nicht meine Privatangelegenheit, ſondern die Sache meines Volkes“, den Friedrich Wilhelm ſeinen Söhnen in die Feder diktirte, bekundet die wahrhaft evangeliſche Auffaſſung, die er von dem Fürſtenamte hatte. Und wie er vom erſten bis zum letzten Tage ſeines Lebens in dieſem Geiſte zu wirken ſtrebte — dies leuchtet aus ſeinen Worten und Thaten hervor. Er war es, der dem brandenburg-preußiſchen Staate den granitenen Unterbau gab, auf dem unter ſeinem Nachfolger der preußiſche Königsſtaat und in neueſter Zeit der deutſche Kaiſerſtaat ſich aufbaute. — So lange die deutſche Nation beſteht, ſo lange wird auch der Name dieſes Fürſten fortleben, und ſein Ruhmesglanz um ſo heller ſtrahlen, je mehr erkannt werden wird, daß er einer der Helden war, die dem erhabenen Beruf nachgekommen ſind, ihre Zeitgenoſſen ſowol als auch die folgenden Geſchlechter aus der Nacht dem Lichte zuzuführen.

„Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.“

Digitized by Google



Preußen unter seinen Königen

im achtzehnten Jahrhundert.

[Erster Theil]

Digitized by Google

Regierungszeit des
Kurfürsten Friedrich III. bis zur Erwerbung der Königskrone.

Jugendzeit.

Der Leser hat aus der Jugendzeit Friedrich's bereits im vorhergehenden Bande Mittheilungen empfangen, hier möge eine Vervollständigung derselben erfolgen.

Friedrich, der bei seiner Geburt von schwächlichem Körperbau war, hatte in frühen Jahren das Unglück, daß seine Amme ihn fallen ließ. Infolge dessen bildete sich eine Krümmung des Rückgrates aus. Obgleich nicht ohne Regungen von Heftigkeit, war und blieb doch Gutmüthigkeit der Hauptzug seines Charakters. Die Mutter fühlte sich daher auch besonders zu ihm hingezogen, wogegen der Vater dem feurigen Karl Emil mehr zugethan gewesen zu sein scheint. — Wie ebenfalls schon erwähnt wurde, führte die Oberaufsicht über die Erziehung der Prinzen der tüchtige Minister Otto von Schwerin.

In seinem fünften Jahre erhielt Prinz Friedrich in Eberhard von Dankelmann, einem sehr begabten, kräftigen und kenntnißreichen Manne, seinen Fachlehrer. Daß dieser es sich angelegen sein ließ, den Prinzen schon früh mit allem Ernste an anstrengende Thätigkeit zu gewöhnen, ward ihm von Hofleuten übel gedentet. Dies zeigt ein Brief der Kurfürstin Luise an Schwerin, in welchem es heißt: „Ich muß Ihnen mittheilen, daß es Personen giebt, welche mir sagen, daß Herr Dankelmann Fritzchen während des Unterrichts sehr anfährt. Ich gestehe, daß dies mir sehr zuwider ist, denn Fritzchen ist ein Kind von gutem Naturell und sehr furchtsam, dies könnte seiner Gesundheit und seinem Geiste schaden. Ich bitte, dies nicht zu dulden und ihm zu sagen, daß es mir nicht angenehm sei. Ich glaube, daß seine Absicht gut ist, und daß er wünscht, er möchte viel lernen; allein er weiß genug für sein Alter, und ich halte dafür: die beste Methode, Kinder zu erziehen, ist Sanftmuth."

Schwerin wie der Kurfürst mochten die besorgte Mutter indeß wol bald davon überzeugt haben, daß Dankelmann's Art und Weise, mit dem Prinzen umzugehen, die rechte sei, denn er ward unter Anerkennung seines tüchtigen Wirkens bald darauf zum Titularrathe ernannt.

Digitized by Google

Neben der Gutmüthigkeit tritt ein anderer Zug schon frühe in dem Charakter Friedrich's auf, der ebenfalls bis zu seinem Tode hervorstechend blieb: Neigung zu äußerem Glanz, zu Schaugepränge. Friedrich war noch nicht zehn Jahre alt, als ihn schon die Lust anwandelte, einen Orden zu stiften. Er befand sich damals mit Schwerin auf dem Schlosse zu Alt-Landsberg. Nachdem eine Anzahl von Ordenszeichen nach einer von ihm entworfenen Zeichnung angefertigt worden waren und er sich mit den Gebräuchen der Aufnahme in dem Ordenshause der Johanniterritter in Sonnenburg vertraut gemacht hatte, ging die Stiftung des Ordens, von ihm „de la générosité“ genannt, in der Kirche zu Alt-Landsberg wirklich vor sich.

Während feierliche Orgelklänge die Hallen des Gotteshauses erfüllten, ließ er sich auf einem mit rothem Sammt überzogenen Kirchenstuhl nieder; der Marschall mit dem Schwerte stellte sich ihm zur Rechten, der Großkomthur, das Ordenskreuz auf sammtnem Kissen in Händen haltend, zur Linken auf, worauf er einer Zahl von angesehenen Hofleuten den Ritterschlag ertheilte. Der Kurfürst hatte ihn gewähren lassen, weil er die Sache als Das nahm, was sie war: eine kindliche Spielerei. Als aber Thorheit und Eitelkeit weiterhin eine große Zahl von Leuten dazu bewog, sich bei dem Prinzen eifrigst um den neuen Orden zu bewerben, sah sich Friedrich Wilhelm genöthigt, eine Beschränkung in Hinsicht auf die Verleihung desselben eintreten zu lassen.

Um den englischen Hosenbandorden, den der Große Kurfürst empfangen hatte, soll Friedrich den Vater fast beneidet haben. In seinem siebzehnten Lebensjahre sprach er das dringende Verlangen aus, diesen Orden zu erhalten, und der preußische Gesandte in London verfehlte nicht, dies dem Könige von England mitzutheilen. Doch der nächste Ritter des Hosenbandordens, der nur in einer bestimmten Zahl verliehen wird, war bereits gewählt, weshalb Karl II. dem geäußerten Wunsche für jetzt nicht nachkommen konnte, was er um so mehr bedauerte, da Friedrich nach dem Tode des Prinzen Karl Emil der Erbe des brandenburgischen Kurhutes geworden war. (Friedrich erhielt den Orden später.)

Doppelspiel Oesterreichs. Auch der traurigen Zerwürfnisse, in die Friedrich mit seiner Stiefmutter Dorothea und durch dieselbe auch mit dem Vater gerieth, wurde schon gedacht. Den Hauptanlaß dazu bot eben der Umstand, daß der Kurfürst jenes ihm von seiner zweiten Gemahlin abgeschmeichelte Testament unterzeichnet hatte, und daß dieses von derselben nach Wien gesandt worden war.

Kaum hatte Friedrich von diesem letzteren Schritte seiner Stiefmutter Kunde erhalten, so begann er im Geheimen sich mit Personen aus der nächsten Umgebung des Kaisers in Beziehung zu setzen. Zuvörderst ließ er den Kaiser aufs Angelegentlichste bitten, dem ihn benachtheiligenden Testamente die Bestätigung zu versagen. Diesem Wunsche sofort zu willfahren, wäre jedoch dem österreichischen Interesse keineswegs zweckdienlich gewesen. Noch befand sich Friedrich Wilhelm im Besitze der Macht, und man bedurfte seines Beistandes gegen die Türken.

So entstand am Wiener Hofe die Frage, was nach Lage der Sache zu thun sei, um den größtmöglichen Vortheil aus den Berliner Zerwürfnissen zu ziehen. Der Kurfürst hatte sich bis dahin jederzeit bereit erklärt, Oesterreich gegen die Türken zu unterstützen, wenn der Wiener Hof ihm die schlesischen Fürstenthümer herausgäbe. Das war der Kaiser jedoch nicht zu thun gewillt. Demgemäß kam man in der Hofburg auf den Ausweg, nicht jene Fürstenthümer, sondern einen dem brandenburgischen Staate angrenzenden Streifen Landes, z. B. den schwiebusser Kreis, als Gegenleistung anzubieten, und sobald die Hülfstruppen angelangt seien, das Angebotene auch wirklich abzutreten, zugleich aber sich von dem Kurprinzen, als Gegendienst für die Nichtanerkennung des ihn benachtheiligenden Testaments, die schriftliche Zusicherung behändigen zu lassen, besagtes Stück Land nach dem Ableben des Vaters wieder an Oesterreich zurückzugeben, womit dann die Streitfrage wegen der schlesischen Fürstenthümer für immer von der Tagesordnung entfernt worden wäre.

In diesem Sinne verhandelte nun der kaiserliche Hof zu gleicher Zeit mit dem Kurfürsten und — hinter dem Rücken desselben — mit dem Kurprinzen. Friedrich Wilhelm

Digitized by Google

ging darauf ein, dem Rechte auf die schlesischen Fürstenthümer gegen Ueberlassung des schwiebusser Kreises zu entsagen, und der Kurprinz verpflichtete sich schriftlich, diesen Landstrich, sobald er zur Herrschaft kommen werde, wieder an Oesterreich abzutreten.

Der Kurfürst, der von der heillosen Täuschung, welche der Wiener Hof gegen ihn auszuüben die Absicht hatte, nichts ahnte, stellte nun, seiner Zusage gemäß, 8000 Mann für den Krieg gegen die Türken. Diese Hülfsschar war es gewesen, über die er bei Krossen seine letzte Heerschau gehalten hatte.

Derfflinger auf Rügen. Nach H. Lüders.

Derfflinger's letzte Lebensjahre. Der alte Kriegsmann, welcher noch die ersten Regierungsjahre des Kurfürsten Friedrich III. erlebte, war schon vor längerer Zeit von Friedrich Wilhelm zum General-Feldmarschall, im Jahre 1678 zum Statthalter von Pommern und Kammin ernannt worden.

In seinem zweiundsiebzigsten Lebensjahre reichte er ein Gesuch ein, in welchem er den Kurfürsten um seinen Abschied bat, wobei er aussprach, „daß ihn, nachdem der liebe Gott ihn zu dem höchsten Alter habe kommen lassen, welches täglich mehr und mehr Schwachheiten mit sich führe, nach nichts so sehr als nach Ruhe verlange, damit er in der noch

rückständigen wenigen Lebenszeit seinem Gott dienen und sich zu einem seligen Tode desto vergnüglicher vorbereiten könne."

Friedrich Wilhelm mochte den tapferen Haudegen noch nicht aus der Armee scheiden sehen. „Wir geben Euch", heißt es in seinem Bescheide, „aber selbsten vernünftig zu ermessen, wenn Ihr jetzo, da der Krieg eifriger als vorher zur Erlangung eines heilsamen Friedens fortgesetzt werden muß, quittiren solltet, ob Ihr nicht Eure so wohl erworbene Ehre beflecken und Euch bei aller Welt eine blâme zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alter verliehen, es ist wahr, aber er hat Euch auch dabei eine gesunde Leibes-Konstitution gegeben, kraft welcher Ihr, besser als mancher junge Mann, den Kriegsfatiguen gewachsen seid. Wir dagegen sind nebst einem auch ziemlich hohen Alter vielen beschwerlichen Krankheiten unterworfen und hätten tausendmal mehr Ursache, Uns nach Ruhe zu sehnen, dennoch sind Wir entschlossen, auch den Rest unserer Kräfte daran zu setzen und Unsere eigene Person nicht eher der schweren Kriegslast zu entziehen, bis solcher vorgesetzte Zweck erlangt sein wird. Bei solcher Bewandtniß nun, und da Wir Euch kennen, Ihr auch bereits bei Uns viel Saures und Süßes gekostet habt, so ist es besser, daß Ihr auch bei Uns bis ans Ende ausharret, und nachdem Ihr den Samen säen helfen, auch der Frucht genießet."

Schon aus dem Angeführten ergiebt sich, wie schmerzlich es den Kurfürsten berührte, daß der Kriegsmann, dem am meisten zu vertrauen er die gegründetste Ursache hatte, aus dem Heere scheiden wollte. Mehr noch läßt dies der Schluß seines Schreibens erkennen, der weniger einer Zurechtweisung als einer Entschuldigung und Bitte ähnelt, und in welchem er nicht als Gebieter, sondern als dankerfüllter Freund sich gegen Derfflinger ausläßt. „Allezeit", sagt er, „sind Wir beflissen gewesen, die großen und nützlichen Dienste, so Ihr Uns geleistet, anzuerkennen. Bei Unserer Miliz haben wir Euch zu den höchsten Ehrenämtern, darüber keines, erhoben, auch Unsere Dankbarkeit in anderen Stücken spüren lassen, und sollte dennoch etwas daran fehlen, so sind Wir noch begierig und geneigt, Euch und den Eurigen alle ersinnliche Gnade widerfahren zu lassen."

Daß sich Derfflinger nicht sofort zu entschließen vermochte, seinen Antrag zurückzuziehen, ersehen wir aus einem von ihm gleich nach Empfang des kurfürstlichen Erlasses an den Staatssekretär Fuchs gerichteten Schreiben, in welchem er sagt: „Ich muß es vorlieb nehmen, daß man in dem Gedanken steht, ich würde, wenn ich jetzt abdankte, meine Ehre beflecken und bei aller Welt mir eine blâme zuziehen. Diese Worte schmerzen mich fürwahr nicht wenig; meine getreuen Dienste sind vielleicht bei aller Welt mehr bekannt, als in Berlin. Ich habe meiner Ehre zuwider nie etwas in der Welt vorgenommen, sondern dieselbe meinem Blute gleich geschätzt, werde sie auch dadurch nicht beflecken, daß ich aus Anlaß meines hohen Alters meine Kriegsdienste zu quittiren und die Ruhe zu erlangen suche." — Schließlich jedoch fand sich Derfflinger darein, dem Kurfürsten auch ferner noch zu dienen.

Es handelte sich zu jener Zeit darum, die Schweden aus Pommern zu vertreiben. Der alte Derfflinger mußte dabei sein, und er erntete neue Kriegslorbern. Als es galt, Rügen zu nehmen, und die Brandenburger unter dem Feuer der schwedischen Kanonen bei Putbus landeten, griff er an der Spitze von 200 Dragonern 8 schwedische Schwadronen mit einem solchen Ungestüm an, daß sie mit Zurücklassung einer Fahne, zweier Kanonen und einer großen Zahl von Gefangenen und Todten die Flucht ergreifen mußten. Gleich rühmlich war seine Betheiligung an dem schweren, gleichfalls bereits geschilderten Winterfeldzuge in Preußen. — Der Kurfürst hatte es wohl gewußt, daß Derfflinger auch in seinem hohen Alter dem Vaterlande noch gute Dienste zu leisten vermochte.

Im Jahre 1687 — Derfflinger war bereits 82 Jahre alt — ernannte der Kurfürst den Grafen Friedrich Wilhelm von Schomburg zum Oberbefehlshaber der gesammten Armee. In schonendster Weise ward Derfflinger davon benachrichtigt und ihm dabei zugleich die Zusicherung gegeben, daß er in seinen Würden und Einkünften in Nichts geschmälert

Digitized by Google

werden sollte. Doch dem ergrauten Waffenhelden ging es zu hart an, jetzt noch einem Andern untergeordnet zu werden, und er beschloß, nicht mehr bei Hofe zu erscheinen. In stiller Zurückgezogenheit verlebte er seine Tage auf seinem Schlosse Gusow im Oderbruche.

Ein Jahr darauf sehen wir Derfflinger dennoch wieder in Berlin. Er folgte dem Sarge des Kurfürsten, der ihm im Tode vorangegangen war. Kurfürst Friedrich III. bestätigte dem greisen Helden in einer Urkunde Würden und Stellen.

Während seines Aufenthalts in Berlin geschah es, daß Derfflinger sich eines Tages in dem Zimmer der Kurfürstin befand und nachdenklich auf den jungen Prinzen in der Wiege — den nachmaligen König Friedrich Wilhelm I. — schaute.

„Was denkt Ihr soeben in Eurem Herzen, Herr Feldmarschall?“ fragte die Kurfürstin. Sie mochte wünschen, irgend einen glückverheißenden oder zum Heldenthum mahnenden Ausspruch des alten Kriegsmannes zu vernehmen, den sie dem Prinzen später zur Aufmunterung würde mittheilen können. Derfflinger war aber in diesem Augenblicke von Gedanken ganz anderer Art bewegt, und er war zu ehrlich, um zu heucheln. „Indem ich das kleine Prinzchen ansah“, entgegnete er, „sagte ich im Stillen zu ihm: Dein Großvater hat mich viel gehudelt, Dein Vater wird mich auch noch genug hudeln, Du aber wirst mich wol ungehudelt lassen.“ — Die liebenswürdige Sophie Charlotte, von der wir noch mehr hören werden, nahm diese Aeußerung als einen Scherz und lachte herzlich.

Der greise Held machte unter seinem neuen Kriegsherrn noch einen Feldzug mit, von dem weiter unten die Rede sein wird, und starb 1695 in beinahe vollendetem neunundachtzigsten Lebensjahre auf seinem Schlosse Gusow. Er hatte kurz vor seinem Tode bestimmt: „Mein entseelter Körper soll ohne alles Gepränge beigesetzt werden.“ Bei seiner Gedächtnißfeier sollte, ebenfalls gemäß seiner Anordnung, von seinen Kriegsthaten keinerlei Erwähnung gethan werden, daher der Prediger über die Lebensbahn des Verstorbenen nur äußerte, „Gott habe ihn, von der Muskete an, von dem niedrigsten bis zum höchsten Grade im Militär kommen lassen.“ — Derfflinger war in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden, ohne jedoch auf eine solche Auszeichnung jemals etwas zu geben.

Regierungszeit.

Der Große Kurfürst hatte zwar auf seinem Sterbebette des unter der Einwirkung Dorothea's entstandenen Testaments nicht gedacht, sondern auf das von ihm eigenhändig geschriebene verwiesen; aber jenes, den Kurfürsten Friedrich III. benachtheiligende Testament bestand doch und lag in der Hofburg zu Wien; ja es hatte, entgegen dem kaiserlichen Versprechen an Friedrich, die Bestätigung vom Kaiser erhalten, und es ward in Wien bereits mit großer Befriedigung von dem „fundbaren Zerfall Brandenburgs“ gesprochen. —

Erledigung der Testamentsangelegenheit. Friedrich war indeß keineswegs gemeint, letzteres Testament anzuerkennen, weshalb er auch sogleich nach seinem Regierungsantritt in einer Erklärung das gesammte Land als sein einiges Erbe bezeichnete. Er stützte sich dabei zunächst auf ein Gutachten sämmtlicher Mitglieder des geheimen Rathes, in welchem es u. A. heißt: „S. Kurfürstliche Durchlaucht höchst seligen Andenkens, als Sie zwei Tage vor dem seligen Ende Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht in vollem Rathe die Regierung gleichsam abgetreten, haben mit sehr nachdenklichen Worten nicht allein zu verstehen gegeben, wie leid es Ihnen thun würde, wenn das mit so viel Mühe, Arbeit, Sorge und Kosten erworbene Ansehen und die Gerechtsame des kurfürstlichen Hauses von den Nachfolgern nicht sollten erhalten werden, hierbei auch, weil Ihnen die Sprache etwas schwer fiel, auf dasjenige verwiesen, was E. K. D. von Dero eigener Hand geschrieben finden würden, mit dem sehr nachdenklichen Anfange, daß Sie sich sehr glücklich geschätzt haben würden, wenn Sie von Dero in Gott ruhendem Vater nur das Geringste dergleichen gefunden hätten. Diese vor dem Ende in vollem Rathe eröffnete letzte Willensmeinung, welche auf das mit eigener Hand geschriebene so vortreffliche Dokument vom

Digitized by Google

Jahre 1667 verwies und des Testaments vom Jahre 1686 nicht mit einem Worte gedachte, ist beweisend genug." Außerdem berief sich der Kurfürst auch auf die Grundgesetze des Hauses, denen zufolge „die kurfürstlich brandenburgische Linie jederzeit nur einen Regenten, den regierenden Kurfürsten, haben solle und zwar über alle Kurfürstenthümer, Fürstenthümer und Länder, so von 1473 und 1613 her der kurfürstlichen Linie zustehen, anfallen und künftig noch anfallen werden."

Nach Hinwegräumung von mancherlei Schwierigkeiten gelang es dem Kurfürsten, die verwittwete Kurfürstin sowol wie seine Stiefbrüder zu einem Vergleiche geneigt zu machen, der auch bald darauf zum Abschlusse kam. Der Kurfürstin ward ein Jahrgehalt von 30,000 Thalern bestimmt und ihr Potsdam und Krossen als Wohnorte zugewiesen. Nicht minder freigebig bewies sich Friedrich gegen seine Stiefbrüder. Wie groß seine Freude über die Beilegung des Familienzwistes war, erhellt aus einem Schreiben von ihm an den Fürsten von Anhalt, in welchem es heißt: „Ich bin, wie Ew. Liebden leicht errathen können, deshalb nicht wenig consoliret, weil ich dadurch den alten Grund, worauf meines kurfürstlichen Hauses Macht und Ansehen nun so lange Jahre her geruht hat, von Neuem befestiget und das zwischen Meinen Brüdern und Mir von der Natur gebundene Band von Allem, so dasselbe über kurz oder lang alteriren könnte, gänzlich befreit habe."

Eine gegentheilige Stimmung erregte die Sache natürlich in Wien. Wer weiß, was von dort her noch unternommen worden wäre, hätte die Kurfürstin Dorothea nicht schon in demselben Jahre das Zeitliche gesegnet.

Allerdings bedurfte es nach der bestehenden Reichsverfassung für die rechtliche Giltigkeit des von den Brüdern abgeschlossenen Vergleichs, in welchem dieselben auf die ihnen aus jenem Testament zustehenden Rechte verzichteten, der förmlichen Anerkennung des Kaisers; der Wiener Hof hatte indeß kein Mittel, einem solchen zwischen Familienmitgliedern zu Stande gebrachten Abkommen offen entgegen zu treten, außer, wenn einer der Brüder so unpatriotisch gewesen wäre, den Rechtsschutz des kaiserlichen Hofes anzurufen. Dies geschah glücklicherweise nicht. Nun wollte man wenigstens den schwiebusser Kreis zurück haben, der dem Großen Kurfürsten für die Verzichtleistung auf die schlesischen Fürstenthümer abgetreten worden war. Von Friedrich hatte man ja eine Urkunde in Händen, in der seinerseits die Zurückgabe zugesichert worden war, für den Fall, daß vom Kaiser das letztgezeichnete Testament des Großen Kurfürsten nicht anerkannt würde. Friedrich, der in dieser Sache, ohne mit den Räthen seines Vaters zu jener Zeit darüber Abrede genommen zu haben, gehandelt hatte, kam erst jetzt dahinter, wie sowol er als sein Vater damals vom Wiener Hofe hintergangen worden waren. Durch die erfolgte Vereinigung der Betheiligten war der Preis für die Rückgabe des schwiebusser Kreises, nämlich die Nichtanerkennung des Testaments, von selbst gefallen. So konnte es scheinen, als sei eine Zurückgabe des genannten Kreises keineswegs eine Forderung des Rechts. Dazu kam, daß der kaiserliche Hof offenbar nicht befugt gewesen war, während der Lebzeiten des regierenden Fürsten mit dem Kurprinzen des Hauses ein Jenem unbekanntes Abkommen zu treffen. Zu Recht bestand nur Das, was der Kaiser mit Friedrich Wilhelm eingegangen war: Entschädigung für die Verzichtleistung auf die schlesischen Fürstenthümer durch Ueberlassung des schwiebusser Kreises. Friedrich glaubte daher zur Zurückgabe desselben an Oesterreich keineswegs verpflichtet zu sein, und die freiwillige Abtretung des fraglichen Gebietes widerstrebte ihm um so mehr, weil die Bevölkerung desselben zum größten Theil der protestantischen Kirche angehörte. Er strengte deshalb alle Mittel an, seinem Rechte Anerkennung zu verschaffen, und lehnte mehrfach Geldanerbietungen ab, die ihm von Wien aus gemacht wurden, ja er drohte sogar, den ganzen erschlichenen Handel öffentlich bekannt zu machen. Immerhin aber trug auch er einen Theil der Schuld des ärgerlichen Vorganges; außerdem lag sein Wort vor, das er freilich nicht als Vertreter des Staates, aber doch als Mann gegeben hatte. So kam endlich (1694) ein neues Abkommen zu Stande. Er gab den schwiebusser

Digitized by Google

Kreis zurück, wogegen er eine geringe Geldentschädigung ($^1/_4$ Million Thaler) sowie die Anwartschaft auf Ostfriesland und die Herrschaften Limburg und Speckfeld in Franken erhielt. Auch genehmigte Oesterreich endlich, wogegen es sich unter der Regierung des Großen Kurfürsten fortgesetzt gesträubt hatte, dem Titel „Kurfürst von Brandenburg" hinzufügen zu dürfen: „Souveräner Herzog von Preußen".

Friedrich hatte somit, genöthigt durch eine Verkettung ungünstiger Umstände, doch schließlich gegen seine bessere Ueberzeugung von Dem, was Recht sei, in die Abtretung des schwiebusser Kreises gewilligt; seiner rechtlichen Auffassung nach traten aber auch damit die Ansprüche des Hauses Brandenburg auf die schlesischen Fürstenthümer wieder ins Leben, und dieser seiner Ansicht gab er bei der Unterzeichnung des Vertrages unverhohlenen Ausdruck, indem er sagte: „Ich will und werde mein Wort halten, weil ich muß. Unsere Rechte auf die schlesischen Fürstenthümer auszuführen, überlasse ich meinen Nachkommen, welche ich bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann, noch will! Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzt, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben." — Nun, unter den Nachkommen trat ein halbes Jahrhundert später der Mann auf, der da wußte und es auch auszuführen verstand, was dem Hause Oesterreich gegenüber zu thun sei!

Wilhelm von Oranien. Das, was den neuen Kurfürsten von seinem großen Vorgänger unterschied, war nicht seine Gesinnung, sondern der geringere Grad seiner Willenskraft. Denn seine deutsche und im Besondern seine protestantische Gesinnung trat von Anfang bis zu Ende seiner Regierung überall, wo sich Gelegenheit dazu bot, zu Tage. Er war ein freundlicher Herr, daher unter allen Fürsten des Hauses der beliebteste bei dem Volke; seine Gutmüthigkeit artete aber auch nicht selten in Schwäche aus, die für das Land bisweilen von sehr nachtheiligen Folgen war. Kabalen mancherlei Art, von denen wir noch hören werden, wucherten in verderblicher Weise am Hofe und im Heere. Es fehlte eben die starke Hand des Staatslenkers, die den verschiedenartigen Kräften eine dem Ganzen heilsame Richtung zu geben vermocht hätte. Wie alle Hohenzollern, zeichnete auch Friedrich sich durch persönliche Tapferkeit aus. Neben den Großen Kurfürsten gestellt, ist seine kriegsmännische Tüchtigkeit freilich nur gering anzuschlagen.

Bald sollte ihm Gelegenheit werden, zu bekunden, ob er ein Förderer und Fortführer des Werkes seines großen Vorgängers sei.

Es handelte sich in Europa um ein neues Unternehmen gegen den Protestantismus. Nicht von dem Hause Habsburg, sondern von Ludwig XIV. sollte der Schlag ausgeführt werden, und dieser war nicht gegen Deutschland gerichtet, sondern bestimmt, zunächst England zu treffen. Sei der Protestantismus erst in England überwunden, dann würde mit Hülfe Oesterreichs, so hoffte Ludwig, auch in Deutschland der Zweck des Dreißigjährigen Krieges sich noch nachträglich erreichen lassen. Europa sollte dem geistlichen und weltlichen Absolutismus, wie er in Frankreich und Oesterreich seinen Ausdruck gefunden hatte, vollständig überliefert werden. Die Zeit schien günstig. Der Große Kurfürst, der selbstbewußte, thatkräftige Herrscher und unerschrockene Schirmherr der protestantischen Kirche, der Fürst, der sich mit Recht das „Oberhaupt der Reformation" genannt hatte, war todt; — die Gefahr für die gute Sache schien größer, denn jemals.

Jakob II. von England. Schon in den letzten Jahren der Regierung des Großen Kurfürsten waren von Ludwig XIV. Einleitungen zur Ausführung dieses gefährlichen Planes getroffen. König Jakob II., in innigster Verbindung mit Ludwig stehend, hatte sich offen für die katholische Kirche erklärt. Schon damals bestürmten Abgesandte der englischen Protestanten, welche die Größe der ihnen drohenden Gefahr wol erkannten, Jakob's Schwiegersohn, Wilhelm III. von Oranien, der an der Spitze der vereinigten holländischen Provinzen stand, mit der flehentlichen Bitte, ihnen Hülfe zu bringen. Wilhelm faßte nach kurzem Erwägen

Digitized by Google

der Umstände den hochherzigen Entschluß, ihnen bewaffneten Zuzug zu gewähren. In der Stille traf er seine Vorbereitungen und wandte sich vor allen Dingen an den Schutzherrn des Protestantismus, an Friedrich Wilhelm. Diesem vertraute er, in welcher Gefahr die protestantische Kirche, zunächst in England, sich befinde, und was er zu thun gesonnen sei. Der Kurfürst sagte ihm bewaffneten Beistand zu, doch sollte er die Ausführung des kühnen Planes Wilhelm's III. nicht mehr erleben. Von welcher Theilnahme er für das gefahrvolle, aber unerläßliche Unternehmen erfüllt war, geht aus dem Umstande hervor, daß er noch auf seinem Sterbebette dem dienstthuenden Offizier die Parole: „Amsterdam und London" gab. — — Wie übel hätte es nun um die gute Sache gestanden, wenn der Nachfolger Friedrich Wilhelm's nicht auch der Erbe der Gesinnungen desselben gewesen wäre! —

Jakob war auf seiner bedenklichen Bahn fortgeschritten und hatte seine Einleitungen derart getroffen, daß er hoffen durfte, in kurzer Frist ein ihm ergebenes Parlament zusammenzubringen. Mit dessen Hülfe, meinte er, würde es ihm dann ein Leichtes sein, sich zum Herrn der Flotte und des Heeres und damit zum unumschränkten Machthaber über England zu machen.

Gefahr war im Verzuge. Wilhelm von Oranien hatte beschlossen, mit 15,000 Mann nach England überzusetzen; aber er durfte Holland nicht von Truppen entblößen, weil Mann um so gewisser ein Einfall der Franzosen zu befürchten stand. Zur Deckung des Landes wünschte er nun eine brandenburgische Hülfsmacht von 6000 Mann, die zu stellen der Kurfürst sich bereit erklärte. Die Mannschaften sollten in holländischen Sold genommen werden. Außer den Brandenburgern rückten in Holland ein: 4000 Mann aus Braunschweig, 2000 aus Hessen-Kassel und 1000 aus Württemberg, so daß die vereinte deutsche Hülfsmacht aus 13,000 Mann bestand. Jedoch dieser Schutz genügte dem kühnen, aber zugleich auch äußerst vorsichtigen Wilhelm von Oranien noch nicht. Gleich erfahren auf dem Schlachtfelde wie auf dem Felde der Unterhandlung, gelang ihm das fast Unglaubliche — er wußte den deutschen Kaiser, ja sogar den Papst Innocenz XI. für sich zu stimmen.

Wie war dies möglich geworden? — Nur dadurch, daß es ihm gelang, in Beiden die Meinung hervorzurufen, die Hülfe, die Ludwig dem Könige von England zuzuwenden beabsichtige, verdecke nur dessen letzten, ehrgeizigen Zweck, der auf nichts Geringeres als auf die Gründung einer französischen Universalmonarchie abziele.

Erst nachdem er sich den Rücken gedeckt hatte, schiffte sich Wilhelm III. mit 15,000 Mann auserlesener Truppen ein, um in England den Thron gesetzmäßiger Freiheit zu gründen.

Krieg gegen Ludwig XIV. Trotzdem nun Deutschland sich von dem ländergierigen Ludwig bedroht sah, ließen es doch lächerliche Rangstreitigkeiten zwischen den „diplomatischen Briefträgern", den Abgesandten zum Reichstag zu Regensburg, nicht zu angemessener gemeinsamer Kraftentwicklung kommen. „Hier war es", erzählt Pütter, „wo in den ersten Jahren des jetzigen Reichstags der Unterschied zwischen kurfürstlichen und fürstlichen Gesandten so weit getrieben wurde, daß Letztere bei der Tafel sogar nur auf grünen Stühlen sitzen sollten, wenn Jene auf rothen saßen. Endlich brachten die Fürsten es doch dahin, daß überall nur grüne Stühle gesetzt wurden. Als dies zum ersten Male geschah, erschien ein kurfürstlicher Gesandter mit einem rothen Mantel, den er während der Tafel so über den Stuhl zurückfallen ließ, daß es doch so scheinen konnte, als ob er auf einem rothbeschlagenen Stuhle säße. Danach berichtete er an seinen Hof, er glaube dadurch doch den für die kurfürstlichen Gesandten bisher hergebrachten Vorzug gerettet zu haben. Eine andere Distinktion von der Art wurde darin gesucht, daß kurfürstlichen Gesandten der Stuhl auf den Teppich gesetzt wurde, auf welchem der Provinzial-Kommissarius unter dem Baldachin saß, den fürstlichen nur auf den bloßen Boden des Zimmers, bis endlich vermittelt wurde, daß den fürstlichen Gesandten der Stuhl doch wenigstens noch auf die Fransen des Teppichs gesetzt werden sollte."

Mit Erörterungen dieser und ähnlicher Nichtigkeiten vergeudeten die Reichstagsgesandten ihre Zeit, während die theuersten Güter des Vaterlandes, Güter, für die das deutsche Volk schon so unermeßliche Opfer gebracht hatte, aufs Ernsteste bedroht waren! —

Digitized by Google

Wilhelm III. (von Oranien) empfängt die Abgesandten des ihm günstigen Adels.
Zeichnung von P. Philippoteaux.

Digitized by Google

Die Rüstungen in Brandenburg und einigen anderen deutschen Ländern waren Ludwig nicht verborgen geblieben, wol aber der eigentliche Zweck derselben, der, wie oben bemerkt ward, darauf hinausging, dem Prinzen von Oranien die Ueberschiffung nach England zu ermöglichen.

Wilhelm von Fürstenberg. Ludwig hatte indeß sein Ziel mit gewohnter Kraft und Schlauheit verfolgt. Er hatte stark gerüstet, und es war ihm gelungen, einige deutsche Fürsten auf seine Seite zu ziehen. Theile und herrsche! Diesen Grundsatz hat das deutsche Volk leider gar zu oft von auswärtigen Machthabern zu seinem Schaden auf sich in Anwendung bringen lassen. Der Erzbischof zu Köln, zugleich Bischof von Hildesheim, Münster und Lüttich, mithin Herr eines ansehnlichen deutschen Gebietes, war dem Tode nahe. Ludwig's Bemühungen gingen nun dahin, den erzbischöflichen Stuhl mit einem ihm ergebenen Manne, dem Bischofe von Straßburg, Wilhelm von Fürstenberg, zu besetzen, um dadurch eine neue starke Handhabe zum Zweck beliebiger Einmischungen in deutsche Angelegenheiten zu gewinnen. Wirklich gelang es ihm auch, die Wahl dieses Mannes zum Beigeordneten des Erzbischofs durchzusetzen, doch hatten die Gegenbemühungen des Kaisers, Friedrich's und anderer deutschen Fürsten den Erfolg, daß der Papst jener Wahl die Bestätigung versagte. Der Erzbischof starb, und das Kapitel in Köln stand nun vor einer neuen Wahl. Es kam zu einem heftigen Auftritte. Der anwesende Wilhelm von Fürstenberg ward von einem Mitgliede des Kapitels der Landesverrätherei bezichtigt. Dennoch wählte ihn die Mehrzahl, wogegen die Minderzahl der Stimmen auf den Bruder des Kurfürsten von Bayern, den siebzehnjährigen Prinzen Clemens, fiel, wiewol sich derselbe bereits im Besitze zweier deutschen Bisthümer befand.

Es ist andern Orts darauf verwiesen worden, daß man zu jener Zeit auf solche Art oftmals nahe Verwandte von Fürsten zu versorgen pflegte, und daß die Päpste, wenn anders sie ihre politischen Interessen dabei nicht gefährdet sahen, solchen Wahlen nicht entgegen waren. In diesem Falle handelte es sich übrigens für die deutschen Fürsten ausdrücklich darum, den Bruder des Prinzen Clemens, den Kurfürsten von Bayern, durch diese Wahl von Frankreich abzuziehen.

Clemens ward vom Papste anerkannt, weshalb Ludwig XIV., aufs Höchste entrüstet, nun ohne Säumen den Krieg gegen Deutschland zu beginnen beschloß, zumal Oesterreich zur Zeit noch mit den Türken zu thun hatte. Einmal, um Wilhelm von Fürstenberg zu stützen, fürs Andere unter dem haltlosen Vorwande, er fühle sich verpflichtet, die Ansprüche der Herzogin von Orleans auf den Nachlaß ihres Bruders, des letzten Kurfürsten von der Pfalz, aus dem Hause Simmern, aufrecht zu erhalten, ließ er Mannschaften ins Kölnische einrücken.

Friedrich, der da fürchtete, es könne mit Köln ebenso gehen wie früher mit Straßburg, erhob lebhafte Vorstellungen dagegen in Paris und verwies namentlich darauf, daß die Wahl eines deutschen Erzbischofes doch offenbar eine innere Angelegenheit des Reiches sei, in die sich nach dem Völkerrecht eine fremde Macht nicht zu mischen habe. Ihm ward jedoch die stolze Antwort zutheil: Ehre und Interessen des Königs erlaubten ihm nicht, solche Beleidigung ruhig hinzunehmen.

Nun erfolgte die Kriegserklärung Ludwig's gegen das Reich. Zwei Heere brachen in die Pfalz ein und nahmen kurz hinter einander Kaiserslautern, Speyer, Worms, Heilbronn, Philippsburg und Heidelberg. Der Kurfürst von Mainz öffnete ihnen verrätherischer Weise seine Hauptfestung; Fürstenberg bemächtigte sich mehrerer Plätze des Kölner Bisthums, indeß der Kurfürst von Bayern nicht einig mit sich werden konnte, gegen wen er das Schwert ziehen sollte.

Die Lage des Reiches war für den Augenblick gefahrvoll. Die Truppen der katholischen Reichsstände befanden sich in Ungarn, wo sie an dem Kriege Oesterreichs gegen die Türken Theil nahmen; Dänemark, aufgereizt gegen Deutschland, drohte Hamburg und Lübeck zu überfallen. Daher waren nur die Truppen der protestantischen Fürsten Norddeutschlands im Stande, alsbald den Kampf gegen die französischen Heere aufzunehmen.

Digitized by Google

Diese hatten indeß in den eingenommenen Gebieten, am meisten in der Pfalz, unmenschlich gewüthet und Greuel der ärgsten Art ausgeübt, die schönsten Schlösser verwüstet, deren Trümmer heute noch von den lieblichen Höhen Heidelbergs in das Neckarthal niederschauen und das Andenken an die Verwüster brandmarken. Die von den Franzosen in der Pfalz und der Nachbarschaft ausgeübten Schandthaten übertreffen Alles, was die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges aufzuweisen hat. Die Schändlichen entblödeten sich sogar nicht, die Gräber der alten deutschen Kaiser, die ihre Ruhe im Dome zu Speyer gefunden, zu entweihen und die Gebeine der Reichsoberhäupter umherzustreuen. Hunderte von blühenden Ortschaften sanken, nachdem sie geplündert worden waren, in Asche, Tausende von Menschen wurden unbarmherzig niedergemetzelt. Es sollte zwischen Deutschland und Frankreich eine Wüstenei geschaffen werden.

Friedrich vor Bonn.

Der Kaiser erklärte, „die Krone Frankreichs sei nicht blos als Feind des Reiches, sondern der ganzen Christenheit, ja nicht anders, denn als der wahre Türke selbst zu betrachten." Dieser Erklärung trat Friedrich bei, indem er zugleich andere deutsche Fürsten aufs Eifrigste ermahnte, für des Reiches Bestand kein Opfer zu groß zu achten.

Nun versuchte Ludwig, auch Schweden wieder zu einem Einfall in Norddeutschland zu bewegen. Sein Gesandter in Stockholm wies darauf hin, wie jetzt der günstige Zeitpunkt gekommen sei, die unter dem Großen Kurfürsten empfangene Scharte auszuwetzen. — Friedrich war jedoch wachsam und arbeitete dem französischen Einfluß entgegen. Auf seinen Betrieb setzten die Seemächte und der Kaiser dem schwedischen Minister Grafen Oxenstjerna ein Jahrgehalt von 20,000 Thalern aus. Schweden verhielt sich ruhig.

Digitized by Google

Dessen, was seit dem Westfälischen Frieden in französische Hände gerathen, und die nöthigen Anstalten zur Fortsetzung des Krieges nicht aus dem Auge verlieren."

Ehe wir dem innern Schalten und Walten des Fürsten, den wir in dieser Zeit auf dem Throne Preußens sehen, unsere Aufmerksamkeit zuwenden, haben wir zu besserem Verständniß des Vorhergegangenen sowie des Nachfolgenden noch einige Worte über die Wehrverfassung des Deutschen Reiches zu sagen, um es erklärlich zu machen, wie ein so großes und an Hülfs- und Kriegsmitteln nicht armes Land mit einem so wehrkräftigen Volke hinsichtlich seiner Armee zum Spotte der ganzen Welt werden konnte.

Die deutsche Wehrverfassung trägt vor Allem die Schuld, daß das kriegerische Volk der Deutschen nach dem Dreißigjährigen Kriege in Ohnmacht versank und alles Ansehens im Auslande verlustig ging. Der tiefere Grund der nationalen Schwäche Deutschlands lag freilich in erster Reihe an der Zersplitterung in so viele kleine, unabhängige Fürsten- und Herrengebiete, geistliche Prälaturen, Reichsritterschaften, freie Reichsstädte, ja Reichsdörfer. (In Schwaben gab es sogar einzelne reichsunmittelbare Bauernhöfe.) Es gab, seit Hannover hinzugekommen, 9 Kurfürsten, 33 geistliche, 61 weltliche Reichsfürsten, 35 Reichsprälaten außer den Komthuren des Deutschen Ordens und über 100 Reichsgrafen und Herren. Die Zahl der Reichsstädte und der Reichsritterschaft aufzuführen, erlasse man uns. Wenn nun ein Reichsheer aufgestellt werden sollte, hatten die Kreistage der zehn deutschen Kreise über ihre Kontingente und den Kreisobersten zu beschließen; der Generalissimus wurde zwar vom Kaiser bestellt, aber die einzelnen Reichsstände sorgten für die Uniform, die Bewaffnung, Verpflegung u. s. w. Im schwäbischen Kreise, um nur einen anzuführen, waren das allein 97, darunter 5 Aebtissinnen!

Denke man sich nun die buntscheckige Soldateska, welche da zusammenkam! Sie forderte den Spott heraus. Ein Oberst sagte: „Bei meinem Regiment fehlen blos ein Dutzend Hanswürste und Schornsteinfeger, um die Faschingstrachten komplet zu machen." Das schwäbische Kürassierregiment Zollern war von 61 Reichsständen zusammengebracht, dazu stellte die Aebtissin zu Hagenbach 2, die zu Gutteuzell 1 Mann. Es ging auch in die Brüche; denn nach den Reichsmatrikeln, welche 1422 zuerst vereinbart, 1521 erneuert und 1681 zuletzt so festgestellt wurden, wie sie bis zur Auflösung des Deutschen Reichs 1806 in Kraft geblieben, war mathematisch genau berechnet, wie viel seiner Unterthanen jeder Reichsstand zu dem Simplum der Reichsarmee, 28,000 Mann Infanterie und 12,000 Reiter, zu stellen hatte. Ueber die Bruchtheile mußten die Betroffenen sich einigen. So war der Reichsfreiherr von Sickingen zu $5\frac{1}{3}$ Infanteristen und $\frac{2}{3}$ Kavalleristen verpflichtet. Und wie kamen diese Kontingente zusammen! „Heut ein Trüpplein mit langsamen Schritten, morgen eins, übermorgen gar nichts!" Ernsthafter äußerte sich der kaiserliche Gesandte: „So geht es immer, wenn so viele Köpfe das Geschäft leiten. Jeder handelt nur, wo, wie und wann es ihm beliebt; der Eine erscheint früh, der Andere spät im Felde, jeder sucht nach seiner Willkür zu befehligen."

Da vermochte selbst ein so bewährter Feldherr, wie Markgraf Ludwig von Baden, der im Jahre 1693 auf das Begehren der deutschen Fürsten an die Spitze der Reichsarmee gestellt wurde, nichts Entscheidendes auszurichten und mußte sich begnügen, feste Lager zu beziehen. Der Krieg am Rhein wurde auch von den Franzosen schläfrig betrieben, aber in den Niederlanden wie in Italien gewannen die Letzteren mehrere Schlachten. Dort siegte der Herzog von Luxemburg über König Wilhelm von England, der, wie schon früher bemerkt, als Staatsmann viel bedeutender als in seiner Eigenschaft als Heerführer war. Gewiß ist es, daß er nur wenig Glück im Kriege hatte. In Italien schlug Marschall Catinat, ein guter Soldat von edlem, einfachem Charakter, den Herzog von Savoyen. Schließlich blieb der Vortheil auf Seiten der Franzosen; dennoch knüpfte Ludwig Friedensunterhandlungen an, und es zeigte sich der französische Machthaber geneigt, Frieden zu schließen — ohne Landgewinn, weil ihm jetzt andere Ziele vor Augen schwebten.

Digitized by Google

Einrückende Truppen der Reichsarmee. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Friede zu Ryswick. Friedrich's Forderungen fanden nicht die Beistimmung seiner Mitverbündeten, und es kam endlich zu Ryswick (sprich y = ei), einem Dorfe in der Nähe von Haag, zu Friedensverhandlungen, die mit einem Friedensschlusse endeten (1697). Ludwig gab die Eroberungen und Einverleibungen zurück, die er auf dem rechten Rheinufer gemacht hatte, wahrlich, ein viel zu geringer Ersatz für die von Friedrich der guten Sache gebrochten Opfer! Dieser hatte gethan, was in seinen Kräften stand; er konnte mit gutem Gewissen öffentlich erklären: „allein habe er nicht im Felde bleiben können, wie zum eigenen großen Nachtheile sein Vater nach dem Nymweger Frieden. Er habe sich unter allen Reichsständen zuerst vor den Riß gestellt, Bündnisse geschlossen und veranlaßt, auch über 20,000 Mann größtentheils auf eigene Kosten gehalten und sich so gezeigt, daß, wenn man einig gewesen, die Sache einen bessern Ausgang genommen haben würde."

In anderer Beziehung hatte Ludwig einen entschiedenen Erfolg davongetragen. Ihm war es gelungen, nach Abschluß des Friedens demselben noch eine ihm günstige Bestimmung einzuschieben und deren nachträgliche Annahme durchzusetzen. Es solle — dies war der Inhalt derselben — in den rheinischen Orten, in denen während ihrer gewaltsamen Besetzung durch französische Truppen katholischer Gottesdienst gehalten worden sei, fernerhin ein solcher neben dem evangelischen fortbestehen dürfen. Jedermann meinte, Ludwig habe die nennundzwanzig Ortschaften im Auge, in denen während des Krieges auf Frankreichs Betrieb katholische Kirchen erbaut worden waren. Hinterher erklärte Ludwig den Sinn dieser Klausel dahin, daß selbst Ortschaften, in denen auch nur eine einzige Messe von einem Feldpäter abgehalten worden sei, von jener Bestimmung eingeschlossen seien, und ein von französischer Seite aufgenommenes Verzeichniß zählte nicht weniger als 1922 Ortschaften auf, denen das bezeichnete Recht nun nicht mehr streitig gemacht werden könne. Die katholischen Fürsten Deutschlands ließen sich den geübten Trug natürlich gern gefallen; die protestantischen Fürsten aber vermochten allein dagegen nichts auszurichten.

Erwerbungen. Der Beruf, Hort des Protestantismus zu sein, war von Sachsen auf Brandenburg übergegangen. Der Große Kurfürst hatte die Annahme der polnischen Königswürde abgelehnt, weil von ihm mit der Annahme der Krone von Polen der Uebertritt zum katholischen Bekenntniß gefordert worden war. Anders dachte Kurfürst August II. von Sachsen, seiner Körperkraft wegen „der Starke" genannt. Kaum war Johann Sobiesti gestorben, so bewarb sich der Kurfürst von Sachsen aufs Eifrigste um die polnische Königswürde, obgleich er wußte, daß die Uebertragung derselben auch jetzt von jener Bedingung abhängig gemacht werde. Die weltlichen Ehren, nach denen ihn gelüstete, hatten alle Bedenken aus seiner Seele verscheucht, und mit der Annahme der polnischen Königskrone trat er in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche über.

Dieser Umstand ward für Friedrich zunächst Veranlassung zu einigen Erwerbungen. Der gewissenlose August befand sich früher schon fast immer in Geldverlegenheiten; nach Annahme der Königswürde, deren Behauptung kostspielig war, steigerten sie sich in hohem Maße. Er ließ nun dem Kurfürsten von Brandenburg den Ankauf einiger Aemter und Erbrechte anbieten. Nach kurzer Verhandlung kam der Kauf dreier zwischen Sachsen und dem Fürstenthume Halberstadt gelegenen Aemter, der Vogtei über das Reichsstift Quedlinburg und der Reichsstadt Nordhausen für 300,000 Thaler, sowie des Amtes Petersberg bei Halle für 40,000 Thaler zu Stande. Nachdem Friedrich das Geld erlegt hatte, erhob die Aebtissin von Quedlinburg, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Weimar, Einsprache gegen den Kauf und drohte, sich an die herzoglich sächsischen Häuser um Hülfe zu wenden. Friedrich ließ sogleich die Stadt besetzen, und die Bürgerschaft verstand sich ohne Weiteres zur Erbhuldigung. In gleicher Weise verfuhr Friedrich gegen Nordhausen. Kaum vernahm er, daß einige Magistratsmitglieder mit der Absicht umgingen, sich unter hannöverschen Schutz zu begeben, so sandte er Truppen in die Stadt und zwang den Rath, sein Recht anzuerkennen.

Digitized by Google

Elbing. Die Angelegenheit in Betreff Elbings hatte Friedrich gleich nach seiner Thronbesteigung in die Hand genommen. Elbing war dem Großen Kurfürsten in dem Vertrage zu Wehlau verpfändet worden, ohne daß es ihm gelungen war, die Stadt förmlich in Besitz zu nehmen. Das Bemühen Friedrich's in einer frühern Zeit, sein Recht von dem damaligen Könige von Polen anerkannt zu sehen, war gescheitert. Jetzt, nachdem August auf den polnischen Thron gelangt war, beschloß Friedrich, sein unzweifelhaftes Recht unter allen Umständen zur Geltung zu bringen. Zunächst wurde der Versuch gemacht, die Stadt durch List in brandenburgische Gewalt zu bringen. Es erschienen in derselben eines Tags brandenburgische Offiziere, die eine große Anzahl Reiterstiefel kauften. Früh um 3 Uhr des andern Morgens fuhr der mit Stiefeln beladene Wagen vom Markte ab.

Der Lederstiefelhandel in Elbing.

Der Plan der Führer war, mit dem Wagen auf der Zugbrücke zu halten und dadurch ihr Aufziehen zu wehren. Es sollte auf diese Art einer Abtheilung brandenburgischer Soldaten, die den Befehl erhalten hatten, sich im Dunkel der Nacht der Stadt zu nähern, Eingang verschafft werden. In der Nacht aber hatte man Kunde von dem Anrücken der Mannschaften empfangen, und es war infolge dessen von dem Magistrat der Befehl ertheilt worden, die Thore nicht vor sechs Uhr zu öffnen. Wirklich waren die Generale Barfuß und Brandt mit 800 Mann Fußvolk und 300 Dragonern zur bestimmten Zeit vor der bezeichneten Zugbrücke eingetroffen. Da sie aber das Thor verschlossen und die Zugbrücke aufgezogen fanden, vermutheten sie, daß ihre Absicht verrathen worden sei. Sie traten nun offen gegen die Stadt auf, und General Brandt machte dem Magistrate die Anzeige, daß er Befehl habe, die Stadt in Besitz zu nehmen. Da aber der Rath erklärte, sich an den Kurfürsten wenden zu wollen, schritt der General Brandt nicht sogleich zu Feindseligkeiten, sondern ging einige Meilen zurück und verstärkte sich bis auf 4000 Mann. Inzwischen hatte sich der Rath mit Vorstellungen an den Kurfürsten und mit der Bitte um Beistand an die Städte Danzig und Thorn, wie auch an Polen gewandt. Der Kurfürst berief sich auf sein verbrieftes Recht, und von den Freunden blieb die Hülfe aus.

Zwischen dem Kurfürsten und dem König August hatte eine Verständigung stattgefunden. August sah sich indeß genöthigt, der öffentlichen Stimme des Polnischen Reiches insofern Rechnung zu tragen, als er die Elbinger zur Vertheidigung aufforderte und ihnen auch Hülfe versprach — freilich mit dem Vorsatze, diesem Versprechen nicht nachzukommen.

Nun rückte Brandt vor die Stadt, forderte sie auf, ihm die Thore zu öffnen, und als dies nach einer dreitägigen Frist nicht geschah, begann er sie (am 6. November 1698) mit glühenden Kugeln zu beschießen. Vier Tage später ergab sich die Stadt. Der Kurfürst erklärte, Elbing so lange besetzt halten zu wollen, bis ihm die schuldige Pfandsumme zurückerstattet sei.

Ganz Polen gerieth in Aufregung. August durfte es nicht wagen, sich der allgemeinen Stimme offen zu widersetzen. Die Polen konnten es immer noch nicht vergessen, daß die Kurfürsten von Brandenburg das Herzogthum Preußen früher nur als Vasallen der polnischen Krone in Besitz gehabt hatten. Es erfolgte ein Aufgebot des polnischen und lithauischen Adels, der brandenburgische Gesandte in Warschau erhielt Befehl, das Land zu verlassen, und der polnische Gesandte in Berlin die Weisung, nach Warschau zurückzukehren. Dennoch wußte August die Angelegenheit so zu wenden, daß es nicht zum Kriege kam. Am 12. Dezember wurde ein Vertrag abgeschlossen, in welchem Polen sich bereit erklärte, seine Verpflichtung gegen Brandenburg durch Zahlung von 300,000 Thalern binnen drei Monaten zu lösen. Als Pfand wurden dem Kurfürsten die an Polen von dem russischen Zar verpfändete Moskowitische Krone und einige polnische Reichskleinode gegeben und zugleich festgestellt, daß, wenn die Einlösung in der bezeichneten Frist nicht stattfände, der Kurfürst das Recht habe, das Gebiet von Elbing in förmlichen Besitz zu nehmen. — Wie es die zerrütteten Verhältnisse Polens vermuthen ließen, blieb die Zahlung aus, und so kam Elbing (1702) an Brandenburg.

Außerdem brachte Friedrich das Amt Dietenborn im Harz durch Kauf an sich, auch zog er die ebenfalls im Harz gelegene Grafschaft Hohenstein ein, die durch Ueberlistung in andere Hände gekommen war. Einigen Betheiligten gewährte er genügende Entschädigung.

Dankelmann und Wartenberg. Wir haben Eberhard von Dankelmann, den Lehrer und Jugendführer Friedrich's, bereits als eine durch und durch ehrenhafte Persönlichkeit kennen gelernt. Friedrich, zur Herrschaft gelangt, berief ihn in den Staatsdienst und schenkte ihm, wie er es auch verdiente, sein vollstes Vertrauen. Im Jahre 1688 wurde Dankelmann zum Wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsminister, 1695 zum Oberpräsidenten mit dem ersten Range am Hofe ernannt. So nahm Dankelmann unter dem Kurfürsten eine Stellung ein, wie sie Schwerin unter dem Großen Kurfürsten innegehabt hatte.

Freilich war Dankelmann's Stellung von größeren Gefahren bedroht, als die seines eben so rechtschaffenen Vorgängers, und zwar aus mancherlei Gründen. Die Kriege und die Prachtliebe Friedrich's erforderten große Geldsummen. Dankelmann, der an den glänzenden Hoffestlichkeiten keinen Gefallen fand und in großer Einfachheit lebte, dabei in seinen Aeußerungen gegen Hoch und Niedrig eben nicht wählerisch war, gab dem Kurfürsten oft auf eine seiner Stellung allerdings nicht angemessene Weise seinen Mißmuth über die Vergeudung der Staatseinnahmen zu erkennen. Friedrich in seiner angeborenen Gutmüthigkeit nahm Aeußerungen dieser Art lange Zeit ungeahndet hin, um so mehr, als er sich nicht der Einsicht verschließen konnte, daß Dankelmann nach nichts Anderem, als nach dem Besten des fürstlichen Hauses und des Landes strebe.

In der That war Dankelmann's Lage oft zum Verzweifeln übel. Er suchte zu kargen mit den Ausgaben für das Hofleben, und doch war er wiederum gezwungen, die kurfürstlichen Kassen, wenn sie leer waren, zu füllen. Woher aber sollte er das Geld nehmen, als aus dem Lande vermittels Einführung neuer Steuern oder Erhöhung bestehender? Hier grollte man ihm, weil er sich beständig sträubte, zu geben — dort, weil er nahm.

Um das Heer zu erhalten, sah sich Dankelmann im Jahre 1691 genöthigt, eine Kopfsteuer einzuführen, die alle Einwohner des Staates vom Fürsten bis zum Tagelöhner traf.

Digitized by Google

Der Kurfürst mußte eintausend, die Kurfürstin fünfhundert, ein Graf oder ein wirklicher geheimer Rath sechzig Thaler zahlen, und so ging es herab bis auf das um Tagelohn dienende Weib, das mit zwei Groschen besteuert wurde. Zwei Jahre darauf war die Durchführung einer gleichen Maßregel, bei der die Zahlungssätze, namentlich für die höheren Stände, noch erhöht worden waren, nöthig geworden. Außerdem gelang es dem thätigen Manne, durch eine verbesserte Verwaltung der fürstlichen Güter (Domänen) der Hofkasse jährlich beinahe eine Million Thaler zuzuführen. Alle diese Summen genügten dennoch nicht, die Anforderungen des Hofes zu befriedigen und die gemachten Schulden zu tilgen.

Die Anführung dieser Thatsachen wird genügen, um zu erklären, wie es kam, daß der schon von Natur ernste Mann, den man nie lachen sah, gedrückt von der Last, die auf ihm lag, und die, trotz der angestrengtesten Arbeit, zu bewältigen sich keine Aussicht bot, immer herber ward, und daß er, der nicht einmal den Kurfürsten schonte, immer weniger säuberlich mit den ihm verhaßten Hofschranzen umging, deren Zahl zu seinem tiefsten Verdrusse beständig noch vermehrt wurde. Dabei hing er mit unverbrüchlicher Treue an dem Kurfürsten, dessen bessere Eigenschaften er wohl zu würdigen wußte.

Eberhard von Dankelmann.

Dankelmann stand endlich am Hofe ganz allein, nur noch von dem bisher unerschütterten Vertrauen des Kurfürsten gehalten. So war es wol ganz natürlich, daß in ihm die Fragen aufstiegen: Wirst du Herr der von der Schwäche des Fürsten großgezogenen, dem Lande verderblichen und dir feindlichen Mächte werden? oder werden diese dich doch noch stürzen? oder endlich: wird der Kampf unentschieden bis zum Tode des Kurfürsten oder deinem Tode währen?

Was in seiner Seele um jene Zeit vorging, zeigt folgender Vorfall. Während eines Tanzes bei Hofe trat der Kurfürst zu Dankelmann in dessen Arbeitszimmer. Indem sich Friedrich ein Gemälde ansah, that Dankelmann plötzlich die Aeußerung zu ihm, Alles, was er hier sähe, werde ihm bald gehören, und setzte auf die eindringliche Frage des Kurfürsten nach dem Sinne dieser räthselhaften Aeußerung hinzu: er werde in Ungnade fallen, gefangen gesetzt und seiner Aemter und Würden beraubt werden. Eines Tags aber, setzte er hinzu, werde seine Unschuld zu Tage kommen, und dann werde er das Verlorene zurück erhalten. — Betroffen sah ihn der Kurfürst einen Augenblick an, dann griff er nach einem auf dem Tische liegenden Neuen Testamente und schwor, solches solle nimmer geschehen, so wahr .... Dankelmann unterbrach ihn, indem er behauptete, es werde dennoch geschehen, da selbst der Kurfürst es nicht zu hindern vermöge.

Es wird sich bald zeigen, inwieweit Dankelmann richtig vorausschaute.

Einer der gewandtesten, glattesten Hofleute am Berliner Hofe war der Oberkammerherr Freiherr Kolb von Wartenberg. Bereits unter dem Großen Kurfürsten zum Rathe

Digitized by Google

ernannt, war er vor kurzer Zeit und zwar — dies ist wenigstens vielfach behauptet worden — auf Dankelmann's Zuthun zu jenem hervorragenden Amte berufen worden. Dieser Mann wurde der Mittelpunkt der dem ehrlichen Dankelmann feindseligen Partei, die sich zum Sturze desselben verschworen hatte. Indem Wartenberg, im vollen Gegensatze zu Dankelmann, den Schwächen Friedrich's schmeichelte und vor demselben seine wahren Gesinnungen in meisterhafter Weise zu verdecken verstand, befestigte er sich mehr und mehr in der Gunst des Fürsten.

Wartenberg gehörte zu der Klasse von Leuten, die einer der größten Menschenkenner, der britische Dichter Shakespeare, in folgenden Worten schildert:

— — — „Solch Gleisnervolk
Nagt oft, gleich Ratten, heil'ge Band' entzwei,
Zu fest verknüpft zum Lösen; schmeichelt jeder Laune,
Die aufsteht in dem Busen seines Herrn,
Trägt Oel ins Feu'r, zum Kaltsinn Schnee; verneint,
Bejaht und dreht den Hals wie Wetterhähne
Nach jedem Wind und Luftzug seiner Obern." —

Nach und nach wußte er durch gelegentlich hingeworfene wohlberechnete Aeußerungen in Friedrich den Verdacht zu erregen, Dankelmann hege die freventliche Absicht, Herrschaft über den Landesfürsten zu gewinnen. Es werde nicht gelingen, dafür bürge die Weisheit des Monarchen; — aber sei es nicht schon ein Verbrechen, einen solchen Schein zu erwecken? Stelle das nicht schon den erhabenen Namen des Landesherrn im In- und Auslande bloß!? — So senkte der gewandte Bösewicht eine Saat gefährlicher Gedanken in die Seele des ihm arglos vertrauenden Fürsten; bald ging sie auf und trug üble Frucht.

„Gefährliche Gedanken sind gleich Giften,
Die man zuerst kaum wahrnimmt am Geschmack,
Doch die nach kurzer Wirkung auf das Blut
Gleich Schwefeldämpfen glüh'n."

Eines Tages that der Kurfürst in Heftigkeit die Aeußerung: „Dankelmann will den Kurfürsten spielen, doch werde ich ihm zeigen, daß ich selbst Herr bin!" — Dankelmann hatte nach und nach seinen sechs Brüdern, gegen deren Redlichkeit und Tüchtigkeit sich ebenfalls nichts Haltbares sagen läßt, ansehnliche Staatsämter gegeben. Dieser Umstand vermehrte sowol den Neid als auch die Furcht seiner Gegner, die ihn in spöttischer Weise Dankelmann den Großen nannten. Dazu kam noch ein an sich höchst unschuldiger Vorgang, der aber klüglich ausgebeutet ward. Der Hofdichter Herr von Besser hatte die Dankelmann's in einem Gedichte gefeiert, in dem es von dem Vater und den sieben Söhnen heißt:

„Drei sind geheime Räth' und drei sind Präsidenten,
Des allerjüngsten Amt ist, Kanzler sein und Rath. —
Das ganze Griechenland hatt' eh'mals sieben Weisen,
In seinen Söhnen hat sie Dankelmann allein."

Noch übler aber wirkte Folgendes. Um Dankelmann, dem sie ihr Glück zu verdanken hatten, eine Freude zu bereiten, ließen einige Beamte ihm zu Ehren eine Schaumünze prägen. Auf der einen Seite war das Dankelmann'sche Wappen, ein wachthaltender Kranich, angebracht, auf der andern Seite sah man — in Beziehung auf die sieben Söhne — sieben Sterne am Himmel über einer Stadt.

Die Besteller der Schaumünze hatten natürlich keine Ahnung davon, welch ein gefährliches Mittel dieselbe in den Händen der Feinde Dankelmann's gegen diesen werden würde. Der Graf Christoph Dohna, Gouverneur des Kurprinzen, der ebenfalls schon vielfach durch das rauhe, rücksichtslose Wesen Dankelmann's verletzt worden war, gehörte dem Kreise an, der an dem Sturze des einflußreichen Ministers arbeitete. Man verbreitete nun zunächst, Dankelmann habe, von unerhörtem Stolze getrieben, selbst diese Schaumünze prägen lassen. Das „brandenburgische Siebengestirn", zu dem Dankelmann sich und die Seinen erhoben, spreche doch in der That lauter als Alles seine für Fürst und Land gefährlichen Gesinnungen aus! — Sodann beschloß der Graf Dohna, dem Kurfürsten eine dieser Schaumünzen in scheinbar

Digitized by Google

absichtsloser Weise in die Hände zu spielen. Der Kammermohr, eine Art Hofnarr, empfing von ihm eine solche, und es wurde nun, um jenen Zweck zu erreichen, ein trügerisches Spiel abgekartet. Als der Kurfürst zu Dohna ins Zimmer trat, sah er, daß der Mohr sich weigerte, etwas herauszugeben, was Jener heftig begehrte. Der Kurfürst begehrte zu wissen, was man vorhabe. Da sagte Dohna, der Mohr wolle ihm eine Schaumünze, die er ihm gezeigt habe, nicht wieder einhändigen. Auf das Verlangen des Kurfürsten, die Münze zu sehen, überreichte Dohna ihm dieselbe mit den Worten: „Ew. Kurfürstliche Durchlaucht werden nichts Neues sehen, da Sie selbst die Schaumünze haben schlagen lassen.“ „Ich“, sagte der Kurfürst, sie betrachtend, „ich hätte diese prägen lassen? Ich weiß nicht, was das ist.“ Er las die auf die Verherrlichung der Dankelmann's angebrachten Umschriften, gab sie an Dohna zurück und brach das Gespräch ab. — Aber das Maß seines Mißtrauens gegen Dankelmann war jetzt übervoll. Des Ministers Handlungsweise erschien ihm von nun ab in einem für diesen im höchsten Grade ungünstigen Lichte. Er hatte ihn so hoch erhoben, und nun — so schien es ihm — stellte sich, von verderblichem Ehrgeiz getrieben, dieser Mann über den Fürsten selbst, dadurch ihn, seinen Herrn und Wohlthäter, in der Meinung des Volkes erniedrigend. —

Christian Thomasius.

Als Dankelmann sah, daß er die Gunst des Kurfürsten verloren habe, bat er um seinen Abschied. Der Kurfürst, natürlichen Regungen der Großmuth und der Dankbarkeit folgend, genehmigte seine Entlassung, indem er zugleich schriftlich aussprach, daß dieselbe nicht als ein Zeichen seiner Ungnade gelten solle. Dankelmann behielt seinen Rang, das erbliche Postmeisteramt, die Präsidenten stelle in Kleve, die Hauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse, und dazu bestimmte ihm der Kurfürst ein Jahrgehalt von zehntausend Thalern. Zugleich ward ihm freigestellt, in Berlin, in Neustadt oder in Kleve seinen Wohnsitz zu nehmen.

Dankelmann war der obersten Staatsleitung enthoben; aber das genügte seinen Feinden noch nicht. Das war kein Sturz, wie sie ihn gewünscht hatten. Sie setzten daher das Werk ihrer Niedertracht fort und wußten es in kurzer Zeit dahin zu bringen, daß Dankelmann von Berlin nach Neustadt verwiesen wurde. Jetzt fehlten angeblich wichtige Staatspapiere, die, wie gesagt ward, in fremden Händen zu hochverrätherischen Zwecken gemißbraucht werden könnten.

Wer anders als Dankelmann konnte sie haben! Und was war von diesem stolzen und nun so tief gekränkten Manne nicht zu befürchten! Das Wohl des Fürstenhauses und das des Landes stand auf dem Spiele! Plötzlich wurde Dankelmann (am 10. Dezember 1697) in Neustadt verhaftet, nach Spandau, bald darauf aber, um ihn weiter von dem Kurfürsten zu entfernen, nach der Festung Peitz gebracht. Zugleich belegte man seine Güter und sein Vermögen mit Beschlag. Die gegen ihn eingeleitete Untersuchung zog sich in die Länge. Nachdem dieselbe bereits drei Jahre gewährt hatte, ward dem Hoffiskal Müller bei 2000 Dukaten Strafe befohlen, den Prozeß binnen vier Wochen zu Ende zu bringen. „Heiliger Gott, gerechter Richter“, schrieb Müller in das Protokoll, „Artikel kann ich machen, aber woher soll

Digitized by Google

ich die Beweise nehmen? Ich habe ein corpus actorum verlangt und nichts erhalten. Niemand will das Herz haben, den schlechten Zustand des Prozesses Sr. Kurf. Durchlaucht zu offenbaren." Lächerliche, boshafte und unbegründete Beschuldigungen wurden nun gegen Dankelmann aufgehäuft. Er habe, hieß es, die Leitung der ganzen Staatsverwaltung an sich gerissen, habe vielfach eigenmächtig gehandelt und des Kurfürsten Ansehen im Lande zu schädigen gesucht.

Erst fünf Jahre später wagte es ein Mitglied des Gerichtshofes, in einem besseren Sinne über den Angeklagten an den Kurfürsten zu berichten. Um diese Zeit war auch Graf Dohna seinem Sturze nahe, was ihn wol bewegen mochte, eine Fürbitte für den Mann einzulegen, dessen traurige Lage er mit verschuldet hatte. Dankelmann erhielt die Erlaubniß, bis auf eine halbe Meile im Umkreise von Peitz frische Luft zu schöpfen. Im Jahre 1707 ward ihm, nachdem man ihm das schriftliche Versprechen abgenommen hatte, gegen Niemand Rache üben zu wollen, Kottbus als Aufenthaltsort angewiesen. Aus seinem ihm entzogenen Vermögen wurden ihm von jetzt ab jährlich 2000 Thaler gezahlt.

Im höchsten Grade beklagenswerth ist es, daß einem so vortrefflichen Manne also mitgespielt werden konnte. Man kann ihm höchstens den Vorwurf machen, daß er Das, was er für Fürst und Volk als heilsam erkannte, in allzu rücksichtsloser Weise, namentlich dem Fürsten gegenüber, zur Geltung zu bringen bestrebt war, wodurch er in dem Letzteren die den Bestrebungen seiner Widersacher günstige Stimmung erweckte und nährte.

Gleich nach dem Sturze Dankelmann's hatte Wartenberg seine Stelle eingenommen. Ihm, dem es nicht um das Wohl des Staates, sondern nur um seinen eigenen Vortheil zu thun war, gelang es, seine jährliche Einnahme in kurzer Zeit bis auf 100,000 Thaler zu steigern. Da er jeder Laune des Fürsten geschickt zu schmeicheln wußte, befestigte er sich in der Gunst desselben in dem Grade, daß die wenigen Redlichen, die es in der großen Zahl der Hofbeamten gab, aus Furcht schwiegen. Offenbar war ein solcher Zustand gleich verderblich für den Fürsten wie für das Land. Daß dennoch die Staatsverwaltung sich auf einer gewissen Höhe erhielt, ist einmal dem kräftigen Anstoße zuzuschreiben, der in Bezug auf die Verwaltung vom Großen Kurfürsten ausgegangen war, fürs Andere dem glücklichen Umstande, daß Friedrich selbst, wie schon nachgewiesen wurde, an Gesinnung, wenn auch nicht an Kraft, dem Vater glich, so daß selbst ein Wartenberg, dieser durch und durch selbstsüchtige Mensch, um sich beim Kurfürsten beliebt zu machen, Begeisterung für manches Gute nicht allein zur Schau tragen, sondern es fördern mußte, was er unter anderen Umständen verfolgt und vernichtet haben würde.

Protestantische Einwanderer. Die bei dem Tode des Großen Kurfürsten unter den französischen Einwanderern entstandene Besorgniß, daß der Erbe der Macht ihnen nicht gleichen Schutz gewähren werde, wie sein unvergeßlicher Vorgänger, schwand bald. Nicht nur bestätigte Friedrich die den Eingewanderten verliehenen Rechte und Freiheiten, sondern auch er verhieß den in fremden Ländern bedrohten Glaubensgenossen gastliche Aufnahme. Was Anfangs ein frommes Werk der Menschlichkeit war, zeigte sich bald genug auch äußerlich als segenbringend für das Land. Manche wohlthätige Einrichtung, die in dem Leben des Staates jetzt Fleisch und Blut geworden ist, verdanken wir den Einwanderern. Die Zahl der Franzosen, unter Abrechnung derer, welche in den Kriegsdienst traten, betrug im Jahre 1700 über 15,000. Fünf Regimenter bestanden zum größten Theile aus eingewanderten Franzosen. Viele brachten nicht unbedeutende Geldsummen ins Land; namentlich aber übten die französischen Einwanderer auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens einen wohlthätigen Einfluß. Sie legten an verschiedenen Orten Wollen-, Seiden-, Leder-, Gold- und Silberwaarenfabriken, Walkmühlen, Pressen, Färbereien und Waarenmagazine an. Wurden doch durch ihre Gewerbthätigkeit allein 43 Fabrikate und gewerbliche Erzeugnisse, die man früher mit schweren Geldopfern aus dem Auslande hatte beziehen müssen, im Lande heimisch. Es muß ferner anerkannt werden, daß die geistige und gesellige Bildung der Einwanderer aus den höheren Ständen nicht wenig dazu beitrug, den Sinn für geistiges Leben

Digitized by Google

in weiteren Kreisen zu erregen. — Man vergesse nicht hierbei in Erwägung zu ziehen, daß die Franzosen, die um ihres Glaubens willen auswanderten, gerade zu den Besten ihrer Nation gehörten. In ihnen war neben geistiger Regsamkeit auch Tiefe des Gemüths vorhanden, wie sie sich auch durch größere Sittenstrenge vor den meisten Genossen ihrer Heimat auszeichneten. Die Vermischung der französischen Einwanderer mit den Bewohnern der Hauptstadt mag den eigenthümlichen Berliner Volksgeist mit hervorgebracht haben, der neben dem Grundzuge deutschen Biedersinnes eine außerordentliche Beweglichkeit zeigt.

Es wurde mitgetheilt, in wie unmenschlicher Weise die Franzosen im Jahre 1688 die Pfalz verwüsteten. Dort hatte man es namentlich auf die protestantischen Wallonen abgesehen, die im sechzehnten Jahrhundert durch den blutdürstigen Herzog Alba aus den Niederlanden vertrieben und in der Pfalz aufgenommen worden waren. Ihnen gewährte Friedrich im Jahre 1689 dieselben Freiheiten und Rechte, deren sich die französischen Einwanderer zu erfreuen hatten. Mehrere Tausend Wallonen kamen ins Land; der größte Theil derselben ließ sich in dem seit seiner Zerstörung bis dahin noch fast gänzlich wüst liegenden Magdeburg nieder, das sie wieder aufbauten. Die Uebrigen siedelten sich in der Umgegend von Burg und Stendal an; sie beschäftigten sich vorzugsweise mit Gemüse-, Tabaks- und Obstbau. Daß die meisten Einwanderer lange Zeit noch von dem Wunsche beseelt waren, unter gesicherten Zuständen wieder zur Stätte ihrer Geburt zurückzukehren, erklärt sich aus den natürlichen Gefühlen, die in jeder Menschenbrust leben. Ob nun gleich von Seiten des Großen Kurfürsten sowol wie von Seiten Friedrich's nicht wenige Geldmittel zu Gunsten der Einwanderer verwandt worden waren, so zeigten doch beide Fürsten eine seltene Uneigennützigkeit und eine durch und durch edle Gesinnung auch darin, daß sie unausgesetzt bemüht waren, Jenen die Rückkehr zu ermöglichen. Der protestantischen Religion Duldung in der Heimat der Auswanderer zu verschaffen, war ihr unausgesetztes Streben. Die Hartnäckigkeit, mit der Ludwig XIV. Anträge und Forderungen solcher Art zurückwies, benahm den französischen Flüchtlingen jedoch nach und nach alle Hoffnung, ihre Heimat wieder zu betreten, und sie bürgerten sich allgemach bei uns ein — ein unersetzlicher Schade für Frankreich, das in den Protestanten ja eben eine bedeutende Zahl seiner edelsten Landeskinder von sich gestoßen hatte. Unter Friedrich fanden ferner 840 protestantische Waldenser in Brandenburg Aufnahme. Aber schon nach einem Jahre trieb sie die Sehnsucht nach ihren heimatlichen Bergen und Thälern, wie auch der Wunsch, Theil zu nehmen an dem Kampfe für die ihnen unrechtmäßig genommenen Wohnsitze, nach dem Süden zurück. Von dem Kurfürsten wurden ihnen, als sie ihren Wunsch zurückzukehren ihm hatten vortragen lassen, keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt.

Jakob Spener.

Christian Thomasius. Aber nicht nur Protestanten fremder Lande fanden in Brandenburg eine Zufluchtsstätte, sondern auch frei denkenden Männern des deutschen Volkes, die von ihren Landesregierungen Verfolgungen zu erleiden hatten, wurde hier Schutz gewährt.

In Leipzig lehrte zu jener Zeit der außerordentlich geistreiche, lebhafte und gelehrte Doktor der Rechte Christian Thomasius, der durch seine Vorlesungen wie auch als Herausgeber der ersten deutschen Zeitschrift, in der er u. A. mit aller Energie seiner Ueberzeugung und seines edlen Herzens die noch immer fortdauernden Hexenverfolgungen bekämpfte, sich

Digitized by Google

bald den Haß der lutherischen Partei zuzog. Es ging ihm so, wie es vielen wackeren und frommen Leuten zu allen Zeiten ergangen ist: weil er den Glauben der herrschenden Partei nicht in jedem Punkte theilte, ward er als Irrlehrer und Feind der Religion angeklagt und von der Kanzel herab und im Beichtstuhl aufs Bitterste angegriffen.

Philipp Jakob Spener, der hochbegabte Kanzelredner, hatte Aehnliches zu erleiden. Dieser, seit dem Jahre 1685 als Hofprediger in Dresden wirkend, erregte dadurch Aufsehen, daß er den Glauben nicht durch das leere Behaupten gewisser Glaubenssätze, sondern durch Thaten der Liebe und Reinheit des Wandels wollte erwiesen haben. Er und seine Anhänger erhielten den Namen „Pietisten", ein Name, der später erst eine Bezeichnung für solche Leute wurde, die ihrer Christenpflicht in dem Ergehen in frommen Gefühlen genug gethan zu haben vermeinen. Eine Auffassung des Christenthums, wie Spener sie hinstellte, fand vor den Leipziger und Wittenberger Theologen keine Gnade.

August Hermann Francke, der an der Leipziger Universität Vorlesungen über die Bibel und das theologische Studium hielt, glich ihm in Bezug auf Glauben und Lehre.

Der letztgenannten beiden Männer nahm sich Thomasius auf das Lebhafteste an, indem er für sie in wahrhaft aufopfernder Weise stritt. Mit der Zunahme der Angriffe gegen sie und ihn, ihren Vertheidiger, wuchsen ihm Muth und Kraft. —

Gerade zu jener Zeit hatte der dänische Hofprediger **Masius** eine Schrift erscheinen lassen, in welcher er den Fürsten die Vortheile darlegte, die ihnen das Lutherthum gewähre. Die ganze Auseinandersetzung lief auf den Gedanken hinaus: das Lutherthum lehre, die Macht der Fürsten komme unmittelbar von Gott, daher dasselbe am geeignetsten sei, das Volk im Gehorsam gegen die Regierenden zu erhalten. Neige sich nun auch ein Fürst nicht persönlich zum Lutherthume, so fordere es doch sein Vortheil, es im Lande auf jegliche Art zu stützen und zu fördern. — Der fromme Mann redete fast wie Machiavell. Er hatte es offenbar auf Erhebung des Lutherthums zur Staatsreligion abgesehen.

Thomasius widerlegte den Hofprediger Masius in jedem Punkte mit den schlagendsten Gründen. Aber was half dies bei Leuten, die die Religion nur schätzen, so weit sie sich ihnen als Mittel darstellt, herrschsüchtigen Gelüsten Vorschub zu leisten? Die Gegenschrift von Thomasius erregte am dänischen Hofe einen solchen Grimm, daß sie auf Befehl des Königs durch Henkershand den Flammen übergeben wurde. Nicht lange darauf fand Thomasius Anlaß zu neuem Kampfe. Die sächsischen Theologen hatten großen Anstoß an der Verheirathung des lutherischen Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz mit der reformirten Herzogin von Mecklenburg-Güstrow, der Schwester des Kurfürsten Friedrich, genommen. Es erfolgten von vielen Seiten die heftigsten Angriffe. Auch über diese Angelegenheit sprach sich Thomasius in einer Schrift klar und furchtlos aus; er bewies, daß jene Verbindung göttlichen und menschlichen Geboten durchaus nicht widerstreite, demnach nicht gegen die heilige Schrift sei. — Nun war das Maß des Hasses gegen den tapfern Mann voll. Die sächsischen Theologen setzten es durch, daß ihm sein Landesherr das Halten von Vorlesungen und das Herausgeben von Schriften bei strenger Strafe verbot. Von Anhängern ging ihm zu gleicher Zeit die Nachricht zu, man beabsichtige, ihn festzunehmen. Letzteres bestimmte ihn, in Berlin eine Zufluchtsstätte zu suchen. — In Berlin hatte inzwischen auch der fromme Spener Aufnahme gefunden; er wirkte mit Segen an der Nikolaikirche. Thomasius ward mit einem Gehalte von 500 Thalern zum kurfürstlichen Rathe ernannt, auch nahm Friedrich, angeregt durch Dankelmann, der zu dieser Zeit bei ihm noch in voller Gunst stand, den Plan seines Vaters auf, in Halle eine Universität zu errichten.

Errichtung der Universität zu Halle. Bald darauf finden wir **Thomasius** in Halle, wo er in seiner Wohnung Vorlesungen hielt. Spöttischerweise hatten noch kurz zuvor die Theologen in Halle geäußert, er möge sich doch ja, wenn er nicht vor leeren Stühlen lesen wolle, Zuhörer mitbringen. Aber es währte nicht lange, so war seine Wohnung für die Zahl seiner Hörer viel zu klein, und es ward ihm auf seinen Wunsch von

Digitized by Google

dem Stadtrathe ein Hörsaal in der auf dem Marktplatz gelegenen „Wage“ eingeräumt. Großen Beifall fand es, daß er, was bis dahin auf den Universitäten noch unerhört gewesen, seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt.

Unter dem 20. Juni 1692 ertheilte der Kurfürst der neuen Universität die Statuten und Privilegien. Es war um so mehr ein Bedürfniß zur Stiftung dieser Hochschule vorhanden, als seit der Zeit des Großen Kurfürsten den Brandenburgern der Besuch der lutherischen Universitäten zu Wittenberg und Leipzig untersagt und in der Nähe eine reformirte Universität nicht vorhanden war. Friedrich berief unter anderen tüchtigen Männern den in Erfurt (dorthin hatte sich der milde Prediger aus Leipzig vor dem Wüthen der Lutheraner zurückgezogen) seines Amtes entsetzten August Hermann Francke nach Halle. Die Einweihung der Universität, wobei Friedrich selbst zugegen war, erfolgte am 10. Mai 1694.

Hermann Francke-Denkmal in Halle.

Die Eröffnungsrede hielt Paul von Fuchs, der unter Anderm den Ausspruch that: als das rechte Symbol des brandenburgischen Staates erscheine ihm Pallas, welche zugleich den Kriegs- und Friedenskünsten vorstehe. — Die Zahl der Studirenden an der neuen Hochschule stieg schon nach wenigen Jahren von 700 auf 2000. — Thomasius sowol als Francke entfalteten hier, ein Jeder in seiner Weise, eine für die Kirche, die Wissenschaft und das Leben außerordentlich segensreiche Wirksamkeit.

Stiftung des Waisenhauses in Halle. Francke ist der Stifter des Waisenhauses und Pädagogiums daselbst. Dieser edle Mann, der in Halle zugleich als Prediger der Vorstadt Glaucha wirkte, faßte den Sinn seines Amtes in wahrhaft apostolischer Weise auf; er lebte wie ein treuer Hirt in seiner Gemeinde und theilte sein Brot mit den Armen. Letztere leiblich und geistig zu heben, bestrebte er sich unablässig. Von Wohlhabenden ward ihm manche Gabe geboten, die er redlich zum Wohle der Bedürftigen verwandte. Oft freilich

Digitized by Google

ging es auch bei ihm gar knapp und kümmerlich zu. Eines Tages fand er zu seiner großen Freude in der Armenbüchse, die er in seinem Hause aufgestellt hatte, sieben Gulden, welche eine fromme Frau hineingethan hatte. Daraufhin beschloß er eine Armenschule zu stiften; zwei Thaler verwandte er zum Ankauf von Büchern, ein armer Student übernahm es, für einen Thaler monatlich täglich zwei Stunden Unterricht zu ertheilen. — Jene Gabe reichte freilich nicht lange aus; doch fanden sich Wohlthäter, die das Unternehmen unterstützten, und bald wurden in der neu begründeten Schule auch Kinder gegen Schulgeld unterrichtet.

Aber was halfen Zucht und Lehre in der Schule, wenn das Haus wieder verdarb, was die Schule aufbaute? Francke beschloß, arme Kinder, deren sicheres Verderben vorauszusehen war, wenn sie der Einwirkung ihrer bisheriger Häuslichkeit nicht entzogen würden, in Pflege zu nehmen. Arme Studirende waren dem Menschenfreunde bei dem Werke der Erziehung behülflich, wofür er ihnen Freitische verschaffte. Zuerst nahm er zwei Kinder auf, dann noch zwei, bald befanden sich zwölf bei ihm. Wahrlich, er hatte einen guten Theil von dem Glauben in sich, der Berge versetzt. Das unmöglich Scheinende ward möglich. Sorgen um das tägliche Brot gab es genug, aber wenn die Noth am größten war, blieb auch Gottes Hülfe nicht aus. — Man erkannte in immer weiteren Kreisen: hier werde ein Gotteswerk geübt; Wohlhabende gaben Geld, arme Landleute aus den nächsten Dörfern trugen Lebensmittel herbei, und gar Manche noch bethätigten Liebe um Liebe.

Im Jahre 1698 ward der Grundstein zu dem jetzt noch bestehenden Halle'schen Waisenhause gelegt, in welchem bis heute schon viele Tausend arme Waisen erzogen worden sind. Ein Denkmal, das dem wahrhaft frommen Manne später unter Friedrich Wilhelm III. gesetzt worden ist, trägt die einfache Inschrift: „Er vertraute Gott".

„Dem Beispiele Francke's", sagt G. Freytag in seiner vortrefflichen Schrift „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes", „folgte man in vielen anderen Städten, und für alle Zeiten soll unser Volk mit besonderem Interesse auf diese Stiftungen unserer frommen Vorfahren sehen. Denn sie sind die ersten gemeinnützigen Unternehmungen, welche durch freie Beiträge Einzelner aus ganz Deutschland gegründet wurden. Zum ersten Male wurde durch sie dem Volke in das Bewußtsein gebracht, wie Großes durch das Zusammenwirken Vieler geschaffen werden könne. Daß diese Erfahrung dem Volke damals wie ein Märchen erschien, ist nicht auffallend, wenn man erwägt, daß in den Jahrzehnten vor und nach 1700 aus den Ländern deutscher Zunge weit mehr als eine Million Thaler für Waisenhäuser und ähnliche wohlthätige Anstalten zusammengebracht sein muß — allerdings nicht nur aus Privatkassen."

Sophie Charlotte.

Mit Sophie Charlotte, seiner zweiten Gemahlin, hatte sich Friedrich schon vor seinem Regierungsantritte vermählt. Sie war die einzige Tochter des Kurfürsten Ernst August von Hannover und der Prinzessin Sophie aus dem kurpfälzischen Hause und — von mütterlicher Seite — eine Enkelin der unglücklichen Kurfürstin Elisabeth Stuart von Kurpfalz. Ihre Mutter, die genannte Kurfürstin Sophie von Hannover, war an Geist, Wissen und Thatkraft eine der hervorragendsten Fürstinnen ihrer Zeit. Sie hatte viel Theil daran, daß Hannover zum Kurfürstenthume erhoben wurde.

Es möge an dieser Stelle darauf verwiesen werden, daß, gemäß der von Wilhelm III. von England festgesetzten und vom Parlament genehmigten Thronfolgeordnung, der Bruder der Prinzessin Sophie Charlotte, Georg, und mit ihm das Haus Braunschweig-Hannover im Jahre 1714 zur Regierung in England gelangte, was zur Folge hatte, daß von da ab die Könige von England, da sie zugleich Kurfürsten von Hannover waren, vielfach in die deutschen Angelegenheiten verwickelt wurden. — Mit größtem Eifer ließ die Herzogin es sich angelegen sein, ihrer Tochter Sophie Charlotte, die bestmögliche Ausbildung zu geben. Da die Prinzessin von Natur hoch begabt war, so wurden die Bemühungen ihrer Mutter von

Digitized by Google

vorzüglichem Erfolge gekrönt. Siebzehn Jahre alt, ſchrieb und ſprach die Prinzeſſin das Franzöſiſche, Engliſche und Italieniſche mit eben ſolcher Leichtigkeit wie ihre Mutterſprache. Im Lateiniſchen und in den ernſten Wiſſenſchaften hatte ſie große Fortſchritte gemacht, auch fand ſie Geſchmack an der ſchönen Literatur und der Kunſt und übte fleißig Muſik.

Gottfried Wilhelm Leibniz. Dieſer große Philoſoph (geb. zu Leipzig den 3. Juli 1646) bekleidete um jene Zeit in Hannover das Amt eines Bibliothekars und Rathes und ſtand bei der Herzogin in großem Anſehen. Sie unterhielt ſich gern mit ihm über gelehrte Dinge und über Staatsangelegenheiten, und bald widmete auch die Prinzeſſin dieſem erleuchteten Geiſte ihre Bewunderung und Verehrung. — So hoch Leibniz geiſtig emporragte, ſo armſelig war er körperlich ausgeſtattet. Er hatte einen unverhältnißmäßig großen Kopf, kleine Augen, krumme Beine, ging gebückt und trug den Kopf zwiſchen den Schultern, als ſei er verwachſen. Frühzeitig hatte er einen kahlen Kopf bekommen, und auf der Mitte deſſelben befand ſich ein Gewächs von der Größe eines Taubeneies. Gleichwol ward kein Kavalier des Landes ſo gern geſehen von den fürſtlichen Frauen des Hofes wie dieſer Mann; eine Unterredung mit ihm betrachtete Sophie Charlotte als einen Hochgenuß. Bezeichnend für ihren Wiſſenseifer iſt eine Aeußerung, die Leibniz einſt gegen ſie that. „Es iſt nicht möglich", ſagte er, „Sie zufrieden zu ſtellen; Sie wollen ſtets das Warum vom Warum wiſſen."

Digitized by Google

In ihrem siebzehnten Lebensjahre (1684) fand ihre Vermählung mit Friedrich statt, und es erfolgte ihre Uebersiedelung nach Berlin. Da sie, im Gegensatz zu ihrem Gemahl, der Glanz und Pracht liebte, nach geistigen Genüssen suchte, so fand ein inniges Zusammenleben mit ihm nicht statt. Doch gab es bei aller Verschiedenheit des Charakters doch einige Punkte, in denen die Wünsche und Bestrebungen des fürstlichen Ehepaares zusammentrafen. Beiden war es darum zu thun, Kunst und Wissenschaft zu fördern; von Seiten des Kurfürsten geschah dies freilich vorherrschend um deswillen, weil, wie er sich sagte, Kunst und Wissen dem Staate und dem Hofe Zierde verleihen, während Sophie Charlotte sich gänzlich von dem Interesse an der Sache leiten ließ; sie fand Gelegenheit, Manches zur Hebung der Wissenschaften zu thun, und ließ es an Anregungen auch nicht fehlen.

Friedrich kaufte seiner Gemahlin das nahe bei Berlin gelegene Dorf Lützen, woselbst er ihr ein Schloß erbauen ließ. Das Schloß, anfänglich Lützenburg genannt, empfing durch Friedrich erst nach dem Tode seiner Gemahlin, um ihr Andenken zu ehren, den Namen Charlottenburg und gleichzeitig wurde das Dorf zur Stadt erhoben. In diesem Schlosse verlebte Sophie Charlotte im Kreise geistreicher Menschen, die sie um sich versammelte, ihre glücklichsten Tage.

Der Engländer Toland, der während seines Aufenthalts in Brandenburg ebenfalls Zutritt bei Hofe fand, berichtet u. A. Folgendes: „Die Fürstin bringt ihre meiste Zeit in einem Palaste zu, der bei dem Dorfe Lützen an der Spree, eine Meile von Berlin, liegt und noch nicht völlig ausgebaut ist. Von Berlin kann man bis dahin durch einen Park oder Thiergarten auf einer Treckschüte und kleinem Kahne zu Wasser fahren. Der Garten, welcher zwischen dem Schlosse und dem Flusse mitten inne liegt, wird mit der Zeit, seiner Größe nach, einer von den allerschönsten in Deutschland werden, und wird ihn schon jetzt so leicht keiner in England übertreffen. Allein weil doch hier noch nichts zu seiner Vollkommenheit gelangt ist, so will ich für jetzt keine weitere Beschreibung machen, obgleich sonst nicht zu zweifeln ist, daß es in kurzer Zeit ein sehr angenehmer Ort werden wird, und zwar das durch Anordnung und Einrichtung Sophie Charlottens, der schönsten Prinzessin ihrer Zeit, die keinem Menschen an Annehmlichkeit der Unterhaltung und des Umganges etwas nachgiebt. Sie hat überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man bewundert sowol ihren scharfen Geist als ihr gründliches Wissen, so sie in den schwersten Stücken der Weltweisheit erlangt hat. Ja, ich muß frei und ohne Schmeichelei gegen ihre hohe Person bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben Niemand gehört, welcher geschickere Einwürfe hätte machen oder die Unzulänglichkeit eines vorgebrachten Argumentes oder Schlusses hurtiger entdecken, oder auch die Schwäche und Stärke einer Meinung leichter penetriren können, als eben sie. Kein Mensch hat jemals besser die Kunst gelernt, wie man sich bei allem seinem Thun und Lassen mit Nutzen eine zulässliche Ergötzlichkeit machen könne, als eben sie, allein ihr angenehmster Zeitvertreib ist die Musik, und wer sie in so hohem Grade lieben will, muß sie auch so wohl verstehen, als diese Fürstin, welches nicht leicht ist. Sie spielt vollkommen auf dem Cymbal, welches sie alle Tage thut; sie singt auch wol, und der berühmte Buononcini, einer von den größten heutigen Meistern, sagte mir einst, daß ihre Kompositionen überaus accurat gesetzt wären. Sie sieht es gern, wenn Fremde ihr aufwarten und ihr von Allem, was in ihren Landen merkwürdig ist, Nachricht geben. Alles, was lebhaft ist, kommt an ihren Hof, und sieht man allda zwei Dinge, nämlich Studiren und Lustbarkeiten, in voller Einigkeit beisammen, die doch sonst die Welt für einander ganz zuwider hält. — Was ihre Person anbelangt, so ist sie nicht lang und schmal, sondern vielmehr etwas stark von Leibe, ihre ganze Bildung ist durchaus regulär und ihre Haut sehr weiß und lebhaft. Sie hat blaue Augen und kohlschwarze Haare; sie hat sehr gern schöne Damen um sich, wie denn ihr ganzes Frauenzimmer voll davon ist."

Der italienische Gelehrte Gregorio Seti, der auf seiner Reise durch Deutschland auch Berlin berührte, schreibt über seinen Aufenthalt am kurfürstlichen Hofe daselbst:

Digitized by Google

„Der Hof zu Berlin iſt ein irdiſches Paradies, in welchem die Kurfürſtin als Baum des Lebens prangt, deren engelreine Tugend und irdiſche Vollkommenheit Allen um ſich her Leben, Geiſt und Anmuth verleihen.“ — Den Kreis von gelehrten und geiſtvollen Männern, welchen die Fürſtin in ihrem Schloſſe faſt täglich um ſich ſammelte, wußte ſie mit feinem Takte und ohne auf Bekenntniß, Abſtammung, Geburt oder Rang zu achten, auszuwählen; vorzugsweiſe erfreute ſie ſich an Unterhaltungen über Fragen, die ſie meiſt aus den Gebieten der Philoſophie und Religion aufwarf. (Die Eigenthümlichkeiten und das äußere Weſen der damaligen vornehmen Geſellſchaft wird uns ſpäterhin noch beſchäftigen. Vgl. S. 81.)

Eine Abendgeſellſchaft bei Sophie Charlotte.

Gedanken an Erwerbung der Königskrone. Gedenkt man des Glanzes, den Friedrich liebte, ſo liegt der Gedanke nahe, daß der Wunſch, das Kurfürſtenthum zu einem Königthum zu erheben, der Eitelkeit des Fürſten entſprungen ſei. Geiſtreich ſich dünkende Leute haben geſagt, hier bewähre ſich wieder einmal der Satz „kleine Urſachen, große Wirkungen“, denn der Umſtand, daß Friedrich ſeinen durch den Fall in der Kindheit gekrümmten Rücken durch eine beſonders zugerichtete Kleidung habe zur Ebenheit herausputzen laſſen, habe ihn offenbar hinübergeleitet zu weitergehenden Wünſchen nach äußerem Schein, Prunk und nach Zierrat aller Art — ſchließlich nach Erlangung der Königskrone. —

Weiterhin wird erzählt, außer der angedeuteten körperlichen Unebenheit spiele ein Lehnstuhl die zweite Rolle in dieser Angelegenheit. Als nämlich Friedrich mit dem zum Könige von England erhobenen Wilhelm von Oranien im Haag zusammengetroffen sei, habe man — der herrschenden Sitte gemäß — für den König einen Lehnstuhl, für Friedrich aber einen Stuhl ohne Lehne hingestellt. Von nun an habe es dem Kurfürsten gegolten, um jeden Preis die Königskrone zu erringen.

Doch „wozu die Brücke breiter als der Fluß?“ Gewiß war Friedrich der Eitelkeit nicht bar; eine Auffassung aber, die das Streben Friedrich's, sich die Königskrone auf das Haupt zu setzen, einzig und allein als aus seiner Eitelkeit entsprungen erklärt, kann nur von Leuten getheilt werden, die nur die Oberfläche geschichtlicher Ereignisse sehen. Wer die Strömung des geschichtlichen Lebens Brandenburgs vom Anfange der Regierung des Großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrich's als ein Ganzes ins Auge faßt, wer die Mittel genauer betrachtet, die Friedrich anwandte, um den geistigen Inhalt des Staatslebens in der Bahn, die der Vater ihm gegeben, zu erhalten, und wer endlich gleichzeitige Vorkommnisse an anderen Höfen mit in Betracht zieht, der erkennt bald, daß die Eitelkeit dem Kurfürsten keineswegs Führerin auf seiner Lebensbahn, sondern nur Begleiterin — freilich eine sehr kostspielige — war.

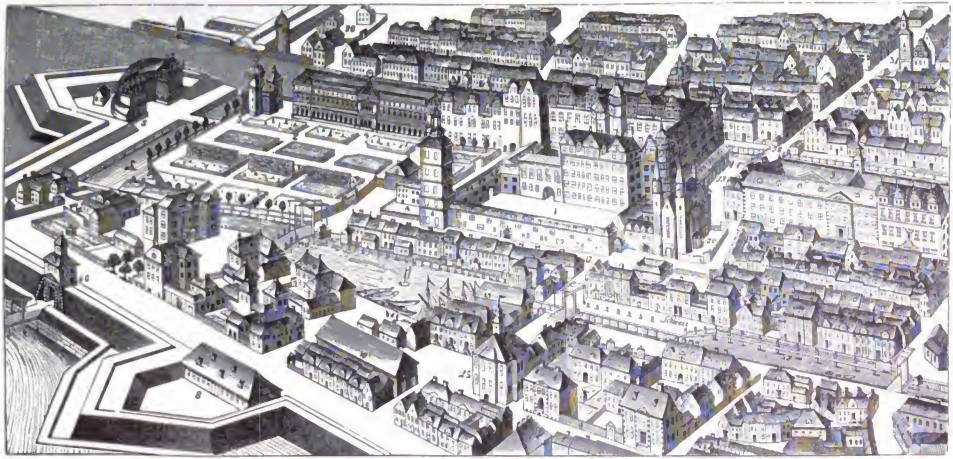
Den brandenburgisch-preußischen Staat zu einem Königreiche zu erheben, war ein Gedanke, der in der Luft lag. Diesen Gedanken hätte vielleicht schon der Große Kurfürst zur Verwirklichung gebracht, wenn dem Letzteren eine längere Lebensdauer beschieden gewesen wäre. Der Titel eines Herzogs von Preußen erinnerte immer noch an das Verhältniß zu Polen, und wir haben ja gesehen, daß diese Erinnerung von mancherlei üblen Nachwirkungen war. Friedrich wurde in immer eindringlicherer Weise wieder auf jenen seinen Wunsch zurückgeführt. Ludwig XIV. hatte ihn mehrmals dazu aufgefordert, nicht aus Wohlwollen gegen Brandenburg, sondern getrieben von dem Wunsche, Oesterreich einen empfindlichen Streich zu spielen. Er sah von seinem Standpunkte aus darin das beste Mittel, Brandenburg für immer von Oesterreich zu scheiden, und rechnete darauf, daß Brandenburg bei den infolge eines solchen Ereignisses unausbleiblich eintretenden Kämpfen gegen den Kaiser die Bundesgenossenschaft Frankreichs nicht werde entbehren können, wodurch für letzteres dann die erwünschte Gelegenheit nicht ausbleiben werde, sich für seine „Hülfe“ auf Kosten Deutschlands bezahlt zu machen.

Es läßt sich vermuthen, daß in der geheimen Unterredung, die Friedrich mit seinem Vater kurz vor dessen Tode hatte, auch diese Angelegenheit zur Sprache kam. Unter dem Großen Kurfürsten waren die verschiedenen Theile des Staates zu einem Ganzen verbunden worden, die Erhöhung des Staates zum Königthum mußte geeignet erscheinen, eine noch innigere Verbindung der Theile herzustellen. Auch war zu jener Zeit ein allgemeines Aufstreben unter den bedeutenderen Fürstenhäusern bemerkbar. August von Sachsen wurde König von Polen, die Linie Pfalz-Zweibrücken gelangte in Schweden zum Königsthron, Wilhelm von Oranien ward König von Großbritannien, das Haus Braunschweig-Lüneburg (jetzt Hannover) trachtete danach, in den Besitz der Kurwürde zu gelangen; Zar Peter führte sein weites Reich in die Reihe der Großmächte Europa's ein. Mußten nicht Vorgänge dieser Art für Friedrich Anlaß werden, den unzweifelhaft von Anfang seiner Regierung an gehegten Wunsch fortgesetzt zu verstärken?

Endlich muß noch in Erwägung gezogen werden, daß Brandenburg an Macht und Ansehen sogar manches Königreich jener Zeit überragte. Leibnitz, der sich lebhaft mit dieser Angelegenheit beschäftigte, that die Aeußerung, daß *allezeit zur Erfüllung des Wesens auch der Name gehöre; der Kurfürst von Brandenburg habe Alles gehabt, was königlich sei; König aber sei er erst dadurch, daß er König heiße.* —

So mochte die Eitelkeit Friedrich's immerhin Antheil an seinem Bestreben, die Königskrone zu erlangen, haben; der Hauptgrund lag für ihn in dem Verständniß der Zeit und der Geschichte seines Landes.

Digitized by Google



Berlin mit dem Churfürstlichen Schlosse und einem Theil der Festungswerke im Jahre 1688. Nach Joh. Bernh. Schultz.

Zeichenerklärung: 1. Residenzschloß. 2. Lustgarten. A. Das Ballhaus. 3. Grotte im Lustgarten (das Memhardt'sche „Neue Lusthaus"). 4. Das projektirte Bibliotheksgebäude. 5. „Neu gebautes Oranje Hauß." 6. „Churfürstliche Münze." 8. Zeughäuser. 9. Churfürstlicher Stall in Cölln. 10. „Ihrer Durchlaucht der Churfürstin Stall." 12. Das „Posthauß". 13. „Die Niederlage." 17. „Mühle beim Schloß." 20. Die Domkirche nebst dem Domkirchhof auf dem Schloßplatz. 25. Friedrich-Werdersche Kirche und Cöllner Rathhaus; daneben rechts das „Fürstenhaus". 26. Die Heilige Geistkirche. 29. „Das Joachimsthalische Gymnasium." 31. Das Berlinische Rathhaus. 33. Die Stechbahn (die zweite). 38. Die Lange Brücke (jetzt Kurfürstenbrücke). 39. Die neue Brücke auf dem Werder (die Straße führte zum Leipziger Thore). 40. Die Hundebrücke (Schloßbrücke). 46. Das „Neue Thor".

Digitized by Google

Scene aus dem Krönungszug nach Königsberg. Zeichnung von Ludwig Burger.

Friedrich der Erste,

erster König von Preußen.

Erwerb der Königskrone

Nach der damals noch in Deutschland herrschenden Ansicht konnte die Ertheilung der Königswürde an deutsche Fürsten nur von dem römisch-deutschen Kaiser ausgehen. Friedrich's Bestreben war seither dahin gegangen, Oesterreich zu Danke sich zu verpflichten. Für Das, was Friedrich zum Nutzen des Hauses Habsburg gethan hatte, fühlte sich dieses freilich nicht zu wirklicher Dankerweisung verpflichtet. Die im Geheimen aufs Thätigste betriebenen Verhandlungen wegen des Königstitels führten zu keinem Ergebniß, und es war schon eine Reihe von Jahren vergangen, ohne daß Friedrich seinem Ziele auch nur um einen Schritt näher gerückt war. — Da bot sich dem Kurfürsten eine Hülfe aus einem Lager dar, in dem er — seine Denk- und Handlungsweise in Anschlag gebracht — eine Befreundung zu vermuthen wahrlich nicht berechtigt war — aus dem Lager der Jesuiten.

Erwerb der Königskrone. Der Jesuit Vota, ein äußerst gewandter, weltkluger und kenntnißreicher Mann, den sich der zur katholischen Religion übergetretene König August von Polen zum Beichtvater erwählt hatte, überreichte dem Kurfürsten Friedrich eine von ihm verfaßte Denkschrift, in der die Vortheile aus einander gesetzt waren, die sich für Friedrich aus

Digitized by Google

der Annahme des Königstitels ergeben würden. Was liegt näher als die Vermuthung, daß der Inhalt der Denkschrift das Ergebniß der Unterredung des Jesuiten Vota mit seinem Beichtkinde, dem Könige August, war? Der Denkschrift war der Rath beigefügt, Friedrich möchte sich, wenn ihm die Königswürde zufiele, nicht König von Preußen nennen, da dieser Titel in Polen nicht gern gesehen werden und auch den König August, wenn dieser ihn anerkenne, in Polen verhaßt machen würde: er möchte vielmehr den Titel eines Königs der Vandalen oder Wenden wählen. Der Schwerpunkt der Denkschrift lag aber darin, daß dem Kurfürsten gerathen ward, sich mit seinen auf die Erlangung des Königstitels zielenden Anträgen nicht an den Kaiser, sondern an den — Papst zu wenden. Dieser Rath enthüllt die tiefere Absicht des Jesuiten. Er hoffte, den Kurfürsten zum Abfall von dem evangelischen Bekenntniß zu bewegen. Das wäre ein Sieg ohne Gleichen für die katholische Kirche gewesen. Vota hatte mehrfach Gelegenheit gehabt, durch längeren Aufenthalt in Berlin die Verhältnisse am kurfürstlichen Hofe kennen zu lernen. Die Kurfürstin Sophie Charlotte, die sich, wie der Leser weiß, trotz ihres Freisinnes in Sachen der Religion doch gern und viel mit gelehrten und gebildeten Männern über religiöse Streitfragen zu unterhalten liebte, hatte auch den Jesuiten Vota mehrfach zu ihren Abendgesellschaften gezogen, um ihn den reformirten Hofpredigern gegenüber in ihrer Gegenwart die Satzungen der katholischen Kirche vertheidigen zu lassen. Der ziemlich heftig geführte Disput verlief selbstverständlich im Sande, aber die Kurfürstin hatte an dem geistreichen Manne, mit dem sie später noch längere Zeit in gelehrtem Briefwechsel gestanden hat, Gefallen gefunden; er war bei ihr ein gern gesehener Gast und lernte auf diese Weise auch den Kurfürsten persönlich kennen. Nun war zwar Friedrich gleichfalls, wie wir wissen, in Glaubenssachen ziemlich tolerant, wie denn überhaupt am kurfürstlichen Hofe der Unterschied des Bekenntnisses damals nicht besonders betont wurde. Gleichwol aber ging Vota in seinem Urtheil, das er sich über die Gesinnung Friedrich's gebildet hatte, zu weit. Er verwechselte Toleranz mit Gleichgiltigkeit gegen das Bekenntniß und meinte demnach, die letztere wiege dem Kurfürsten nicht so schwer, daß sie der höchsten Befriedigung seines auf Erlangen der Königskrone gerichteten Wunsches die Wage halten werde, zumal da er auch die sonstige Sinnesart Friedrich's bis in die tiefsten Falten durchschaut zu haben glaubte und der auch heute noch vielfach über ihn verbreiteten Meinung war: die Eitelkeit sei seine Achillesferse. Beträte Friedrich — so spekulirte nun der Schlaue — nur den Weg erst, mit Rom in der angedeuteten Angelegenheit zu verhandeln, so werde sich mit Leichtigkeit dahin wirken lassen, seinen Wunsch bis zur blinden Gier zu steigern, und wenn man dann zuletzt als einziges Opfer für das verlangte Zugeständniß den Wechsel des Glaubensbekenntnisses fordere, so könne das schließliche Ergebniß nicht zweifelhaft sein. Sei der Kurfürst aber erst zur katholischen Kirche übergetreten, so werde die Mehrzahl der gesinnungslosen Hofleute und der gehorsamen Beamten nachfolgen. — So mochte auch König August von Polen denken, der es natürlich gern gesehen haben würde, wenn von einem fürstlichen Genossen ein gleicher Verrath an der Sache des Glaubens geübt worden wäre, wie er sich einen solchen um irdischer Vortheile willen hatte zu Schulden kommen lassen. — Es ging dem Kurfürsten dem Jesuiten Vota gegenüber gerade so, wie es dem gelehrten Thomasius den sächsischen Theologen und Eiferern gegenüber ergangen war. Weil Friedrich nicht Alles glaubte, was geistliche Eiferer als Wahrheit ausgaben, so meinte der Jesuit, er glaube gar nichts. Er irrte sich in jeder Hinsicht in dem Fürsten, und sowol seine Hoffnung als die Roms ward an der protestantischen Gesinnung Friedrich's schmählich zu Schanden.

Verwicklungen. Es schien demnach um diese Zeit fast, als sollte Friedrich's sehnlicher Wunsch eine Erfüllung nicht finden. Der Kaiser war ihm vorherrschend aus politischen Gründen entgegen; aus der Hand des Papstes die Krone zu nehmen, widerstrebte dem protestantischen Gewissen des Kurfürsten. Dennoch behielt er sein Ziel fortgesetzt im Auge. Konnten nicht Ereignisse eintreten, die Oesterreich zwangen, seine Hülfe zu begehren, wo dann sich eine Gegenforderung aufstellen ließ?

Digitized by Google

In der That geschah dies. Zunächst brachte die Absicht des Kaisers, das Haus Braunschweig-Lüneburg zur Kurwürde zu erheben, eine gewaltige Mißstimmung unter den Kurfürsten hervor. Namentlich war die ältere Linie des braunschweigischen Hauses darüber aufs Höchste erbittert. Dennoch verlieh der Kaiser dem Herzog für sich und seine Nachkommen in absteigender Linie die Kurwürde. Dieses eigenmächtige Verfahren Leopold's hatte zur Folge, daß der Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel, das Haupt der älteren braunschweigischen Linie, dann die Herzöge von Braunschweig, der König von Dänemark in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein, die Herzöge von Mecklenburg, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Markgraf von Baden, die Bischöfe von Würzburg, Hildesheim, Münster und andere Fürsten zusammentraten und ein Bündniß mit Ludwig XIV. schlossen. — Die Verbindung einer so großen Anzahl von Reichsständen mit Ludwig war für Oesterreich ein gefährlicher Vorgang. — Worauf dieses Bündniß hinausging, erhellt aus der Erklärung Ludwig's: „sie bei ihren Rechten schützen zu wollen." —

König Karl XII. von Schweden, der Eisenkopf.

Frankreich hat es jederzeit als ein einträgliches Geschäft erachtet, „Unterdrückte und Bedrohte zu schützen." — Gleichzeitig waren im Norden infolge des Auftretens eines jungen Kriegshelden ernste Verwicklungen zum Ausbruch gekommen.

Karl XII. von Schweden hatte in seinem fünfzehnten Lebensjahre (im Jahre 1697) den Thron bestiegen. Im Hinblick auf die Jugend Karl's hielt König August von Polen die Zeit für günstig genug, um einen Krieg mit Schweden zu beginnen. Ein solcher, glücklich durchgeführt, erschien ihm als Mittel, weitergehenden Plänen, die sich auf die Erringung der erblichen Königswürde in Polen bezogen, Vorschub zu leisten. Auch Peter von Rußland war der Meinung, daß jetzt eine passende Gelegenheit gekommen sei, sein Reich bis zur Ostsee zu erweitern, sich also zum Herrn der zu jener Zeit noch schwedischen Küste zu machen. Endlich wünschte auch der König Friedrich IV. von Dänemark, die seinem Lande von Schweden entrissenen Gebiete wieder zurückzugewinnen. So kam zwischen diesen drei Fürsten ein Bündniß gegen Schweden zu Stande, während August die unlängst mit Karl XII. eingeleiteten Friedensverhandlungen, um Letzteren zu täuschen, fortsetzte.

Digitized by Google

Karl, der jetzt in seinem achtzehnten Lebensjahre stand, befand sich gerade — es war um die Weihnachtszeit — auf der Bärenjagd. Kühn bis zur Verwegenheit, führte er als einzige Waffe nur einen eisenbeschlagenen Knüttel und hatte eben einen gewaltigen Bären mit demselben erlegt, als er die Botschaft empfing, es sei ein Versuch gemacht worden, Riga mit einem Heerhaufen von 7—8000 Sachsen zu überrumpeln, und nur der Wachsamkeit und Entschlossenheit des Kommandanten der Festung sei es zu danken, daß der verrätherische Anschlag keinen dem Feinde günstigen Erfolg gehabt habe.

Karl XII. ritt sogleich nach Stockholm und rief den Senat zusammen. Unter den Mitgliedern zeigte sich völlige Rathlosigkeit. Man sprach von Unterhandlungen und von Opfern, die leider gebracht werden müßten. Karl war gänzlich anderer Meinung und wußte durch begeisterte Rede die Versammelten kriegerisch zu stimmen. „Ich habe beschlossen", sagte er unter Anderm, „nie einen ungerechten Krieg zu führen; ein gerechter Krieg soll aber nur mit dem Untergange meiner Feinde endigen!"

Nun wurde mit Eifer gerüstet. Karl landete mit einer auserlesenen Kriegsschar in der Nähe von Kopenhagen, schlug die Dänen aufs Haupt, schloß die Hauptstadt ein und erzwang von dem gedemüthigten Friedrich IV. einen für Schweden günstigen Frieden.

August von Polen lag indeß vor Riga, während ein russisches Heer von 80,000 Mann Narwa belagerte, das nur von 500 Schweden vertheidigt wurde. Plötzlich vernahmen die Russen den Anzug Karl's XII., der aber nur einen Heerhaufen von 8000 Mann führte. Dennoch griff er den zehnfach stärkeren Feind an, der sich noch dazu in dem Vortheil einer befestigten Stellung befand. Mit dem Rufe: „Gott mit uns!" erstürmten die Schweden — ihr König in vorderster Reihe — die Schanzen, und nach einem dreistündigen mörderischen Kampfe hatten sie einen vollständigen Sieg erfochten. 18,000 Russen deckten das Schlachtfeld, 30,000 wurden gefangen genommen.

Welche Erschütterungen ließen sich von einem solchen jungen Kriegsfürsten erwarten! So hatte also auch im Norden ein Krieg begonnen, von dem sich nicht voraussehen ließ, wie weit er die Betheiligung Oesterreichs nach sich ziehen werde.

Außerdem drohte in Betreff der spanischen Erbfolge dem Kaiserhause eine andere und zwar eine voraussichtlich schwere Verwicklung. König Karl II. von Spanien war schwer erkrankt, und man fürchtete sein Ableben. Da er der letzte Habsburger auf dem spanischen Throne und kinderlos war, so sah sich Kaiser Leopold als den Erben aller spanischen Lande an. Eine Vereinigung so großer und werthvoller Gebiete unter dem österreichischen Scepter erschien aber den übrigen europäischen Potentaten als äußerst bedenklich, und Leopold mußte fürchten, daß dieselben unter Hinweis auf die Gefährdung des europäischen Gleichgewichts den Versuch machen würden, ihn an der Besitzergreifung seines Erbes zu hindern. Leopold bestimmte deshalb seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, zum Erben der spanischen Monarchie, während Ludwig XIV. bereits im Geheimen daran arbeitete, wenigstens einen Theil der reichen Erbschaft an sich zu reißen.

Doch Karl von Spanien hatte weder im Sinne, den spanischen Länderbesitz an Oesterreich, noch ihn an Frankreich fallen zu lassen. Er ernannte einen entfernteren Verwandten, den Kurprinzen von Bayern, zu seinem Erben. Nachdem dieser aber plötzlich mit Tode abgegangen war, gelang es dem schlauen Ludwig XIV., den König Karl von Spanien zu vermögen, daß dieser den Prinzen Philipp von Anjou, einen Enkel Ludwig's, sich zum Erben erkor. Unter solchen Umständen lag die Wahrscheinlichkeit nur zu nahe, daß mit dem Tode Karl's II. ein schwerer Kampf um die spanische Monarchie sich erheben würde.

Der Kronvertrag. Immer gewichtiger drängte sich für den Kaiser die Frage in den Vordergrund: auf den Beistand welcher Macht wird sich bei den fortgesetzt drohender sich gestaltenden Verwicklungen mit Sicherheit rechnen lassen? Bis dahin stand nur der kürzlich vom Kaiser zum Kurfürsten erhobene Herzog von Hannover auf seiner Seite.

Digitized by Google

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, in welchem Friedrich die Gewährung der Forderung Leopold's, ihm eine Hülfsmacht zu stellen, von der Erfüllung seines längst gehegten Wunsches in Bezug auf den Königstitel abhängig machen konnte. Die Frage, ob man Friedrich willfahren solle oder nicht, verursachte schwere Kämpfe im Kabinet des Kaisers, und je länger, je mehr gewannen diejenigen österreichischen Staatsmänner, die für Abweisung stimmten, die Oberhand. Der brandenburgische Gesandte, Graf Dohna, am Zustandekommen eines günstigen Resultats verzweifelnd, verließ Wien, und es blieb nur sein Sekretär daselbst zurück. Da geschah es, daß ein eigenthümlicher Zufall der Sache Friedrich's plötzlich eine günstige Wendung gab. Der in Wien zurückgebliebene brandenburgische Gesandtschaftssekretär Bartholdy erhielt aus Berlin einen Brief in Geheimschrift, in welchem gesagt ward, es möge bei den weiteren Verhandlungen des Kaisers Beichtvater, der Jesuit Wolf, umgangen werden. Bartholdy las in der Hast die Geheimschrift, als heiße es: Wolf müsse nicht umgangen werden. Sofort wandte er sich Namens des Kurfürsten in einem geheimen Schreiben an Wolf, dem es nicht wenig schmeichelte, daß auf seine Mitwirkung so großer Werth gelegt ward, und der nun sofort für die Sache Friedrich's eintrat und den Kaiser für dieselbe einzunehmen wußte. — Der eigentliche Name jenes Jesuiten war Baron von Lüdingshausen, und als solcher hatte er schon vordem Gelegenheit gehabt, im Gefolge einer kaiserlichen Gesandtschaft längere Zeit in Berlin zu verweilen. Erst nach seinem später erfolgten Eintritt in den geistlichen Orden hatte er den Namen Wolf angenommen.

Nun traf auch noch die Nachricht von dem Ableben des Königs von Spanien (1. Nov. 1700) in Wien ein. Das Gefürchtete war geschehen — Karl II. hatte in seinem Testamente den französischen Prinzen Philipp von Anjou zum alleinigen Erben seiner weiten Reiche eingesetzt. Diese Nachricht und die Einwirkung Wolf's machten allen Bedenken ein Ende, der Kurfürst empfing eine zustimmende Antwort, und es kam nun zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Friedrich unter dem 16. Nov. 1700 zu dem sogenannten „Kronvertrag".

Friedrich verzichtete auf rückständige Geldforderungen und verpflichtete sich, für den Fall, daß es wegen der spanischen Erbfolge zum Kriege kommen sollte, dem Kaiser eine Hülfsmacht von 8000 Mann zu stellen. Der Kaiser sagte ihm während der Dauer des Krieges eine jährliche Zahlung von 150,000 Gulden zu, wodurch freilich die Kriegskosten nur zu einem sehr geringen Theile gedeckt wurden. In Betreff der Erhebung Hannovers zu einem Kurfürstenthum verpflichtete sich Friedrich, die Angelegenheit im Sinne des Kaisers ordnen zu helfen; auch versprach er, wegen der Bedrückung der Protestanten in anderen Ländern kein Vergeltungsrecht an den Katholiken in seinem Lande zu üben, wogegen der Kaiser die Verpflichtung übernahm, den Religionsbeschwerden der Evangelischen in seinem Lande im Wege des Gesetzes Abhülfe zu schaffen. — Der Hauptpunkt des Vertrages aber bezog sich auf die Annahme der Königswürde. Er lautet in verkürzter Gestalt:

„Da der Kurfürst dem Kaiser vorstellen lassen, daß er aus verschiedenen Gründen die Absicht habe, seinem Hause den königlichen Titel zu erwerben, so habe der Kaiser, in Betracht des uralten Glanzes und Ansehens des Kurhauses Brandenburg und wegen der von dem jetzt regierenden Kurfürsten dem gemeinen Wesen bisher geleisteten großen Dienste resolvirt, eine solche wohlverdiente Dignität dem Kurfürsten beizulegen, erkläre auch aus kaiserlicher Macht und Vollkommenheit, wenn der Kurfürst dieser erlangten Approbation zufolge sich wegen seines Herzogthums Preußen zum Könige ausrufen und krönen lasse, daß er, der Kaiser, und sein Sohn, der römische König, auf erhaltene Anzeige ihn unverzögert in und außerhalb des Reiches für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen und ihm diejenigen Prärogative, Titel und Ehren erweisen wollen, welche andere europäische Höfe vom Kaiser und kaiserlichen Hofe erhielten."

Der Abschluß des Vertrages erfüllte den Kurfürsten mit außerordentlicher Freude. „Da Friedrich I.", sagte er, „in mein Haus die Kurwürde gebracht, so wollte ich gern als Friedrich III. die königliche Würde hineinbringen, denn: „Alles Dreifache ist vollkommen."

Digitized by Google

Alsbald wurden Anstalten getroffen, das so lange erstrebte Werk zum Abschluß zu bringen.

Sogleich nach Auswechselung des Vertrages erließ Friedrich ein Schreiben an sämmtliche europäische Höfe, in welchem es heißt: „Er werde den Titel eines Königs in Preußen annehmen, da dieses zuvörderst eine an sich völlig zulässige, durch Gründe und Beispiele überflüssig gerechtfertigte Sache sei und durch solche Erhebung keinem in der Welt das Geringste entzogen würde. Er hege deshalb zu den sämmtlichen Mächten in Europa, sonderlich zu den Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Deutschen Reiches das unzweifelhafte Vertrauen, dieselben würden aus bloßer Mißgunst und Neid einem an sich so unschuldigen Werke sich nicht widersetzen, noch wegen des Namens und des Aeußerlichen von einer Sache, die Se. Kurfürstliche Durchlaucht bereits vorlängst gehabt und ihr kein Mensch in der Welt mit Fug streitig machen könne, Schwierigkeiten erregen, welche darunter erzeigte Gunst und Willfährigkeit Dieselben in dergleichen und anderen Fällen dankbarlich anerkennen würden."

Daß der Kurfürst in Bezug auf die Ausführung der Bestimmungen Eile walten ließ, entsprang einer berechtigten Vorsicht. Die Gegner des Abkommens in Wien waren auch jetzt noch thätig, das Werk nicht zum definitiven Abschluß kommen zu lassen, und unter den Gegnern befanden sich gerade die bedeutendsten Staatsmänner Oesterreichs. Aeußerte doch der Prinz Eugen mit Heftigkeit: „die kaiserlichen Minister seien des Henkens werth, welche dem Kaiser gerathen, die preußische Königswürde anzuerkennen!" —

Krönung Friedrich's I. als König.

Der Aufbruch nach Königsberg erfolgte in der rauhen Winterzeit. Da Friedrich zu seiner Begleitung eine sehr große Anzahl von Personen bestimmt hatte, so waren außer den Pferden aus dem Marstall und denen der höheren Staatsbeamten noch gegen 30,000 Vorspannpferde nöthig. Der Zug bestand aus vier Abtheilungen. Friedrich, seine Gemahlin und seine Brüder reisten mit der mehr als zweihundert Karossen und Rüstwagen umfassenden ersten Abtheilung; bei der zweiten Abtheilung befand sich der Kurprinz, die dritte bestand aus dem Hofstaate, die vierte aus drei Compagnien Leibgarden und der Schweizergarde.

Unter wie anderen Umständen war von dem Großen Kurfürsten derselbe Weg mehrmals, und zwar auch jedesmal zur Winterzeit, zurückgelegt worden! — Dieses großen Fürsten Ruhmesthaten hatten gleichsam das Gold zu der Krone erworben, die Friedrich auf sein Haupt zu setzen sich jetzt anschickte. Er mochte wol auf dem Wege Betrachtungen über das Damals und das Jetzt anstellen und mit Dankbarkeit seines großen Vaters gedenken.

Am 29. Dezember — nach einer zwölftägigen Reise — traf man in Königsberg ein.

Die nächsten beiden Wochen wurden von den Vorbereitungen zur Krönungsfeier, die mit der größten Pracht begangen werden sollte, hingenommen. So kam der 15. Januar 1701 heran. An diesem Tage sah man vier Herolde aus dem Schlosse reiten, die der Stadt die Erhebung des Herzogthums zu einem Königreiche zu verkünden hatten. Sie trugen blausammtne, mit Gold gestickte Waffenröcke und schwarzsammtne Hüte, auf denen weiße Federn wogten. Ein Jeder hielt in der Rechten einen Stab mit einer goldenen Krone. Die Decken ihrer Pferde waren von Silberstoff und mit goldenen Kronen und Adlern verziert. Vor ihnen her ritt eine Abtheilung Dragoner, eine Zahl hoher Staatsbeamten folgte ihnen. An fünf Orten der Stadt hielt der Zug, und einer der Herolde verlas mit lauter Stimme folgende Bekanntmachung:

„Kund und zu wissen sei hiermit Jedermann, daß es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, das Herzogthum Preußen zu Gunsten des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten Friedrich, unsers allergnädigsten Beherrschers, und der allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürstin Sophie Charlotte, unsrer allergnädigsten Beherrscherin, zu einem Königreiche zu erheben. Wir proklamiren sie daher hiermit zum König und zur Königin in Preußen. — Ein jeder getreue Unterthan rufe also mit uns aus: Es lebe Friedrich, unser allergnädigster König! Es lebe Sophie Charlotte, unsere allergnädigste Königin!"

Digitized by Google

Jubelnd stimmte das Volk ein. — Während des Umzuges läuteten sämmtliche Glocken der Stadt, von den Wällen donnerten die Kanonen.

Stiftung des schwarzen Adlerordens. Am Tage vor der Krönung, am 17. Januar, erfolgte die Stiftung des schwarzen Adlerordens. Mit dem Orden bekleidete Friedrich zunächst sich und den Kurprinzen und darauf siebzehn Ritter. Das Ordenszeichen ist ein goldenes, blau emaillirtes, in acht Spitzen ausgehendes Kreuz. Auf demselben sieht man den Namenszug des Stifters und vier schwarze Adler. — Die Ritter tragen das Kreuz an einem breiten orangefarbenen Bande, von der linken Schulter über die Brust nach der rechten Hüfte zu, nebst einem silbernen gestickten Stern. In der Mitte dieses Sterns zeigt sich ein schwarzer fliegender Adler, welcher in der einen Klaue einen Lorberkranz, in der andern Donnerkeile hält, mit dem beigefügten Wahlspruche: SUUM CUIQUE.

Ritter des schwarzen Adlerordens.

Lorber und Blitz versinnbildlichen Das, was in dem obigen schönen Wahlspruche („Einem Jeden das Seine") ausgesprochen wird. In der Stiftungsurkunde über den Orden wird das Sinnbildliche desselben dahin erklärt: „Der Adler, der König des Geflügels, das Sinnbild der Gerechtigkeit, zeigt eben den Endzweck Unseres Reiches und Ordens an und worauf Beides abzielt, nämlich: Recht und Gerechtigkeit zu üben und Jedwedem das Seine zu geben; welches desto deutlicher auszudrücken Wir den Adler, in der einen Klaue einen Lorberkranz, in der andern Donnerkeile und über dem Haupte Unseren gewöhnlichen Wahlspruch Suum cuique zur Ueberschrift verordnet: mit dem Kranze die Gerechtigkeit der Belohnungen, mit den Donnerkeilen die Gerechtigkeit der Strafe und mit dem Suum cuique die allgemeine Unparteilichkeit anzudeuten, nach welcher nicht nur Einem und dem Andern, sondern Allen durchgehends und Jedwedem nach Verdiensten das Seine geleistet werden sollte." — Die Orangefarbe des Bandes hatte Friedrich zum Andenken an seine Mutter, Luise von Oranien, gewählt.

Ueber die Kleidung der Ritter des schwarzen Adlerordens sei noch Folgendes erwähnt: „Es leget ein jeder Ritter", heißt es in den Ordensstatuten, „einen Rock von blauem Sammet an und über demselben einen Mantel von inkarnatrothem Sammet, mit himmelblaufarbenem Mohr gefüttert, jedoch mit dem Unterschied, daß Unser und des jedesmaligen Kronprinzen Mantel lange, die Ritter an den ihrigen aber ganz kurze Schleppen haben, und wird solcher Mantel mit langen abhangenden und am Ende starke Quäste habenden Schnüren auf der Brust zusammengebunden." Der schwarzsammtne Hut war mit einem weißen Federbusche geziert.

Digitized by Google

Friedrich hielt auch nach Stiftung dieses großen Ordens den in seiner frühen Jugend gestifteten Orden de la Générosité noch aufrecht und bestimmte ausdrücklich in den Statuten des schwarzen Adlerordens, „daß Niemand den großen Orden bekommen solle, der nicht vorher, wenigstens eine kurze Frist, den Orden de la Générosité getragen."

Die Krönung. Am Morgen des 18. Januar 1701 waren in dem Audienzsaale des Königsberger Schlosses die höchsten Staatsbeamten versammelt. Auf der einen Seite desselben befand sich ein prächtiger Thronhimmel, unter demselben standen zwei silberne Sessel.

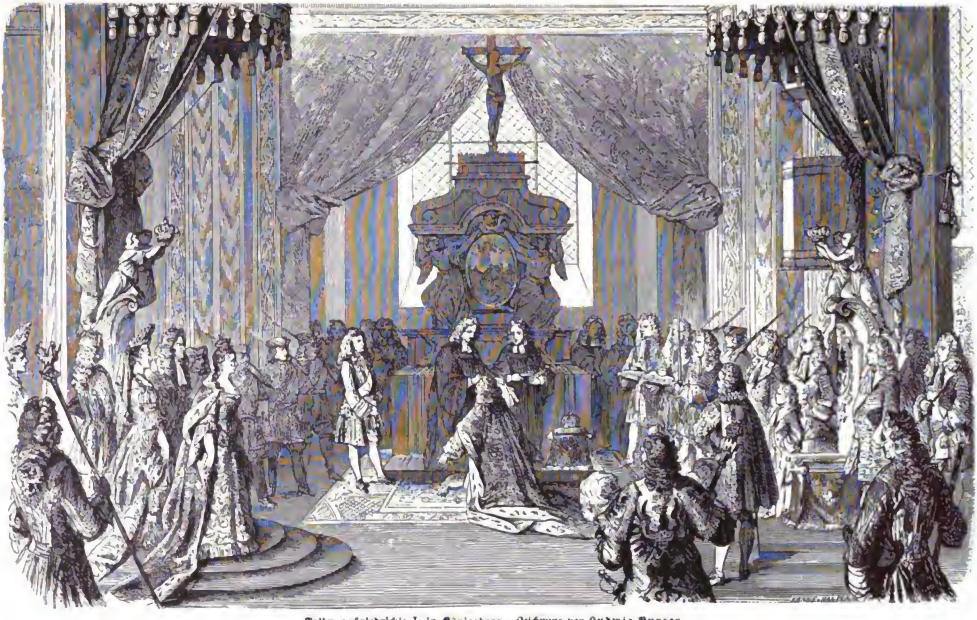
Hier erschien Friedrich in feierlichem Aufzuge und setzte sich auf den Thron nieder. Die Staatsbeamten nahten sich ihm, knieten vor ihm nieder und übergaben ihm die Abzeichen der königlichen Würde. Friedrich setzte sich die Krone mit eigener Hand — er wollte weder einer geistlichen noch einer weltlichen Macht die neue Würde zu verdanken haben — auf sein Haupt und nahm das Scepter in seine Rechte. Der König trug ein mit Goldstickereien reich verziertes Kleid von Purpursammt; jeder der diamantenen Knöpfe desselben hatte einen Werth von 3000 Dukaten. Sein Purpurmantel, der über der Brust von einer goldenen, mit drei kostbaren Diamanten, im Werthe von 100,000 Thalern, verzierten Spange zusammengehalten ward, hatte einen breiten Hermelinbesatz und zwar mit goldenen Kronen und Adlern gestickt. Das Scepter, ein Prachtgeschenk Peter's des Großen, war von Gold und Silber, mit Brillanten und Rubinen reich besetzt, und trug an der Spitze einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Die Bügel der Krone funkelten von kostbaren Diamanten.

Krönungsthaler Friedrich's I.

Als der Kronprinz und des Königs Brüder sich ihm zur Unterthänigkeit verpflichtet hatten, erhob sich der König und begab sich in das Zimmer der Königin. Voran wurden ihm Krone und Scepter für die Königin getragen. Die Königin war angethan mit einem kostbaren, mit Diamanten besetzten Kleide von Goldstoff, ihr Mantel war von Purpur und hatte, wie der des Königs, einen breiten Hermelinbesatz. Als der König sich ihr genaht hatte, ließ sie sich vor ihm auf die Kniee nieder, worauf er ihr die Krone auf das Haupt setzte.

Hierauf begab sich das königliche Paar in den Audienzsaal und nahm die Huldigung der daselbst Anwesenden in Empfang. Jetzt kündigte das Geläut sämmtlicher Glocken den Beginn der gottesdienstlichen Feier an. Im Festschmucke wogte die Menge auf den Straßen einher. Vom Schlosse bis zur Schloßkirche war der Weg mit rothem Tuche belegt, Reihen von Soldaten zu Pferde und zu Fuß standen auf beiden Seiten. Auf diesem Wege begab sich nun der König und die Königin unter einem karmoisinrothen, sammtnen, mit großen goldenen Quasten und Schnüren reich verzierten Baldachin, der von zehn Kammerherren getragen wurde, über den Schloßplatz zur Schloßkirche. Voran ritten Herolde, Pauker, Trompeter, Marschälle, hohe Staatsbeamte, die Reichsinsignien tragend, Vertreter der Stände und andere Eingeladene. — Der König und die Königin ließen sich auf die für sie vor dem Altar aufgestellten Thronsessel nieder. Die Geistlichen, welche die Salbung zu verrichten hatten, waren von dem Könige erst kurz zuvor zu Bischöfen ernannt worden; auch dadurch gab der König deutlich zu erkennen, daß seine weltliche Macht unabhängig von der geistlichen Macht bleiben solle.

Digitized by Google



Salbung Friedrich's I. in Königsberg. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Nachdem die Salbung vollzogen worden war, rief das Volk, während die Posaunen ertönten: „Amen! Amen! Glück zu dem Könige! Glück zu der Königin! Gott verleihe ihnen langes Leben!“ Unter dem Geläut der Glocken und dem Donner der Kanonen begab sich der Zug ins Schloß zurück. Nun war jenes Wort erfüllt, das der Königsberger Prof. Bödeker 44 Jahre früher (s. Bd. I. S. 632) den fürstlichen Eltern Friedrich's zugerufen hatte.

Friedrich hatte nunmehr den Namen König Friedrich I. angenommen. Der Titel lautete „in“ Preußen, weil der König nur Ostpreußen besaß; später, als auch — nach der Theilung Polens — das polnische Westpreußen hinzukam, nannte sich Friedrich II. König „von“ Preußen.

Wie üblich, ward das rothe Tuch dem Volke überlassen. Während der Hof und die geladenen Gäste im Schlosse Tafel hielten, sah sich die Bevölkerung auf mancherlei Art erfreut. Auf dem Marktplatze wurde, gemäß dem Gebrauch bei den Kaiserkrönungen zu Frankfurt a. M., ein ganzer Ochse, der an einem Spieße gebraten und mit Rehen, Hasen, Geflügel und Würsten gefüllt worden war, der harrenden Menge preisgegeben. Zwei kunstreich gearbeitete Adler sprudelten rothen und weißen Wein empor; die königliche Hofkammer hatte für den Festwein, der bei bengalischer Beleuchtung auf offener Straße getrunken wurde, 6000, für die Braten nebst den dazu gegebenen Riesenkuchen und Brezeln 4000 Thaler zu zahlen. Auch wurden, um auch darin den bei den Kaiserkrönungen geübten Gebrauche zu huldigen, 6000 Thaler in Silbermünzen (S. 40), die eigens zur Feier geschlagen worden waren, durch königliche Diener unter die Menge geworfen. Das gab viel des Ringens für die niederen Leute, viel des Scherzes für die vornehmen Zuschauenden an den Fenstern. Lagen doch die Straßen voll Schnee, der die Silbermünzen sofort den Blicken verbarg! — An demselben Tage fanden sowol in Königsberg, als in anderen größeren Städten Preußens Beleuchtungen, Thierhetzen und Unterhaltungen anderer Art statt. Die Armen in Königsberg empfingen 1000 Thaler, für Berlin und Königsberg wurden Armenhäuser begründet.

Der Propst von Berlin hatte an dem Krönungstage in seiner Predigt dargelegt, „daß die Regierung eines Königs zur Ehre Gottes und zum Besten der Unterthanen geführt werden müsse.“ Der Regent, sagte er, habe vor Allem anzuerkennen, daß er um der Unterthanen, nicht der Unterthan um seinetwillen in der Welt sei. Das stimmte genau überein mit dem Sinne des Satzes, den der Große Kurfürst einst dem Könige, als Letzterer noch ein junger Prinz war, in die Feder diktirt hatte: „Ich werde meine Regierung so führen, daß ich weiß, sie ist nicht meine Privatangelegenheit, sondern die Sache meines Volkes.“

Aus der Zeit des Aufenthalts König Friedrich's I. in Königsberg ist noch einer bedeutsamen Handlung von seiner Seite Erwähnung zu thun. Er nahm in der lutherischen Schloßkirche und aus zu derselben gehörenden Gefäßen das heilige Abendmahl. Es war dies eine thatsächliche Aufforderung an beide evangelische Bekenntnisse, Frieden mit einander zu halten.

Die zunächst nur für Preußen gegründete Würde umfaßte doch nach ihrer innern Bedeutung zugleich auch alle übrigen Theile des brandenburgischen Staates. — In Berlin beschäftigte man sich indeß bereits eifrig mit Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange des Herrscherpaares. Die waffenfähigen Mannschaften der Bürgerschaft und der Gewerke waren zu 39 Compagnien zusammengetreten und übten sich fleißig im Exerziren. Die beiden Compagnien der Kaufleute trugen Röcke von weißem Tuche mit Silber und Hüte mit silbernen Tressen. Die Fleischhauer hatten eine Compagnie Kürassiere gebildet, lauter kräftige Gestalten, die in ihren glänzenden Kürassen auf ihren vortrefflichen Pferden sich sehr gut ausnahmen. Auch die übrigen Mannschaften gewährten einen stattlichen Anblick.

Am 6. Mai 1701 hielt der König mit seiner Gemahlin seinen Einzug in Berlin. Wir halten uns nicht bei der Schilderung aller der Festlichkeiten auf, die an diesem Tage in Berlin stattfanden: mögen die Liebhaber von dergleichen Schilderungen sie in Streckfuß' „Berlin“ und in Besser's „Preußischer Krönungsgeschichte“ nachlesen. Nur sei erwähnt, daß die Feierlichkeiten in der märkischen Hauptstadt jene in Königsberg an Pracht fast noch übertrafen, und daß der Einzug durch die Georgenstraße stattfand, die zum Andenken an

Digitized by Google

dieses Ereigniß den Namen „Königsstraße“ erhielt. Das Thor der Georgenstraße befand sich damals noch diesseit der heutigen Königsbrücke. Es ward, der Straße entsprechend, von da ab „Königsthor“ und die Vorstadt außerhalb des Thores „Königsvorstadt“ benannt.

Anerkennung und Widerspruch. Schon in Königsberg war von dem Könige von Polen ein Glückwunsch an König Friedrich eingegangen. In Berlin angekommen, empfing Letzterer in schneller Folge Anerkennungsschreiben von dem Kaiser, den Königen von England und Dänemark, vom Zar Peter, von den Generalstaaten, der Schweiz, von Savoyen, Florenz und Kurpfalz. Etwas später trafen Botschafter der Kurfürsten von Mainz und Trier, des Königs von Portugal und der Republik Venedig ein, die gleichfalls Anerkennungsschreiben ihrer Höfe überreichten. Karl XII. von Schweden zögerte noch mit der Anerkennung, doch erfolgte dieselbe, wie auch die Frankreichs und Spaniens, später. Indeß fehlte es auch nicht an Einsprache.

Das Deutschritterthum lebte noch. Freilich führte es, da seine Zeit vorüber war und es seinen Fall selbst verschuldet hatte, nur ein schattenhaftes Dasein. Aber es befand sich noch im Besitze bedeutender Mittel. Es besaß ansehnliche Balleien und werthvolle Einkünfte in Deutschland und anderen Theilen von Europa. Daß ihm Preußen verloren gegangen war, konnte der Orden immer noch nicht verschmerzen, und es waren vom Kapitel von Zeit zu Zeit Versuche gemacht worden, wieder in den Besitz des Landes zu gelangen. Der zur Zeit lebende Ordensmeister erhob nun unter dem 11. Februar 1701 einen Protest gegen die Annahme der Königswürde durch Friedrich. Da der Kaiser ihn damit abwies, wandte er sich an die Kurfürsten von Bayern und Köln; diese schlossen sich dem Proteste an.

In gleichem Sinne und zugleich mit großer Heftigkeit trat der Papst gegen Friedrich auf. Daß am päpstlichen Hofe der Aerger über die Erhebung Friedrich's zum Könige nicht gering sein mußte, ist nur zu erklärlich. War doch der Plan des schlauen Jesuiten Vota, Friedrich zu vermögen, sich nicht an den Kaiser, sondern an den Papst wegen Anerkennung der Königswürde zu wenden, an der entschieden protestantischen Gesinnung Friedrich's gescheitert. Der Papst Clemens IX. protestirte in einem Konsistorium. „Es ist uns mitgetheilt worden“, sagte er in seiner Allokution, „daß *Friedrich, Markgraf von Brandenburg*, vermittels eines *frechen* und bisher unter Christen nahezu unerhörten Sakrileginms, sich den Namen und die Insignien eines Königs von Preußen angemaßt hat, unter Verachtung der Kirche Gottes und durch einen strafwürdigen Bruch des Rechtes, welches in dieser Provinz dem sogenannten Deutschen Orden zusteht. Er hat sich also durch diese Handlung schamloser Weise der Zahl Derjenigen beigesellt, welche jenes göttliche Wort verdammt: Sie haben geherrscht, aber nicht durch mich. — Bis zu welchem Grade eine solche Handlung den apostolischen Stuhl beleidigt und den heiligen Kanones widerspricht, welche befehlen, daß ein *ketzerischer Fürst die Gewalt niederlegen soll*, statt zu neuen Ehren erhoben zu werden, dafür ersparen mir Eure ausgezeichnete Frömmigkeit und Euer wohl bekannter Eifer die Beweisführung. Indeß wollen wir Euch nicht in Unwissenheit darüber lassen, daß wir diese *Schandthat* nicht bemäntelt haben; vielmehr haben wir, um das Nothwendige so viel als möglich zu thun, und entsprechend den Pflichten unseres Amtes, durch Briefe an die katholischen Fürsten dieses *freche* und *gottlose Attentat* öffentlich verdammt. Zugleich haben wir sie ernstlich ersucht, nicht zu dulden, daß durch irgend eine Anerkennung, welche den von besagtem Markgrafen usurpirten Ehren gezollt wird, man in einem *nicht-katholischen* Fürsten jene ehrwürdige und geheiligte Königswürde erniedrige, welche als ein besonderes Geschenk Gottes die Stütze und Zierde der wahren Religion sein soll.“

Dies der Segenswunsch, den Rom dem preußischen Königthum in seine Wiege legte. — Wenn wir auch weit davon abstehen, durch Anführungen solcher Art Haß säen zu wollen, so wäre es andererseits doch eine *Versündigung gegen die geschichtliche Wahrheit*, so charakteristische Vorgänge zu verschleiern oder wol gar sie gänzlich zu verschweigen. Gewiß thut der von des Gegners Anschauungen wohl Unterrichtete gut, wachsam zu sein. — Clemens empfing indeß bald genug seine Abfertigung. Ein Professor der Rechte in

Digitized by Google

Halle, Ludwig, geißelte in der Schrift „Päpstlicher Unfug über das Recht, Könige zu ernennen", die Anmaßung des Papstes. Er wies unter Anderem darauf hin, daß, als die Republik Venedig ihrer Zeit von dem Papste in den Bann gethan worden sei, sie nichts als die Worte erwidert habe: „Es ist das Wort eines Schmähenden, nichts weiter!" Der Papst hatte in Bezug auf Fürsten, die er nicht ernannt, gesagt: „Sie herrschen, aber nicht durch mich!" — Professor Ludwig erinnerte daran, daß gerade dies Wort von dem heiligen Bernhard in Bezug auf die Päpste ausgerufen worden sei. — Diese Schrift fand nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien große Verbreitung.

Einige Jahre später wurde gelegentlich der Wahl Kaiser Karl's VI. noch ein Versuch gemacht, der Auffassung Roms Geltung und Nachdruck zu verschaffen, indem dem päpstlichen Nuntius die Weisung zuging, die Protestation gegen die Rechtsbeständigkeit der Königswürde Friedrich's zu wiederholen. Kaum hatte der preußische Gesandte Kenntniß davon erhalten, so erklärte er dem Nuntius, er betrachte ihn, ob er gleich Neffe des Papstes sei, in Bezug auf die hier vorzunehmende Kaiserwahl nur als einen italienischen Edelmann und werde demnach seine Maßregel gegen ihn zu treffen wissen, wenn er sich untersange, seinen Herrn und König auch nur mit einem Worte zu beleidigen. Zugleich sandte er einen Kurier an den König nach Berlin und gab ihm von dem Geschehenen Nachricht. Der König billigte sein Verfahren und ermächtigte ihn, für den Fall, daß dennoch die Protestation erfolge, sofort das Einrücken der in Italien sich befindenden preußischen Truppen in den Kirchenstaat zu veranlassen. Als dies der Nuntius erfuhr, legte er Verwahrung gegen die Behauptung ein, daß er Namens des Papstes gegen die Königswürde Friedrich's habe protestiren wollen!

Bedeutung der Krönung. Sehen wir von begleitenden Nebenumständen ab, so können wir sagen: Die Krone, die ein Hohenzoller am 18. Januar 1701 sich aufs Haupt setzte, war das Symbol der seit 1640, dem Regierungsantritt des Großen Kurfürsten, steigenden Macht des brandenburgisch-preußischen Staates und des durch diese Macht gewonnenen Ansehens. Die Thatkraft des Großen Kurfürsten hatte die Erhebung des Staates zum Königthum möglich gemacht, das Verdienst Friedrich's ist es, der erworbenen Macht die allgemeine Anerkennung errungen zu haben.

Bedeutungsvoll und folgenschwer, wie für den brandenburgisch-preußischen Staat war der Vorgang der Krönung auch für Deutschland. Die habsburgischen Kaiser hatten in vollständiger Verkennung ihres Berufes, „Mehrer" oder doch wenigstens „Hüter" des Reiches zu sein, bei ihrer politischen Thätigkeit stets nur ihr Hausinteresse im Auge gehabt; Machtlosigkeit nach außen und beginnender Zerfall im Innern des Reiches kennzeichneten ihre Regierung. Die Herrscher Frankreichs verstanden diese Schwäche mit Klugheit zu benutzen, wichtige Gebiete des Reiches fielen fast ohne Schwertstreich in die Hände nachbarlicher Eroberer, und die absichtlich geschürte innere Zwietracht verhinderte ein einheitliches, thatkräftiges Vorgehen gegen den gemeinsamen Feind. Unter solchen Umständen kam nun Alles darauf an, ob einer der Theile des Reiches zu einer selbständigen Macht, zum Träger des nationalen Gedankens sich entwickeln würde. Die Fähigkeit und den Willen dazu hatte der brandenburgisch-preußische Staat unter dem Großen Kurfürsten gezeigt, seine Erhebung zum Königreich löste ihn von der hemmenden Abhängigkeit vom Kaiser; jetzt konnte Preußen die nothwendige Verjüngung der Nation thatkräftig in die Hand nehmen.

Für Oesterreichs Interessen war das eine Gefahr, und da man dieselbe dort sehr wohl erkannte, entschloß sich der Kaiser nur schwer und nur unter dem Druck der Umstände dazu, in die Erhebung Preußens zum Königreich zu willigen. Die Bedingungen, unter welchen endlich die Einwilligung des Kaisers gegeben wurde, waren hart, dem ersten Könige „in" Preußen waren dem Hause Oesterreich gegenüber die Hände gebunden; seinen Nachfolgern aber hinterließ derselbe mit dem Königstitel ein kostbares Erbe, das in der richtigen Hand zu einer furchtbaren Waffe gegen Oesterreich und die selbstsüchtige Regierung seiner Herrscher werden konnte und geworden ist, und dem das Deutsche Reich seine Wiedergeburt verdankt.

Digitized by Google

Statue des alten Dessauer auf dem Marktplatz zu Dessau.

Fürst Leopold von Dessau, der „alte Dessauer", und andere Helden in den Kriegen gegen Ludwig XIV.

Friedrich erhielt den Ruhm des vaterländischen Kriegsheeres aufrecht, nicht dadurch, daß er sich, wie sein Vater, in seinen Kriegen persönlich in hervorragender Weise betheiligte, sondern vornehmlich dadurch, daß er tüchtige Männer zu Führern zu wählen wußte. Mit einem dieser Kriegshelden, der unter Friedrich seine Kriegslaufbahn begann, haben wir unsere Leser jetzt bekannt zu machen.

Es ist der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, später von seinen Bewunderern in der Armee und im Volke „der alte Dessauer" genannt. Sein Vater, Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, wurde uns bereits aus der Geschichte des Großen Kurfürsten, als Feldmarschall und Statthalter der Mark Brandenburg bekannt. — Leopold war ein naher Verwandter König Friedrich's, denn seine Mutter und die Mutter des Königs, die unvergeßliche Luise von Oranien, waren Schwestern.

Gedenken wir hiernach zunächst seiner Jugendzeit. Früh schon machte sich in Leopold eine wilde, ungebändigte Natur bemerkbar. Am liebsten begleitete er — schon als kleiner

Digitized by Google

Knabe — den Vater zur Jagd und zu Waffenübungen. Die zu zärtliche Mutter gewann keine Macht über ihn; aber auch seinen Erziehern verursachte er die größte Noth; sie vermochten trotz aller Mühe nichts mit ihm auszurichten, so daß er es nicht einmal im Lesen und Schreiben weit brachte.

Als er siebzehn Jahre alt war, starb sein Vater. Nun meinte er aller Fesseln ledig zu sein und machte Miene, die Regierung des Landes anzutreten. Aber es war bestimmt, daß die Mutter die vormundschaftliche Regierung zu übernehmen habe, und kaum gelang es, ihn mit dieser Bestimmung auszusöhnen. — Als Leopold das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte, erklärte er, sich mit Anna Liese, der Tochter des Apothekers Föhse in Dessau, vermählen zu wollen. Diese war ihm in seinem zehnten Jahre als siebenjähriges Mädchen als Spielgefährtin zugeführt worden; nun hatte sich aus der Zuneigung des Knaben die heftigste Leidenschaft entwickelt. Was half es, daß man ihm vorstellte, sein Stand gestatte ihm eine solche Verbindung nicht, Kaiser und Reich würden dagegen Einspruch erheben, kein Hof würde demnach die Apothekerstochter, falls er sie zur Gemahlin nähme, als Fürstin anerkennen! — Er erklärte, trotz Kaiser und Reich von seinem Entschlusse nicht abgehen zu wollen; denn er habe Anna Liese lieb, habe ihr seine Hand versprochen, und was man hier und dort von seiner Wahl denke oder sage, kümmere ihn nicht.

Eine solche Hartnäckigkeit des jungen Fürsten setzte den ganzen Hof in Bestürzung. Die Hofschranzen fabelten von Liebestränken, die — könne es denn anders sein? — von der engelschönen Zauberin bereitet und ihm beigebracht worden seien.

Endlich kam man auf den Gedanken, eine Reise in die Welt möchte vielleicht geeignet sein, ihn von seiner Liebespein zu heilen. Den Vorschlag zur Reise vernahm er gern, und alsbald brach er auf, doch nicht, ohne seiner Anna Liese die Versicherung gegeben zu haben: „Kehre ich wieder, so wirst du meine Frau!“ — Er ging zunächst nach Berlin. König Friedrich fand Gefallen an dem jugendlichen Feuerkopfe und machte ihm Aussicht, das Kommando über das Infanterieregiment Nr. 3, das der Vater Leopold's geführt hatte, zu erhalten, sobald dasselbe erledigt sein würde. Nun reiste Leopold über Nürnberg, Innsbruck, Trient, Verona nach Venedig. Der ihm zur Begleitung gegebene französische Edelmann, Herr von Chalisac, hatte nicht wenig von der Unbändigkeit des jungen Fürsten zu leiden. Als dieser nach wild durchschwärmter Nacht einst gegen Morgen trunken nach Hause kam und Chalisac ihn mit ernsten Vorhaltungen empfing, griff er nach einer Pistole und legte sie auf den strengen Sittenprediger an. „Tödten Sie mich“, sagte Chalisac, „aber bedenken Sie, wie eine solche That sich einst in der Geschichte der Fürsten von Anhalt, welche so viel Ruhmwürdiges gethan haben, ausnehmen wird!“ — Diese mit Ruhe und Würde gesprochenen Worte brachten den fürstlichen Jüngling augenblicklich zur Besinnung. Er warf die Pistole zu Boden, umarmte seinen Begleiter und dankte ihm voll Inbrunst, daß er ihn von einem Verbrechen zurückgehalten habe.

Von Venedig begab man sich nach Rom. Um die Kunstgegenstände der Weltstadt bekümmerte Leopold sich gar nicht, aber auf den Fechtböden und Reitbahnen der ewigen Stadt konnte man ihn täglich finden, und es ward dort dem kühnen, gewandten Fechter und Reiter der Beifall der Kenner reichlich gespendet. — Bei einem Ausfluge auf die See in einem kleinen Boote gerieth er in Lebensgefahr. Es erhob sich plötzlich ein so heftiger Sturm, daß die Führer des Bootes sich verloren gaben. Sie legten die Ruder hin, holten mit zitternden Händen ihre Rosenkränze und Heiligenbilder hervor, fielen auf die Kniee und riefen in ihrer Verzweiflung die Heiligen an. Ein solches Gebaren mißfiel dem jungen Fürsten im höchsten Grade. Er donnerte die Schiffer an, ihre Schuldigkeit zu thun, ja er schlug mit dem Ruder auf sie ein. Vergebens! Sie waren des Glaubens, nur die Heiligen könnten hier helfen. Da griff er selbst ans Werk, und es gelang ihm, das Boot in den Hafen zu führen.

Nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit traf Leopold im Januar 1695 wieder in Dessau ein. Die sehr zärtliche Mutter umarmte ihn unter Freudenthränen, und ihre ersten Worte

Digitized by Google

enthielten die Bitte, er möge ihr die Liebe erweisen, Anna Liese nicht mehr zu sehen. „Von Anna Liese komme ich eben", erwiederte er, und fügte die bestimmte Erklärung hinzu, daß, so lieb er auch die Mutter habe, er von seinem Entschlusse, Anna Liese zur Gemahlin zu nehmen, nicht abgehen könne. — Nun kam man auf einen unglücklichen Plan. Um seinen Glauben an die Treue der schönen Apothekerstochter wankend zu machen, wurde es veranstaltet, daß, gerade als Leopold an dem Hause ihres Vaters vorüberging und Anna Liese am Fenster saß, sich ihr ein junger Mann mit vertraulicher Geberde nähern mußte. Kaum hatte dies Leopold bemerkt, so stürzte er mit dem Degen in der Hand in das Haus und stieß den Unglücklichen, der sein Heil in der Flucht suchte, nieder. Kein Richter erhob sich, um den Fürsten wegen des in blinder Wuth ausgeübten Mordes zur Rechenschaft zu ziehen.

Von Friedrich gelangte jetzt die Aufforderung an Leopold, sich zur Armee nach den Niederlanden zu begeben. Der junge achtzehnjährige Oberst kam unter der Führung Wilhelm's III. zum ersten Male vor Namur ins Feuer. Im Jahre darauf wurde er Generalmajor. Nach Abschluß des Friedens zu Ryswick (1697) bezog das Regiment Anhalt Halberstadt als Garnison. Hier empfing Leopold von Friedrich den Befehl, Quedlinburg durch einen Handstreich zu nehmen. Er führte ihn mit 240 Mann glücklich aus.

Im Jahre 1698 nahm Leopold die Erbhuldigung der Städte und der Landstandschaft in Dessau entgegen und vermählte sich darauf, seinem Worte getreu, mit Anna Liese. „An allen Höfen", sagt Carlyle, „wurden die Perrücken geschüttelt"; endlich legte sich (1701) der kaiserliche Hof ins Mittel und erhob die Gemahlin Leopold's, die übrigens eben so verständig und liebevoll wie schön war, in den Reichsfürstenstand.

Leopold lebte von jetzt an abwechselnd an dem Hofe zu Dessau und bei seinem Regimente in Halberstadt; letzterem wendete er offenbar die größere Aufmerksamkeit zu. Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, führte er wesentliche Verbesserungen in Bezug auf die Taktik bei seinem Truppentheile ein, die auch, da sie in hohem Grade als zweckmäßig befunden wurden, weitere Verbreitung fanden. Von ihm rührt der Gleichschritt beim Marschiren und die Anwendung des eisernen Ladestocks statt des hölzernen her. Sein Muth, seine Unerschrockenheit, seine Art und Weise, mit den Soldaten zu verkehren, machten ihn, ob er gleich eine eiserne Strenge im Dienst walten ließ, zum Lieblinge des ganzen Heeres. Friedrich ernannte ihn im Jahre 1703 zum Ritter des schwarzen Adlerordens. Leopold, „dieser wahre Windsbraut von einem Menschen", diente drei preußischen Königen. Zunächst werden wir ihm in dem spanischen Erbfolgekriege wieder begegnen.

Prinz Eugen von Savoyen, im Volksliede „der edle Ritter" genannt, blieb nicht nur der populärste Held jener kriegerischen Zeit, er war während eines halben Jahrhunderts Oesterreichs Schutz und Schirm, ein Mann, der für sich allein eine Armee aufwog. Dieser große Heerführer, aus einer Seitenlinie des savoyischen Hauses stammend, war, seines schwächlichen Körpers wegen, in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt gewesen. In seinem siebenten Jahre hatte man ihm (dem „Prinzen") bereits zwei Abteien übergeben, doch war er, so angenehm man ihm auch das Leben der hohen Geistlichen zu schildern suchte, lieber bei Truppenmusterungen als bei Prozessionen, und er las lieber die großen Geschichtswerke des Alterthums als die Legenden der Heiligen. Kaum dem Knabenalter entwachsen, bat er den König Ludwig XIV. von Frankreich um ein Regiment. Ludwig, der den „kleinen" Eugen scherzend stets nur „das Aebtchen" genannt hatte, fand diesen Wunsch lächerlich und empfahl ihm, beim geistlichen Stande zu bleiben. Als nun (1683) der Krieg der Türken gegen Oesterreich ausbrach, loderte der kriegerische Sinn in der Brust des Prinzen in hellen Flammen empor. Eugen begab sich nach Wien, um Theil zu nehmen an dem Kampfe gegen die Ungläubigen. Seine kleine Figur und der Umstand, daß er gewöhnlich mit einem grauen Obermantel auszureiten pflegte, gab den kaiserlichen Soldaten Veranlassung zu der scherzhaften Aeußerung: der kleine Kapuziner werde wol schwerlich vielen Türken den Bart ausraufen!

Digitized by Google

Aber wie irrte man sich in dem jungen Kriegsmann! Unter der Leitung des kriegserfahrenen Markgrafen Ludwig von Baden und des berühmten Herzogs Karl von Lothringen entwickelte sich das ihm angeborene Talent zur Kriegführung bald in solchem Maße, daß die Genannten ihn nach kurzer Zeit dem Kaiser mit der Versicherung vorstellten, in diesem jugendlichen Krieger rege sich der Geist des ersten Feldherrn des Jahrhunderts.

Die Brandenburger in den Türkenkriegen. Eine Hülfsmacht von 6000 Mann unter Führung des Generals von Barfuß, der bereits unter Schöning bei der Eroberung von Ofen rühmlich mitgewirkt hatte, nahm Theil an dem wieder entbrannten Kriege. Es kam bei Salakemen zu einer entscheidenden Schlacht, die um so verhängnißvoller für die Deutschen zu werden drohte, als die Türken ihnen an Zahl um das Doppelte überlegen und im Besitze einer äußerst vortheilhaften Stellung waren. Dennoch wurde der Feind vollständig geschlagen.

Die „brandenburgischen Feuermänner", wie die preußischen Truppen von den Türken genannt wurden, bewährten auch hier ihre unübertreffliche Tapferkeit, ja, sie trugen, obgleich verhältnißmäßig gering an Zahl, zu dem glänzenden Erfolge wesentlich bei. Ein Eilbote ward vom Kaiser nach Berlin mit einem Dankschreiben an Friedrich gesandt, General von Barfuß in den Reichsgrafenstand erhoben. In der dem General darüber ausgefertigten Urkunde heißt es: „da er unter glücklicher und tapfrer Anführung der in jüngst geendigtem Türkenkriege wider den Erbfeind christlichen Namens geschickten 6000 Mann Hülfsvölker bei der zu Szlankament (Salakemen) vorgegangenen blutigen Schlacht einen so unverzagten Heldenmuth und Resolution bezeigt, daß desselben hierbei bewiesene ungemeine Tapferkeit und Geschicklichkeit Uns von Unserer ganzen Generalität angerühmet, auch ihm und gedachten Hülfsvölkern billig ein nicht geringer Theil des erstrittenen großen Sieges zugelegt worden."

General von Barfuß.

In der mörderischen Schlacht hatten über 1000 Brandenburger den Tod gefunden. Ein größerer Theil war vorher schon durch Krankheiten dahingerafft worden. Das Hülfscorps wurde vervollständigt und nahm auch in den folgenden Jahren unter Führung von Brandt, Schlabrendorf und anderen Generalen bei Belgrad, Temesvar, Titel, namentlich aber bei Zentha rühmlich Theil an den erbitterten Kämpfen gegen die Türken.

Die Schlacht von Zentha (1697) gab dem tapfern Prinzen Eugen, der hier zum ersten Male den Oberbefehl über das vereinte Heer führte, die Feldherrnweihe. Als eben die Schlacht beginnen sollte, sprengte ein Eilbote herzu und händigte dem Prinzen ein Schreiben des Hofkriegsrathes ein. Eugen, der die Unentschlossenheit dieser Kriegsbehörde kannte, ahnte den Inhalt, steckte das Schreiben uneröffnet in die Tasche und gab das Zeichen zum Angriff, der zu einem glänzenden Siege, zu einer fast völligen Vernichtung des Feindes führte. Nun erst öffnete der Prinz den Brief und fand in demselben den gemessensten Befehl, unter allen Umständen eine Schlacht zu vermeiden. —

Wie die Brandenburger sich hier bewährten, erhellt schon daraus, daß Eugen den General Schlabrendorf, auf dem Schlachtfelde mit den Worten umarmte: „Lieber Herr General, Gott, Ihm und seiner angeführten Truppen Tapferkeit haben wir diesen Sieg zu danken!"

Digitized by Google

Die Brandenburger in der Schlacht bei Bentha. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Der Ruf: „Die Brandenburger!“ machte den Halbmond erzittern; in zehn Feldzügen waren die brandenburgischen Waffen immer siegreich gewesen.

„Wie der Sturm, der Eichensplittrer, selbst an Felsenhäuptern bricht,
So vergebens tobt der Türke, wo der Brandenburger ficht;
Staunend fragt der Sarazene nach der kleinen Heldenschar,
Die dein sandesdürrer Boden, starkes Brandenburg, gebar.
Und nun lebt's in Volkes Munde, sagt es fernsten Zeiten an,
Daß am festesten von Allen steht der Brandenburg'sche Mann!“ —

Schon war der Ruhm Eugen's durch die Welt geflogen, und Ludwig XIV. hatte es nun zu bedauern, den Prinzen so gänzlich verkannt zu haben. Dieser, unter den glänzendsten Verheißungen von ihm aufgefordert, in die Dienste Frankreichs zu treten, schrieb an Ludwig die denkwürdigen Worte: „Ehre und Dankbarkeit waffnen mich für Oesterreich gegen Frankreich. Ich bin Feldmarschall des Kaisers; das mag wol eben so viel sein, als Marschall von Frankreich. Was sollen mir Pensionen? Ich bin reich genug, sobald es mir nicht an Gelegenheit fehlt, meinem Monarchen Beweise meiner Treue und meines Eifers abzulegen.“ Graf Kanitz sagt in dem kürzlich erschienenen Werke „Aus dem deutschen Soldatenleben“ über den Prinzen: „Wie Eugen es liebte, seinen Namen in drei verschiedenen Sprachen zu unterzeichnen, nämlich: Eugenio von Savoye, so spricht sich auch in seinem Charakter der Grundtypus dieser drei Nationalitäten aus, deren Blut in seinen Adern strömte. Er besaß die ruhige Besonnenheit und den kalten Heldenmuth des Norddeutschen, den selbstvertrauenden Unternehmungsgeist des Franzosen und die Verschlagenheit des Italieners. Diese drei Eigenschaften, in glücklichem Einklange gemischt, mußten wol einen Feldherrn erzeugen, den selbst Napoleon für einen der größten Generale der Geschichte erklärte, dessen Feldzüge man nothwendig studirt haben müsse, ehe man selbst ein vollendeter Feldherr sein könne.“ Trotz seiner romanischen Abkunft erwies sich übrigens Eugen am Kaiserhofe als der beste deutsche Mann, und Deutschland kann auf diesen eingebürgerten großen Feldherrn stolz sein; manches Unheil, das die Hofburgpolitik über das gesammte Deutschland zu bringen entschlossen war, wurde durch ihn abgewendet.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Inzwischen war das „große Bündniß“ gegen Ludwig XIV. zu Stande gekommen, an dem Oesterreich, England, Holland und Preußen Theil nahmen. Dies Bündniß ging, wie der Leser weiß, darauf hinaus, zu verhindern, daß Spanien und Frankreich unter einem Scepter vereinigt würden.

Kurfürst Friedrich hatte dem Kaiser 8000 Mann Hülfstruppen versprochen, er sandte aber 20,000 Mann Kerntruppen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau; Dänemark schickte 6000 Mann, und das englische Parlament, gereizt durch Ludwig's parteiische Anerkennung des Prinzen von Wales nach dem Tode seines Vaters, Jakob's II., als König Jakob III., votirte die Anwerbung einer Armee von 40,000 Mann. Auch das Deutsche Reich schloß sich dem Bündniß an, später noch Portugal und der Herzog von Savoyen (1703). Eine Welt von Feinden, welche Ludwig's XIV. unersättliche Ländergier gegen sich unter die Waffen gerufen hatte! Nur die wittelsbachischen Brüder von Bayern und Köln, vergessend, daß sie deutsche Reichsfürsten waren, standen auf Seite Frankreichs.

Marlborough. Noch vor der Kriegserklärung Englands starb König Wilhelm 1702 infolge eines Sturzes mit dem Pferde, und seine Schwägerin Anna bestieg den Thron, die letzte Stuart, welche die Krone getragen. Eine britische Armee von 40,000 Mann unter dem Grafen, später Herzog von Marlborough vereinigte sich mit der holländischen. Marlborough war ein Mann von überaus einnehmender Persönlichkeit, von hohem Geist und seltener Redegabe; er besaß große politische Einsicht, so daß er als Staatsmann sich ebenso

Digitized by Google

auszeichnete, wie als Feldherr. Seine Gemahlin Sarah war die Herzensfreundin der Königin Anna und beherrschte längere Zeit dieselbe vollständig. Thatsächlich war Marlborough eine Zeit lang der eigentliche Regent von England.

Wie Prinz Eugen kühn und entschlossen, handelte auch er stets auf eigene Verantwortung, was ihm freilich leichter war, da er bei seiner Stellung nicht fürchten durfte, zur Rechenschaft gezogen zu werden. In seinen ersten Feldzügen in den Niederlanden schlug er die Franzosen in mehreren Gefechten und eroberte eine Anzahl niederländischer Plätze, bis ihn die Fortschritte des Feindes auf anderen Kriegsschauplätzen nach Deutschland riefen.

Prinz Eugen hatte in Italien einen würdigeren Gegner, als Villeroi, der von ihm in Cremona 1702 überfallen und gefangen genommen worden war, in dem Herzog von Vendôme gefunden. Indessen befand sich Eugen's Heer in der traurigsten Beschaffenheit; es fehlte an Kriegsmaterial und Verpflegung, monatelang blieb der Sold aus, ebenso der Ersatz, sodaß der Prinz kaum noch 28,000 Streiter dem 80,000 Mann starken Feinde entgegenzustellen vermochte. Alle seine Berichte und Vorstellungen beim Hofkriegsrathe bewirkten keine Aenderung, es fehlte an Geld.

Am Rhein befehligte wieder Markgraf Ludwig von Baden. Hier wie in Italien wechselten die Erfolge, doch gewannen die Franzosen allmählich die Oberhand; auch in Italien, behauptete sich, als Prinz Eugen nach Wien gegangen war, um den Kaiser persönlich den elenden Zustand der Armee zu schildern, Guido Starhemberg nur mit Mühe gegen Vendôme. Da überschritt ein französisches Heer unter Villars den Rhein, drang in Schwaben ein und vereinigte sich bei Tuttlingen mit den Bayern. Bisher hatte sich der Kurfürst auf die Vertheidigung beschränkt; jetzt erklärte er an Oesterreich den Krieg, fiel im Juni 1703 in Tirol ein und eroberte es in 14 Tagen bis zum Brenner. Hierauf vereinigte er sich wieder mit Villars, und Beide schlugen die Oesterreicher bei Höchstädt.

Prinz Eugen war inzwischen Präsident des Hofkriegsrathes geworden; aber auch er konnte dem drückenden Geldmangel nicht abhelfen. „Und wenn die ganze Monarchie", schrieb er an Starhemberg, „auf der äußersten Spitze stehen und wirklich zu Grunde gehen sollte, man aber mit nur 50,000 Gulden oder noch weniger in der Eile aufhelfen könnte, so müßte man es eben geschehen lassen und vermöchte dem Uebel nicht zu steuern."

Die Franzosen waren gegen Ende des Jahres (außer in den Niederlanden) im Vortheil, und der Marschall Tallard berichtete mit französischer Ruhmredigkeit: „Wir haben mehr Fahnen erobert, als gemeine Soldaten verloren." Ludwig's Armeen standen auf sämmtlichen vier Kriegsschauplätzen in Feindesland, in den Niederlanden, in Deutschland, in Italien und in Spanien.

Der Kaiser hatte mit einem gefährlichen Aufstand in Ungarn, an dessen Spitze Rakotzy, der Liebling des Volkes, stand, zu kämpfen und rebellische Streifscharen schon wieder vor Wien gesehen; dem Prinzen Eugen gelang es, der Empörung wenigstens Einhalt zu thun. Er erhielt jetzt den Befehl über die Armee, welche dem Marschall Tallard am Rhein und an der Mosel entgegengestellt werden sollte. Das andere kaiserliche Heer mit der Reichsarmee befehligte Markgraf Ludwig gegen die Bayern und Franzosen an der Donau; in Italien kommandirte Starhemberg.

So war die Lage im Beginn des Feldzuges von 1704, in welchem eine Schlacht der Wendepunkt des ganzen Krieges werden sollte. Der gefährlichste Feind der Verbündeten war der Kurfürst von Bayern, welcher die Franzosen bis in das Herz von Deutschland geführt hatte und selbst mit ansehnlichen Streitkräften im Rücken der gegen Frankreich operirenden Heere stand; darum mußte dieser zuerst angegriffen werden. Das konnte aber nur durch die Mitwirkung Marlborough's geschehen, und Prinz Eugen vereinbarte mit diesem nun einen großartigen Kriegsplan. In Verfolg dieses Planes trat Marlborough am 19. Mai mit 18,000 Mann, indem er seinen Gegner Villeroi täuschte, den Marsch nach Deutschland an, überschritt bei Koblenz den Rhein, zog den Main aufwärts und

Digitized by Google

vereinigte sich, nachdem er die Preußen und Hessen, welche am Rhein standen, wie auch ein dänisches Corps an sich gezogen, 30,000 Mann stark, am 22. Juni mit dem Markgrafen von Baden. Marlborough's Operation war eben so kühn als schwierig, da er feindliche Heere und Festungen, seine Rückzugslinie preisgebend, hinter sich ließ; er führte sie aber glücklich durch. Tallard hatte ebenfalls den Rhein überschritten, um sich durch Marsin's Truppen zu verstärken und zum Kurfürsten von Bayern zu stoßen.

Die erste Zusammenkunft, die Marlborough mit dem Prinzen Eugen hatte, flößte beiden Feldherren, trotz der Verschiedenheit ihres Wesens, gegenseitige Achtung ein, welche sie fortan in seltener Uebereinstimmung, ohne kleinliche Eifersüchteleien handeln und dann auch große Erfolge gemeinsam erringen ließ. Es wurde nun beschlossen, den Feind, der im Lager bei Höchstädt stand, anzugreifen.

Die Schlacht bei Höchstädt (am 13. August 1704). Der Feind glaubte an keinen Angriff; erst gegen 7 Uhr, als der Nebel gesunken war, bemerkte er die Verbündeten, welche bereits am Nebelbach, der vor der Front in einer flachen Thalsenkung lief, aufmarschirten. Durch den genannten Bach getrennt, standen beide Heere sich bald in Schlachtordnung gegenüber.

Als Marlborough gegen Mittag die Meldung empfing, daß genügende Brücken über den Bach geschlagen seien, gab er Befehl, denselben zu überschreiten, und richtete seinen Hauptangriff auf Blindheim, wo er aber außerordentlich starken Widerstand fand. Der Herzog beschloß daher, das Gefecht vor Blindheim nur hinhalten zu lassen, während der Hauptangriff nun auf die Mitte gerichtet werden sollte. Tallard verstärkte diese durch 9 Bataillone, ihr Feuer brach den ersten Angriff der verbündeten Reiterei. Als derselbe mit der Wucht der Gesammtmasse wiederholt ward, gelang es, die feindliche Schlachtordnung zu sprengen. Damit war die Schlacht entschieden. Tallard's noch einmal zusammengerafften Reiter flohen, als Marlborough's Kavallerie auf sie eindrang, der Marschall wurde eingeholt und gefangen. Auch Prinz Eugen war mit seiner ganzen Macht vorgerückt und bedrängte den Kurfürsten von Bayern und Marsin, welche nun unter dem Schutz angezündeter Dörfer den Rückzug antreten wollten, was ihnen aber nicht gelang. Von erdrückender Uebermacht eingeschlossen, streckte auch die ganze Besatzung von Blindheim die Waffen. Die Trophäen des Sieges waren 246 Fahnen und Standarten, 141 Geschütze, gegen 5000 Wagen, darunter 34 Kutschen mit „französischen Frauenzimmern", wenn man dies zu den Trophäen rechnen will.

Es ist hier nicht der Ort, die rühmliche Kriegführung Eugen's und Marlborough's des Weiteren eingehend zu verfolgen, es kommt uns vielmehr vornehmlich darauf an, über die Betheiligung der preußischen Truppen zu berichten. Diese war eine höchst rühmliche, und namentlich erntete der noch immer junge Held Leopold von Anhalt-Dessau herrliche Kriegslorbern. In dem ersten Treffen bei Höchstädt (1703), wo die Kaiserlichen von den Franzosen überrascht und zum Rückzuge genöthigt wurden, hatte Leopold von Dessau fünf preußische Regimenter geführt, und nur der Unerschrockenheit, mit der er den Rückzug zu decken wußte, war es zu danken, daß das zerstreute Heer wieder vereint werden konnte. Ueber die Haltung der Preußen heißt es in dem Berichte eines feindlichen (bayerischen) Offiziers, „daß die königlich preußischen Truppen wie Mauern gestanden und als lauter muthige Löwen gestritten, daß sonst außer dieser resistance wahrhaft das ganze deutsche Corps zu Grunde gerichtet worden wäre."

In der zweiten Schlacht auf demselben Schlachtfelde bei Höchstädt und Blindheim, in der, wie wir soeben erzählten, das vereinte französisch-bayerische Heer aufs Haupt geschlagen ward, entschieden unter Führung Leopold's die preußischen Truppen den Ausgang des Tages.

Es sei aus dem Schlachtberichte nur einiger Scenen Erwähnung gethan. Die Brandenburger hatten mehrere bayerische Bataillone gesprengt und ihnen eine Anzahl Kanonen genommen. Nun aber wurden sie mit Uebermacht angegriffen und begannen zu weichen.

Digitized by Google

Mit dem Rufe: „Brandenburger, denkt an Warſchau und Fehrbellin!“ ſammelte Leopold die Weichenden; ſie wieder in das Feuer führend, entreißt er einem feindlichen Dragoner eine ſchon von dieſem erbeutete Fahne. Da ſtürzt er mit dem von einer Stücklugel getroffenen Pferde zuſammen. Er ſpringt auf, und mit der Fahne in der Hand führt er die Seinen vorwärts, während es dem Prinzen Eugen nicht gelungen war, die Seinen zum Stehen zu bringen. „Ich hatte“, ſagte Letzterer ſpäter in einem Schreiben, „kaum Piſtolen genug, um das Zurückweichen meiner Küraſſiere zu verhindern; genöthigt, ſie von den Pferden zu ſchießen, warf ich mich in die Linie.“ Als er ſich von der Fruchtloſigkeit ſeiner Bemühungen überzeugt hatte, rief er: „Hallunken, ich will nur mit tapferen Soldaten kämpfen!“ und jagte zu den Brandenburgern, die ihn mit lautem Zuruf empfingen.

Prinz Eugen, Ludwig von Baden und Marlborough im Kriegsrath. Zeichnung von Camphauſen.

Eugen ſchrieb an ſeinen Kriegsherrn: „Die preußiſchen Truppen haben ſich ein unſterbliches Lob verdient, von welchem ich ſelbſt Zeuge geweſen bin, vorzüglich was die auf dem rechten Flügel geſtandene Infanterie betrifft, deren Offiziere und Soldaten mit unerſchrockener Herzhaftigkeit gefochten und die feindlichen Angriffe etliche Stunden aufgehalten, bis endlich mit Gottes Hülfe durch das entſetzliche Feuer gedachter Infanterie der Feind in eine ſolche Konfuſion gerathen, daß er ihrer Bravour nicht länger zu widerſtehen gewußt, ſondern in unglaublicher Verwirrung die Flucht ergriffen.“ In dem Schreiben rühmt Eugen namentlich „die heldenmüthige Conduite (Führung) des Generals, Fürſten von Anhalt-Deſſau, welcher auf keinerlei Weiſe ſeine Perſon geſchont oder vor eigener Gefahr ſich entfärbt, ſondern im Gegentheil mit größter Unerſchrockenheit ſeine Leute in das härteſte Treffen geführt, dergeſtalt, daß man ihm die Gewinnung der vortrefflichen Victorie zu ſeinem unſterblichen Nachruhm größtentheils anzuſchreiben hat.“

Die Trümmer des französisch-bayerischen Heeres hatten sich über den Rhein gerettet, und Ludwig vernahm mit Schrecken, wie verhängnißvoll der Kampf in Deutschland für ihn gewesen war. Nach der Schlacht bei Höchstädt marschirten die Verbündeten zum Rhein. Das Kriegsglück hatte die Franzosen verlassen; wenn sie auch noch kleinere Erfolge gewannen, im Großen folgte bald Niederlage auf Niederlage; etwas Bedeutendes fiel nicht mehr vor. Prinz Eugen führte nun das Kommando in Italien, wo es ziemlich schlecht stand, Marlborough marschirte wieder nach den Niederlanden. Auf beiden Schauplätzen geschah 1705 nichts Entscheidendes, Eugen lieferte Vendôme bei Cassano eine blutige Schlacht, konnte aber den Kampfplatz nicht behaupten. Angefeuert durch die Erfolge auf diesem Kriegsschauplatz, bestrebten sich die Franzosen die in Deutschland davongetragenen Schlappen in Italien wieder auszuwetzen. — Ueber den Antheil, den die Preußen an der Schlacht bei Cassano hatten, heißt es in dem Bericht des Prinzen Eugen: „Auf unserm linken Flügel ging es unter der ungemein tapferen Anführung des Fürsten von Anhalt, als woselbst die löblichen preußischen Truppen gestanden, nicht minder tapfer, als auf dem rechten zu. . . . Es ist nicht zu beschreiben, was für ein großes Feuer, dergleichen ich noch niemals gesehen, beiderseits und ohne Aufhören gewesen; es konnte aber dieses nicht so groß und stark sein, als tapfer und unglaublich die ganze Armee von dem Obersten bis zum Niedrigsten gefochten hat; wie denn von der Infanterie die Leute bataillonsweise in die Kanäle gesprungen und selbige durch das Wasser bis an den Hals vor des Feindes erschröcklichem Feuer passiret, auch nachgehends, ohngeachtet ihr Gewehr und Munition am Leibe völlig naß geworden und deswegen nicht mehr schießen können, den Feind abermalen zurückgeschlagen und verjaget haben."

Eine fast beispiellos in der Kriegsgeschichte dastehende Großthat wurde von zwei preußischen Compagnien verrichtet. Nachdem sie sich das Ufer erkämpft hatten, sahen sie sich plötzlich einem französischen Dragonerregiment gegenüber. Nichts schien leichter, als sie, die von ihrer durchnäßten Munition keinen Gebrauch mehr machen konnten, in den Kanal zurückzuwerfen. Da warfen sie, „wie von einer höheren Eingebung geleitet", die Musketen mit dem Riemen über die Schulter, zogen die Säbel und stürzten sich, einer Windsbraut gleich, der feindlichen Reiterei entgegen. Diese, durch den unerhörten Vorgang von Schrecken ergriffen, wandte sich zur Flucht. Das Regiment löste sich auf, und der größte Theil der Dragoner fand den Tod in den Wellen der Adda.

Als Erinnerungszeichen an diese Heldenthat ward den beiden Compagnien der lederne Faustriemen am Säbelgriff, sonst nur eine Zubehör des Reitersäbels, verliehen. In der 7. und 8. Compagnie des Kaiser Alexander Grenadier-Regiments bestehen jene Compagnien noch jetzt fort, und noch heut sehen wir an ihren Hüftmessern den Riemen als Ehrenschmuck.

Auch eine Erinnerung heiterer Art knüpft sich an den Sieg von Cassano. Nach der Schlacht veranstalteten die dortigen Landesbewohner den Siegern eine Festfeier. Bei derselben ward eine Weise gespielt, die wahrscheinlich bisher die Begleitung eines heimischen Volksliedes gewesen war. Dem Fürsten Leopold gefiel die Weise so sehr, daß er sich dieselbe seitdem bei jeder Gelegenheit vorspielen ließ. Es ist dasselbe Tonstück, das heut noch im preußischen Heere und Volke als der Dessauer Marsch bekannt ist. In welchem Grade Leopold diese einfache Melodie liebte, geht daraus hervor, daß er nicht selten beim Singen von Luther's Kernliede „Eine feste Burg" (dies Kirchenlied pflegte er „unsers Herrgotts Dragonermarsch" zu nennen) unwillkürlich in dieselbe hineingerieth.

Kaiser Leopold war 1705 gestorben; sein Nachfolger Josef I., einer der besten Fürsten aus dem Hause Habsburg, führte leider nur kurze Zeit das Scepter. Er hatte sich schon im Felde hervorgethan, war mit Enthusiasmus als Kaiser begrüßt worden und setzte den Krieg kraftvoll fort. Karl, sein Bruder, dem es nicht gelungen war, von Portugal aus in Spanien einzudringen, landete in Catalonien und wurde hier als König anerkannt. — Im Mai 1706 errang Marlborough den glänzenden Sieg bei Ramillies, infolge dessen die ganzen spanischen Niederlande in seine Gewalt fielen.

Digitized by Google

Die Preußen bei Turin. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Der Kurfürst von Bayern, der sich nach dem Rückzuge des vorigen Jahres von Marsin getrennt und in den Niederlanden gekämpft hatte, floh nach Frankreich, die Kurfürstin suchte in Venedig Sicherheit. Max Emanuel, in Deutschland geächtet, sah sein Land in den Händen der Oesterreicher, seine vier Söhne zu Klagenfurt in strenger Haft gehalten, seine einzige Tochter einem Kloster überwiesen. Das Haus Wittelsbach in Bayern schien zu Grunde zu gehen. Dagegen war für die kaiserlichen Waffen das Jahr 1706 ein überaus günstiges.

Schlacht von Turin. Die Franzosen, die aus Oberitalien schon fast ganz herausgedrängt waren, wurden bei Turin aus ihrem letzten Rückhalt getrieben, als ihnen die Kaiserlichen und ihre Verbündeten am 7. September entgegenrückten. Bei ihrem Aufmarsche zur Schlachtordnung sahen sich die Kaiserlichen von dem wohlverschanzten Feinde mit einem so mörderischen Geschützgruß empfangen, daß es die größte Mühe kostete, nur vorwärts zu kommen. Bald jedoch antworteten die Kanonen der Verbündeten nicht weniger derb, und es begann ein Artilleriekampf, welcher zwei Stunden andauerte. Jetzt erging der Befehl zum Sturm gegen die Palissaden. Lange ward unentschieden gestritten. Endlich setzte sich der Oberfeldherr Prinz Eugen selber an die Spitze der Brandenburger, welche unter ihrem „Bullenbeißer", wie Prinz Eugen den alle Gefahr verachtenden Leopold von Dessau nannte, auf dem linken Flügel neben den Kerntruppen der Grenadiere standen. Die Brandenburger stürmten zuerst die Verschanzungen, trotz der Verheerungen durch die Feuerschlünde der Gegner. Dem Prinzen Eugen zur Seite wurden ein Page und ein Diener erschossen, ihm selbst ein Pferd unter dem Leibe. Noch lange schwankte der Kampf hin und her, bis es auch an anderen Stellen den Kaiserlichen möglich wurde, durch die Schanzen einzudringen und diese in ihrer ganzen Ausdehnung zu erobern. Zuletzt fand auch noch ein glücklich geleiteter Ausfall der Garnison von Turin statt, obgleich die Festung während der ganzen Schlacht ununterbrochen beschossen wurde. „Die feindliche Armee", schreibt der Herzog von Savoyen an den König von Preußen, „ist vor meiner Stadt Turin in ihren eigenen Linien geschlagen worden. Die Truppen Ew. Majestät haben den größten Antheil an diesem Siege gehabt. Ich kann ihren Muth und die Tapferkeit ihres Anführers, des Fürsten Leopold von Anhalt, nicht genug loben und bin Ew. Majestät so vielen Dank schuldig, daß ich besorgt bin, Ihnen nie meine ganze Erkenntlichkeit bezeugen zu können." Eugen's Urtheil lautet: „Der Fürst von Anhalt-Dessau hat mit seinen Truppen bei Turin abermals Wunder gewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben, und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und Ordnung die Meinigen weit übertroffen. Für die Bequemlichkeit solcher Truppen muß man so viel als möglich sorgen. Die Preußen verdienen es, und kein Preis ist zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann."

Die Niederlage der Franzosen war eine vollkommene, ihr fast 80,000 Mann starkes Heer so gut wie vernichtet. Sie verloren allein 3000 Pferde, denn in den Schanzen hatten 30 Compagnien abgesessener Dragoner gekämpft, die nicht wieder in die Sättel kommen konnten. Infolge dieser blutigen Schlacht sahen sich die Franzosen genöthigt, Italien ganz aufzugeben; denn der kaiserliche General Daun war unterdessen bis nach Neapel vorgedrungen, und auch König Philipp hatte Spanien für eine Weile verlassen müssen. Freilich erfocht auf der spanischen Halbinsel kurz nachher die durch Truppenzuzug aus Italien verstärkte französische Armee unter dem Herzog von Berwick einen Sieg bei Almanza (1707), infolge dessen Karl II. von Habsburg sich wieder auf die Provinz Catalonien beschränkt sah. Dagegen wurden den Franzosen in den Niederlanden wiederholt Niederlagen beigebracht. Prinz Eugen und Marlborough schlugen bei Oudenarde den französischen Marschall Vendôme aufs Haupt und besiegten im folgenden Jahre den bis dahin nicht unterlegenen Marschall Villars bei Malplaquet, der blutigsten Schlacht während des spanischen Erbfolgekrieges, welcher, wie später des Näheren dargelegt werden wird, auch der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm beiwohnte. Zwei spanische Provinzen, die spanischen Niederlande und Mailand, waren den Franzosen entrissen worden.

Digitized by Google

Der verderbliche spanische Erbfolgekrieg, zu dessen Führung Deutschland während vierzehn langen Jahren die schwersten Opfer an Gut und Blut für eine dem Reich durchaus fern liegende Sache auferlegt wurden, fand erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I., des Sohnes Friedrich's I. im Jahre 1714 sein Ende; wir werden im nächsten Abschnitt auf den weiteren Verlauf und Schluß desselben zurückzukommen.

Die brandenburg-preußischen Truppen. „Welches waren die mächtigen Hebel", fragt Graf Kanitz in seinem bereits genannten Werke, im Hinblick auf das Verhalten der Brandenburger in den oben geschilderten Kämpfen „die jene Häuflein tapferer Streiter zu solch preiswürdigem Benehmen anregten?"

Preußische Soldaten aus der Zeit Friedrich's I.

Er antwortet: „Vaterlandsliebe, Unterthanentreue, Kriegerehre und Soldatensinn sind gewiß mächtige Motive, die nicht hoch genug zu veranschlagen sind, und wehe dem Heere, dem solche Worte ein leerer Schall sind; hier aber waren es gewiß nicht die allein entscheidenden. Was ist es vielmehr, das vor Allem eine Armee — zumal eine nach den Grundsätzen der damaligen Zeit zusammengesetzte — unbesiegbar macht, was auch allein das Benehmen der Preußen bei Höchstädt und Turin in der eben geschilderten Weise ermöglichte? Es ist die Mannszucht. Die Mannszucht war zu jener Zeit in dem preußischen Heere recht eigentlich eine eiserne zu nennen, und, geleitet durch die sichere Hand eines Leopold von Dessau, konnte sie wol fast bis zur Unbesiegbarkeit führen. Die strengste Mannszucht, angewandt auf ein Exercitium, welches in seinen peinlichen, oft in übertriebene

Digitized by Google

Künsteleien ausartenden Verfeinerungen den einzelnen Soldaten zur willenlosen Maschine machte, bezeichnet das Wesen des preußischen Infanteristen zur Zeit seiner ersten Könige. In dem uns aufbewahrten Exerzirreglement Friedrich's I. finden wir eine Menge der zusammengesetztesten Uebungen aufgezeichnet, aus denen in unerschöpflicher Abwechselung immer und immer wieder neue sich entwickeln, und es ist kaum zu begreifen, wie es möglich war, sie in ihrer bunten Mannichfaltigkeit dem Soldaten, und wenn er auch noch so lange diente, einzuprägen. Rechnen wir hierzu noch die große Zahl schwieriger Handgriffe, die sonst der Infanterist bald mit der Muskete, bald mit der Pike, bald mit der Handgranate und selbst mit dem spanischen Reiter ausführen mußte, da gehörte zu diesem allen eine so zur Natur gewordene, eine so mechanische Disziplin, daß der Soldat allerdings auch selbst mitten im wildesten Kampfgetümmel nicht im Stande war, seiner strengen Schule, des Exerzirplatzes, zu vergessen. Solche Schüler, auf die er sich unter allen Umständen verlassen konnte, herangebildet zu haben, war nun vor Allem das Verdienst des kühnen Leopold von Dessau, dieses gründlichsten aller Exerzirmeister, und wenn auch seine großen Feldherrngaben bei seinen Erfolgen gewiß nicht gering anzuschlagen sind, so darf man doch nicht vergessen, daß Siege, wie die bei Höchstädt und Turin, ohne die unvergleichliche, gleichsam angeborene Tüchtigkeit von Truppen, wie sie Leopold zur Verfügung standen, wol kaum errungen worden wären.

Es sei an dieser Stelle in Kürze des Aussehens der preußischen Truppen gedacht. Wie in vielen äußeren Dingen, hatte der König auch in Bezug auf die Montirung der Truppen danach gestrebt, sich von Ludwig XIV. nicht überflügeln zu lassen.

Behrenhorst giebt uns über den Aufzug einer preußischen Grenadiercompagnie folgende Schilderung: „Röcke, Westen und Aufschläge hellblau mit rothem Unterfutter, weit und lang, gelbe Knöpfe darauf. Die Westen gehen bis zum Knie, die Oberröcke sind nur um ein paar Zoll länger, Aufschläge und Aermel von Roquelaurweite. Die Gemeinen tragen den Rock offen, die Schöße aufgehakt, die Ober- und Unteroffiziere aber den Rock bis unten zugeknöpft. Alles hat stumpf abgespitzte Beutelmützen von Tuch, vorn weiß, das Hintertheil bei den Gemeinen blau, bei den Offizieren roth. Die Ober- und Unteroffiziere haben dicke weiße Halstücher, die Gemeinen rothe, vorn in einen Knoten geschlungen. Alles hat Handschuhe; die Gemeinen tragen rothe, die Unteroffiziere blaue, die Offiziere schwarze Strümpfe. Alles ist mit Flinten, Bajonnetten und Pallaschen mit gelben Handgriffen bewaffnet, Bandeliere der Gemeinen gelb, der Offiziere roth, Ringkragen vergoldet." Außerordentlich war der Troß, den die hohen Offiziere in damaliger Zeit mit sich führten. Man ersieht dies z. B. aus dem Bericht über die Beute, die den Siegern von Höchstädt in die Hände fiel. Es werden u. A. aufgeführt 334 Maulthiere, mit dem Feldgeräth und dem Silbergeschirr der höheren (französischen und bayerischen) Offiziere bepackt ꝛc. —

Anschließend an die Schilderung eines Kupferstiches, der uns ein ziemlich anschauliches Bild einer Feldschlacht jener Zeit giebt, sagt Kanitz: „Da sieht man etwa rechts im Vordergrunde in kolossalen Verhältnissen eine Gruppe verwundeter Krieger, oder ehrbarer Konstabler, auf ihre Karthaune gelehnt, oder lustige Marketender und Troßknechte; in der Mitte hoch zu Roß den Feldherrn mit dem kleinen Hut auf der mächtigen Allongeperücke, mit hohen Reiterstiefeln und bauschigen Spitzenärmeln, mit ausgestrecktem Kommandostabe auf jene Schwadronen deutend, welche den fliehenden Feind wie Spreu vor dem Winde in den Hintergrund jagen. Dort Infanteriemassen, sich durch einen Hohlweg windend — hier ein über die Ebene dahinjagender Trompeter, dessen feister Hengst mit spitzem Kopf und dickem Halse den mächtigen Schweif in zierlicher Wellenlinie in die Lüfte schwingt — rings brennende Dörfer, umgestürzte Wagen, vernagelte Geschütze — ein Bild der Verwüstung!"

Digitized by Google

Tod der Königin Sophie Charlotte.

Sophie Charlotte hatte auch als Königin in der oben geschilderten Weise weiter gelebt. So großen Werth ihr Gemahl auf den königlichen Titel legte, von so geringer Bedeutung erschien ihr die Rangerhöhung. Niemand war froher als sie, als endlich die sechs Monate dauernden Krönungsfestlichkeiten vorüber waren. „Glauben Sie nicht“, schrieb sie bei ihrer Rückkehr nach Berlin an Leibniz, „daß ich diesen Glanz und diese Kronen, von denen man hier so viel Aufhebens macht, den Vergnügungen philosophischer Unterhaltung vorziehe, welche wir zusammen in Lützenburg hatten.“ — Damit sie ihrer Neigung, zurückgezogen von den geräuschvollen und glänzenden Nichtigkeiten des Hofes, geistreiche Männer und Frauen um sich zu versammeln, nach Gefallen leben könne, schenkte ihr Friedrich einen in der Spandauer Vorstadt gelegenen großen Garten und ließ für sie in demselben ein Sommerschloß erbauen. Sie gab ihm den Namen Mon-bijou (Mein Kleinod). Die zu dem Garten gehörige ansehnliche Feldflur wurde von der Königin theils verpachtet, theils umsonst an Unbemittelte abgetreten. Letzteres gab Veranlassung, daß hier in kurzer Zeit ein neuer Stadttheil entstand.

Im Januar 1705 unternahm Sophie Charlotte, obgleich sie an einem Halsübel litt, eine Reise nach ihrer Heimat Hannover. Als sie dort angekommen war, verschlimmerte sich das Uebel, und es traten krampfhafte Erstickungszufälle ein. Ruhig, wie immer, sprach sie den um sie besorgten Angehörigen Muth ein. Bald indeß erkannte sie, daß die Stunde ihres Todes nahe sei. Zu ihrem jüngeren Bruder, der ihre Hand mit Thränen benetzte, that sie die Aeußerung: „Es ist nichts so natürlich, als der Tod; er ist unvermeidlich, und ich empfinde keine Betrübniß darüber, daß ich sterben muß.“

Die Krankheit nahm zu, Rettung schien unmöglich. Nun fand sich der Prediger La Bergerie bei der Königin ein, da er sich für verpflichtet hielt, sie in ernster Weise auf den Tod vorzubereiten. „Jetzt könne sie sehen“, sagte er, „daß die Könige und Königinnen nicht mehr noch minder sterblich seien, als alle übrigen Menschen, und daß auch sie vor dem Throne der Majestät Gottes erscheinen müßten, um daselbst Rechenschaft zu geben von ihren Handlungen.“ In milder Weise erwiederte die Königin: „Man erkennt seine Freunde in der Noth. Sie kommen, um mir Ihre Dienste anzubieten in einer Zeit, wo ich nicht mehr im Stande bin, etwas für Sie zu thun; ich danke Ihnen dafür.“ — Der Geistliche fuhr fort: „Ihro Majestät müssen auch jetzt die Eitelkeit und das Nichts der Dinge hienieden erkennen, zu welchen Sie vielleicht nur zu sehr hingeneigt gewesen, und die Wichtigkeit der himmlischen Dinge, welche Sie vielleicht vernachlässigt und verachtet haben“, worauf die hohe Kranke entgegnete: „Das ist wahr.“ — Die Oberhofmeisterin, die infolge dieser Aeußerung nicht vermocht hatte, ein ironisches Lächeln zu unterdrücken, sagte darauf, zum Prediger gewandt: „Dies ist der Königin Sünde nicht gewesen.“ — „Haben Ihro Majestät“, fuhr der übereifrige Seelenhirt fort, „wahrhaft Ihr Vertrauen in Gott gesetzt? Bitten Sie ihn recht ernstlich um Verzeihung für alle Sünden, welche Sie begangen haben? Nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem Blute und Verdienste Jesu Christi, ohne den es uns unmöglich ist, vor Gott zu bestehen?“ Die Königin antwortete: „Ja“. Nach einer Pause sagte sie mit dem Ausdrucke der Ruhe und Milde: „Ich habe seit zwanzig Jahren der Religion ein ernstliches Studium gewidmet und mit Aufmerksamkeit die Bücher gelesen, die davon handeln; mir ist kein Zweifel übrig. Sie können mir nichts sagen, was mir nicht bekannt wäre; ich kann Sie versichern, daß ich ruhig sterbe.“

Nun bat der Arzt L'Estoc die kranke Fürstin, sich nicht mit unnöthigem Sprechen anzustrengen, worauf sie zum Prediger sagte: „So leben Sie wohl, mein lieber La Bergerie, L'Estoc schilt auf mich und will nicht, daß ich spreche. Ich sterbe als Ihre gute Freundin.“ Bald darauf trat ihr Bruder, der Kurfürst Ernst August, an ihr Bett; zu ihm sagte sie mit freundlicher Miene: „Ich werde eines glücklichen und sanften Todes sterben.“ —

Digitized by Google

Jetzt kam der Geistliche, der sich vorher etwas zurückgezogen hatte, wieder näher. Der Kurfürst wandte sich gegen ihn und sagte, „er habe die Königin gefragt, ob sie wünsche, daß er noch mit ihr spreche, worauf sie geantwortet, das sei gar nicht nöthig, sie wisse wol Alles, was man ihr bei solchem Anlaß sagen könne, sie habe sich schon Alles selbst gesagt und sage es sich noch: sie hoffe gut mit ihrem Gotte zu stehen." Als nun ihre liebe Freundin, die Pöllnitz, in Thränen zerfloß, äußerte sie: „Beklagen Sie mich nicht, ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm Gelegenheit giebt, seine Prachtliebe sehen zu lassen." Kurze Zeit darauf reichte sie ihrem Bruder die Hand, indem sie sagte: „Leb' wohl, mein geliebter Bruder, ich ersticke!"

Nach den Berichten der Aerzte war ihr Scheiden dennoch ein sanftes und schmerzloses. Sophie Charlotte starb in ihrem siebenunddreißigsten Lebensjahre. Längere Zeit schon vorher hatte sie als Text zu ihrer Leichenpredigt die Worte erwählt: „Jesus spricht: ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben."

Den König erschütterte die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin so sehr, daß er in Ohnmacht fiel. Als er sich wieder erholt hatte, war seine erste Sorge auf ein würdiges Begräbniß der Verstorbenen gerichtet. Die Leiche der Königin ward nach Berlin gebracht und zunächst in der Schloßkapelle beigesetzt. Die Trauerfeierlichkeiten sollten im großartigsten Maßstabe stattfinden. Fünf Monate lang war man aufs Eifrigste mit der Ausschmückung des Domes beschäftigt; Sarg und Sarggestell kosteten allein gegen 100,000 Thaler. Zu ihrem Gedächtniß wurden acht Denkmünzen geprägt, auch erschien ein Bericht über die Vorgänge bei ihrer Bestattung als Prachtwerk.

Für einen kleinen Theil der ungeheuren Summen, die für die Trauerfeierlichkeiten ausgegeben wurden, hätte der Fürstin von Künstlerhand ein herrliches Denkmal gesetzt werden können. „Kein Denkmal von Stein und Erz", sagt Friedrich Förster, „ist ihr errichtet worden; wol aber grünt und blüht, ihr Andenken lebendig zu erhalten, mit jedem Frühjahr in schönerer Fülle der von ihr hervorgerufene Park zu Charlottenburg."

In einem Briefe, in dem Leibniz einem Freunde den Tod der Königin anzeigt, heißt es: „Nie hat man eine geistreichere und leutseligere Fürstin gesehen. Da sie mich oft ihrer Unterredung würdigte, und ich dieses Glückes gewohnt war, so habe ich den Verlust in der allgemeinen Trauer mehr als Andere empfunden. Als sie in Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich folgen konnte. Je weniger wir auf eine so traurige Nachricht gefaßt waren, desto mehr wurden wir davon gerührt. Ich bin einer gefährlichen Krankheit nahe gewesen, und ich habe mich nur mit Mühe wieder erholt. Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wissenschaft nicht gemeiner Dinge, mit einem steten Streben, immer mehr zu erforschen, und ihre Unterredungen mit mir gingen stets dahin, ihre Wißbegierde zu befriedigen, welches der Welt dereinst würde zum Vortheil gedient haben, wenn sie uns nicht der Tod zu früh geraubt hätte."

Von welcher Bedeutung das Leben und Wirken der Königin für das Land war, bezeichnet Friedrich der Große in folgenden Worten:

„Diese schöne und geistreiche Fürstin war es, welche die wahre gesellschaftliche Feinheit und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, nach Brandenburg, und Geist und Würde in die von ihrem Gemahle so sehr geliebte Etikette brachte."

Blick auf den nordischen Krieg. Karl XII., der königliche Bärenjäger, der, in heimtückischer Weise angefallen, sein Schwert gezogen hatte, um die ihm angethane Schmach blutig zu rächen, war indeß von Sieg zu Sieg geflogen. Wie die genannten Helden, Leopold von Dessau, Eugen und Marlborough, war auch er in unglaublich kurzer Zeit der Abgott seines Heeres geworden. Bei der Landung in der Nähe von Kopenhagen, als die Kugeln

Digitized by Google

um ihn herumflogen, hatte er seinen Begleiter gefragt, was das für ein Pfeifen sei, und auf die Antwort: „Sire, das sind Flintenkugeln!“ erwiedert: „So? Nun, das soll allezeit meine Lieblingsmusik sein!“ Seine Thaten zeigten, daß diese Worte nicht der Ausdruck eitler Prahlerei waren. In der Schlacht bei Narwa ward ihm das Pferd erschossen. „Die Leute wollen mich im Reiten üben“, sagte er und schwang sich auf ein anderes Pferd. Der Weg führte ihn durch einen Morast. Hier verlor er das zweite Pferd, auch blieb ihm ein Stiefel im Sumpfe stecken. Ohne sich um den Stiefel zu kümmern, sprang er auf ein drittes Pferd, und vorwärts ging es gegen den Feind. Es wurde bereits angeführt, daß Karl mit seinen 8000 Schweden die Russen, die 80,000 Mann stark waren, vollständig schlug. Ein ungeheurer Kriegsvorrath, die Kriegskasse, das Gepäck, alle Fahnen, 145 Kanonen, 28 Mörser waren dabei in seine Hände gefallen.

Karl XII. und August II., der Starke. Zeichnung von Sachse.

Der erste Gang des achtzehnjährigen Helden, nachdem er unter dem Donner der Kanonen die Stadt betreten hatte, war in die Kirche, in der er Gott auf seinen Knieen für den errungenen Sieg dankte. Graubärtige Krieger wurden durch diesen Anblick bis zu Thränen gerührt.

Nun drang Karl XII. in Polen ein und schlug den König August, dessen Heer doppelt so stark als das der Schweden war, bei Clissow (1702). August floh nach Sachsen. Nachdem Karl Warschau und Krakau besetzt hatte, erklärte er den Polen, er sei gekommen, den verrätherischen August zu entthronen und einen neuen König wählen zu lassen. August's Anhänger waren so eingeschüchtert, daß eine Neuwahl zu Stande kam, die auf den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszczynski, fiel, der im Jahre 1705 zum Könige von Polen gekrönt wurde.

Hierauf marschirte Karl mit seinem Heere nach Sachsen. August, der an Widerstand gar nicht zu denken wagte, wurde (in dem Frieden zu Altranstädt, 1706) gezwungen, der

Digitized by Google

polnischen Krone zu entsagen und Stanislaus als König von Polen anzuerkennen. Auch mußte er versprechen, von allen gegen die Schweden geschlossenen Bündnissen, namentlich von dem Bündnisse mit Rußland, zurückzutreten.

Während seines Aufenthaltes in Sachsen besuchte Karl das Schlachtfeld von Lützen, auf dem sein großer Vorgänger Gustav Adolf den Heldentod gefunden hatte. Beim Anblick des Schwedensteins äußerte er tief gerührt: „Ich habe mich bemüht, zu leben wie er; vielleicht schenkt mir Gott auch einst einen so schönen Tod!"

König Friedrich, der trotz der dringendsten Aufforderungen in das Bündniß gegen Karl nicht eingetreten war, suchte sich in gute Beziehungen mit dem Nordlandshelden zu setzen, und er benutzte die Gelegenheit, den schlesischen Protestanten einige Erleichterung zu verschaffen. Auf seine Aufforderung schloß sich Karl einer Verwendung für jene bei dem Kaiser an. Beide Fürsten beriefen sich auf die Bestimmungen des Westfälischen Friedens, und der Kaiser sah sich — auf einige Zeit wenigstens — genöthigt, den Bedrückungen der Evangelischen in Schlesien Einhalt zu thun; ja, man bequemte sich sogar dazu, den Protestanten die eingezogenen Kirchen herauszugeben.

Das dreifache Weh. Der Person Ludwig's XIV., sowie den politischen und religiösen Bestrebungen desselben war Friedrich von Herzen abgeneigt, in Bezug auf äußeres Gepränge dagegen war dieser ihm — Vorbild.

Die französische Hofetikette war an den Berliner Hof übertragen worden. Die Kleidung der Hofbeamten und Hofbedienten strotzte von goldenen und silbernen Tressen; es wurden ein Oberceremonienmeister mit einem Gehalte von 2000 Thalern, ein Oberheroldsmeister und fünf Oberheroldsräthe eingesetzt. Für das Jahr 1706 finden wir folgende Gehälter verrechnet: für den Schloßhauptmann 3776 Thaler und Hartfutter für 6 Pferde, für den Grand-maître de la Garderobe 4000 Thaler, für sechzehn Kammerherren 20,000 Thaler, für zweiunddreißig Kammerjunker 25,000 Thaler, für vier Leibmedici 200—1000 Thaler. In demselben Jahre kostete der Hofstaat 364,000 Thaler, wobei ein Posten von 55,000 Thalern nicht eingerechnet war, den der König besonders bezog. Nach dem Ausgabe-Nachweis des Jahres 1712 beliefen sich die Gesandtengehälter allein auf fast $^1/_4$ Million Thaler, wobei allerdings die Kosten für die außerordentliche Gesandtschaft zum Utrechter Kongreß in Betracht zu ziehen sind, der in jenem Jahre eröffnet wurde und 1713 zu dem Frieden von Utrecht führte. — Die französische Schauspielergesellschaft erhielt einen jährlichen Zuschuß von 6000 Thalern. Ja, die Sucht, dem sonst so verhaßten Franzosenkönige in äußeren Dingen nicht nachzustehen, ging so weit, daß Friedrich sich — zwei „Geliebten" hielt. Es handelte sich hierbei in der That nur um den Schein, denn der König lebte im strengsten Sinne des Wortes sittenrein. Das ganze Verhältniß mit jenen erkorenen Frauen (eine derselben war die Frau des Grafen Wartenberg) bestand darin, daß Friedrich, wie von Stenzel nachgewiesen worden ist, mit ihnen in der Dämmerung während des Sommers in einem kleinen Garten des Schlosses, während des Winters in einigen Zimmern eine Stunde lang auf und ab ging. — In welchem Maße Friedrich von der eben bezeichneten Sucht beherrscht war, geht deutlich auch aus dem Umstande hervor, daß bei Enthüllung der Reiterstatue seines großen Vaters mit peinlichster Genauigkeit die Feierlichkeiten in Scene gesetzt wurden, die bei der Enthüllung der Bildsäule Ludwig's XIV. in Paris beobachtet worden waren.

Mit Künstlerhand entwirft L. Ranke folgendes Schaubild des Hofes unter Friedrich: „König Friedrich fühlte sich glücklich, wenn er in der Pracht seines Ornats auf dem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern seines Ordens, der alsdann an kostbarer Kette getragen wurde, seinen Kammerherren mit den goldenen Schlüsseln, den Mitgliedern seines geheimen Staatsraths und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Kriegsheeres. In alter Schweizerart, in weißem Atlas mit goldenen Spitzen verbrämt, prangten die Offiziere seiner Trabanten. Was nur irgend zum Hofe gehörte, Garderobe und Stall,

Digitized by Google

Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer, mußte Ueberfluß zeigen. Vierundzwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel. Die Jägerei und vor Allem die Musikkapelle waren zahlreich besetzt. Auch den Hofnarren ließ sich der Fürst nicht nehmen, der ihm zuweilen im Scherz entdeckte, was ihm von Anderen verschwiegen wurde."

Außerordentlich große Summen wurden bei Festlichkeiten und Feierlichkeiten verausgabt. Aber woher sollte all das Geld, das der Aufwand kostete, genommen werden? Der vom Großen Kurfürsten dem Lande hinterlassene Staatsschatz war bis zum letzten Thaler längst ausgegeben, und leider erhielt sich der elende, schmeichlerische und nur auf seinen Vortheil bedachte Graf Wartenberg fort und fort in der Gunst seines Herrn.

„Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu sein, die Vollmacht seh'n in ihren Launen." —

Der ehrliche Dankelmann war gestürzt; Männer, ihm gleich an Denkungsart, aber nicht an Muth, wagten es nicht, dem Könige über den wahren Zustand des Landes Aufklärung zu geben. Wartenberg mahnte nicht ab von Ausgaben für überflüssigen Aufwand; er kam den Liebhabereien des Königs sogar mit Vorschlägen entgegen, einmal, um sich in der Gunst desselben zu erhalten, fürs Andere, um in den Summen, die unnütz verausgabt wurden, seine Hand zu haben. Die wichtigsten Staatsämter waren besetzt mit Leuten seines Schlages. **W**artenberg, **W**ittgenstein, **W**artensleben, diese Männer beherrschten eine Zeit lang das Land. Da jeder der Namen mit W anfängt, nannte sie das Volk „das dreifache Weh!"

Während Dankelmann stets bestrebt gewesen war, durch möglichste Einschränkung des Hofhalts die Kosten desselben zu verringern und die Steuerlast des Volkes zu mindern, waren jene Männer, die in ihrem eigensten Interesse den Hofhalt noch glänzender, noch verschwenderischer zu machen suchten, als er es bereits war, geradezu unerschöpflich im Ersinnen neuer Steuern, in der unausgesetzten Erhöhung der bereits bestehenden. Zur Fortführung des Schloßbaues mußten aus den Steuereinkünften allmonatlich 6000 Thaler entnommen werden, die enormen Kosten der Königskrönung suchte man durch eine besondere Krönungssteuer aufzubringen. Wer eine Perrücke tragen wollte, hatte den sechzehnten Theil des Werthes derselben als Steuer zu entrichten, bezog er dieselbe aber — was vielfach geschah — aus Paris, so war als Steuer der vierte Theil des an sich schon sehr hohen Preises von oft 200—300 Thalern zu erlegen. Wer Kaffee, Thee oder Chokolade trinken wollte, hatte alljährlich für zwei Thaler einen Erlaubnißschein zu lösen, und damit sich auch der ärmere Bürger, der an solchen Luxus nicht denken konnte, der Steuer nicht entziehen könne, wurden selbst die nothwendigsten Kleidungsstücke besteuert und von jedem Stück ein Groschen erhoben. Sogar auf — Schweineborsten wurde eine Steuer eingeführt, und als nun der durch diese allerdings merkwürdige Steuer herausgeforderte Volkswitz sich den Pächter derselben, einen Kommerzienrath Creutz, in unliebsamer Weise zur Zielscheibe nahm, erschien am 4. Juni 1709 ein königlicher Erlaß des Inhalts: „Wer den Kommerzienrath Creutz oder dessen Commis mit schimpflichen und ehrenrührigen Worten, wie geschehen, angreift, soll sofort ohne weiteren Prozeß mit Gefangenschaft und anderen Leibesstrafen belegt und desgleichen gegen alle Uebertreter des Schweineborsten-Handlungs-Privilegiums verfahren werden." — Es würde zu weit führen, all die verschiedenen anderen Steuern, in deren Erfindung jene „drei großen Weh" eine unvergleichliche Findigkeit darthaten, hier einzeln aufzuzählen. Der Leser ersieht bereits aus diesen Beispielen, zu welchen Mitteln jene Männer griffen, um die Kosten für einen möglichst verschwenderischen Hofhalt aufzubringen und dadurch zugleich — sich selbst zu bereichern, wobei sie die Schwäche und Nachgiebigkeit des Königs, der von den Bedrückungen des Volkes nichts wußte und über die wahre Lage des Volkes in einem bedauerlichen Irrthum von ihnen gehalten wurde, trefflich auszunutzen verstanden.

So sehr indeß die Steuerkraft des Volkes fast bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen wurde, so wollten doch die Einkünfte für die weitgehenden Bedürfnisse des Hofhalts

Digitized by Google

und der Staatsverwaltung niemals recht zureichen, und so erklärt es sich, daß Alles, was auch nur eine entfernte Möglichkeit, gesteigerte Einkünfte zu erzielen, darzubieten schien, mit Begierde aufgegriffen wurde. Nun hatte damals ein gewandter italienischer Abenteurer unter dem Namen Caëtano Conte di Ruggiero viel von sich reden gemacht, und obgleich man nach mancherlei traurigen Erfahrungen nachgerade so ziemlich alles Vertrauen auf die Kunst der Alchemisten verloren hatte, so war es jenem Abenteurer dennoch gelungen, die Meinung zu verbreiten, als sei er im Besitz des Geheimnisses, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, oder doch wenigstens nahe daran, dieses Geheimniß zu ergründen. Friedrich erfuhr davon, und da er eine solche Gelegenheit sich nicht entgehen lassen zu dürfen glaubte, so wurde Caëtano veranlaßt, seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen, wo er bei Hofe eine glänzende Aufnahme fand. Gewandt, wie er war, wußte er sich schnell das Vertrauen des Königs zu erwerben, und da es ihm gelungen war, durch eine geschickte Täuschung den König zu überzeugen, daß er wirklich im Besitz des lange gesuchten Geheimnisses sei, erfreute er sich der ungemessenen Gunst und Gnade des Königs, die er auch demnächst nach Kräften auszunutzen bestrebt war. Als aber Friedrich nunmehr auf die praktische Bethätigung seiner Fähigkeit zu dringen begann, entzog sich der Betrüger diesem unbequemen Drängen durch die Flucht. Mit Gewalt nach Berlin zurückgeholt, wiederholte er hier noch einmal das frühere Schauspiel: er täuschte den König und entfernte sich, als die Goldfabrikation in großem Maßstabe vor sich gehen sollte, wiederum heimlich von Berlin. Noch immer konnte Friedrich sich nicht entschließen, alle Hoffnung aufzugeben; noch einmal wurde Caëtano mit Gewalt nach Berlin zurückgeschafft und zur Wiederholung des Experimentes genöthigt. Jetzt aber wurde der Betrug entdeckt, und nun traf ihn in aller Schwere der Zorn des Königs, der sich in seinen schönen Hoffnungen so schmählich getäuscht sah. Caëtano wurde ins Gefängniß geworfen und nach längerer Haft in Küstrin daselbst am 23. August 1709 an einem mit Flittergold ausgeschlagenen Galgen aufgehängt, allerdings eine harte Strafe für einen Mann, der zwar in der That ein Betrüger war, den aber im Grunde doch der König selbst in seinem Gaukelspiel bestärkt und nachmals sogar zu weiterer Fortführung seiner Täuschungen genöthigt hatte.

Lange trieben die Minister ihr verderbliches Wesen im Lande. Das Land stöhnte unter der Last, während die Hofschranzen in thörichtem Gaukelspiel die Kräfte des Landes vergeudeten, Einzelne gewissenlos ihre Taschen füllten. Endlich thaten sich eine Zahl von Männern, Feldmarschall Barfuß, die Grafen Dönhoff, Lottum, Dohna und Andere, zusammen und veranlaßten den Hofmarschall von Wensen, dem Könige zu entdecken, welche Unterschleife und Erpressungen sich Wartenberg zu Schulden kommen lasse. Wensen unterzog sich dem Wagestücke. Er wußte sich Gehör beim Könige zu verschaffen und erbot sich, nachzuweisen, daß die Tafel des Premierministers mehr koste, als die des Königs, und daß Wartenberg von dem durch Unterschleife gewonnenen Gelde sich in der Pfalz ein Gut nach dem andern kaufe, während seine Gemahlin von Zeit zu Zeit große Summen nach England sende. Der König schwieg zu den Beschuldigungen; er hielt seinen Liebling der Ausführung solcher Dinge für unfähig. Als Wensen das Zimmer verlassen hatte, trat Wartenberg ein. Friedrich erzählte ihm, was er eben vernommen habe. Was Wartenberg gesprochen und wie er sich geberdete — wer hat es gesehen? Nur so viel vernahm man, daß der König schließlich ihn für schuldlos erklärte, indem er zugleich in Zorn gegen die Ankläger, namentlich gegen den Hofmarschall von Wensen, ausloderte. Ferner erzählte man sich auch, daß Wartenberg (um Wensen desto sicherer zu verderben) bei dem hierdurch fast zu Thränen gerührten Monarchen die dringlichste Fürbitte eingelegt habe.

Wenige Tage darauf wurde Wensen als Staatsgefangener nach Küstrin geführt, Barfuß mit Pension entlassen, die Dohna's empfingen Weisung, sich auf ihre Güter nach Preußen zurückzuziehen, und Lottum wurde nach Flandern kommandirt, um den Oberbefehl über die preußischen Truppen zu übernehmen.

Digitized by Google

Fester als je war die Macht Wartenberg's begründet; man buhlte sogar um seine Gunst mehr, als um die des Königs, der ihn schalten ließ.

Zum Theil um den König von Staatsgeschäften so viel als möglich abzulenken, hatte man ihn zu bewegen gewußt, eine dritte Vermählung einzugehen. Diese gereichte ihm nicht zum Segen. Die junge Königin Sophie Luise, Schwester des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, eine eifrige Lutheranerin, quälte den König vielfach mit Bekehrungsversuchen und verhehlte es ihm nicht, daß sie die Reformirten als der Verdammniß verfallen ansah. Friedrich sagte bei solchem Anlaß eines Tages zu ihr: „Wenn Sie glauben, daß ich (als Reformirter) verdammt werde, dann können Sie ja nach meinem Tode nicht sagen: der selige König!“ Die Königin erwiederte: „Ich werde sagen: der liebe, verstorbene König.“ — Wir wissen, wie duldsam Friedrich war, und wie lebhaft er wünschte, Reformirte und Lutheraner im Lande zu vereinen. Nun mußte er sehen, daß sich in seiner nächsten Nähe, am Hofe, religiöse Parteien bildeten, die sich mit Eifer befehdeten.

Es gelang indeß dem Grafen Wartenberg nicht, die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit für immer verstummen zu machen. Zunächst wurde nun ein Angriff auf den Grafen von Wittgenstein ausgeführt, indem man sagte, Wittgenstein habe sich eine Gehaltszulage von 5000 Thalern eigenmächtig zuerkannt, er habe weiterhin eine von dem Könige für das durch die Pest heimgesuchte Preußen bestimmte Summe nicht dahin gesandt, ferner unterlassen, die nöthigen Anordnungen zur Abwehr der Seuche zu treffen, auch sei von ihm eine Summe von 70,000 Thalern, die der König gnädigst für die durch einen großen Brand fast gänzlich verheerte Stadt Crossen bestimmt habe, unterschlagen worden.

Wartenberg, sobald er von der Anklage vernahm, übersah mit einem Blick, daß es ihm nicht möglich sei, für seinen Freund einzutreten, ohne sich selbst zu schaden. Er machte plötzlich Front gegen ihn und trat selbst in tugendhafter Entrüstung als sein Ankläger auf. Nach einer kurzwährenden Untersuchung wurde Wittgenstein verhaftet und als Staatsgefangener nach Spandau geführt. Das Volk war so erbittert über ihn, daß die militärische Begleitung Mühe hatte, ihn vor thätlichen Angriffen zu schützen. Das Erkenntniß lautete: Zahlung von 24,000 Thalern Ersatz, Abnahme des schwarzen Adlerordens und Landesverweisung.

Die Strafe würde wol strenger ausgefallen sein, wenn die Untersuchung strenger geführt worden wäre. Daß dies nicht geschah, hatte seinen Grund ohne Zweifel darin, daß Wartenberg in dem vollständigen Aufdecken der Schurkereien Wittgenstein's einen guten Theil Material zu einer Anklage gegen sich selbst geliefert haben würde.

Indeß auch seine Stunde schlug. Es war ein Ankläger gegen ihn aufgetreten, dessen Wort doch mehr ins Gewicht fiel, als seiner Zeit das des Hofmarschalls Wensen — der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Der König erkannte nun endlich, daß auch Wartenberg's Wirken dem Lande verderbenbringend sei, und ließ ihm die Siegel abfordern. Wartenberg spielte seine Rolle mit Klugheit bis zu Ende. Er schrieb an Friedrich: Wie er stets seinem Herrn und Könige treu und gehorsam gewesen sei und es als seine höchste Pflicht erkannt habe, dem Willen desselben ohne jegliche Rücksicht Anerkennung zu verschaffen, so komme er auch jetzt als gehorsamer Unterthan dem königlichen Befehle nach und reiche das Gesuch um seinen Abschied ein; nur die Bitte wage er noch auszusprechen, Se. Majestät wolle ihm huldreichst gestatten, Hochdemselben für die ihm so vielfach erwiesenen Gnadenbezeigungen persönlich seinen allerunterthänigsten Dank zu Füßen legen zu dürfen.

Der König gewährte die Bitte des argen Mannes, dem er immer noch zugethan war. Wartenberg brach beim Abschied in Thränen aus, der König war erschüttert. Die Ueberreichung eines Ringes an den Grafen gab Zeugniß von dem Zwiespalte im Herzen des Königs.

Wartenberg begab sich mit seiner Gemahlin nach seinem zwei Meilen von Berlin gelegenen Gute Woltersdorf. Von hier schrieb er dem Könige einen höchst wehmüthigen Brief, in welchem er ihn um die Gnade bat, das Gut Woltersdorf nebst allem dort befindlichen Porzellan sowie dem dazu gehörigen Garten seiner Frau als ein Geschenk von

Digitized by Google

ihm annehmen zu wollen. Er sei gesonnen, den preußischen Staat ganz zu verlassen, um zu verhindern, daß seine Feinde etwa sagten, er strebe danach, wieder in sein früheres Amt zu gelangen. — So klüglich leitete der heillose Heuchler seinen Abzug ein.

Der König nahm das Gut an, bezahlte es aber dem Grafen. Da man nun vernahm, Wartenberg wolle sich nach Frankfurt a. M. begeben, so entstand die Besorgniß, er möchte Staatsgeheimnisse verrathen, und wenig fehlte daran, daß er, um ihm die Möglichkeit, jenes auszuführen, abzuschneiden, doch noch eingezogen wurde. Diejenigen Staatsbeamten, die ihn genauer kannten, behaupteten aber, er werde schweigen, wenn man ihn dafür gut bezahle. So wurde ihm ein Ruhegehalt von jährlich 24,000 Thalern bewilligt.

Wartenberg nahm eine Summe von mehreren Millionen, seine Frau Diamanten im Werthe von einer halben Million Thaler mit nach Frankfurt. Aber der ungetreue Mann blieb nicht lange im Genuß der betrügerisch erworbenen Güter; im Jahre darauf ereilte ihn der Tod. Noch in seinem Testamente hatte er den Kampf gegen seine Feinde fortgesetzt. — Seiner Bestimmung gemäß wurde seine Leiche nach Berlin gebracht, um in der Parochialkirche beigesetzt zu werden. Als der Zug vor dem Schlosse vorüber kam, sah man den König am Fenster stehen. Er weihte dem Verstorbenen Thränen stiller Wehmuth und ließ darauf drei Tage lang Niemand vor sich.

Neue Erwerbungen. Nach einer im Jahre 1644 vollzogenen letztwilligen Verfügung des Großvaters Friedrich's (von mütterlicher Seite), Friedrich Heinrich's von Oranien, sollten die oranischen Länder, falls des Prinzen einziger Sohn, Wilhelm II., ohne Erben bleibe, an dessen älteste Schwester Luise, Gemahlin des Großen Kurfürsten, oder deren Nachkommen übergehen. Wilhelm II. hinterließ einen Sohn, Wilhelm III., dem Friedrich von der ersten Zeit seiner Regierung an so treu beigestanden hatte, weshalb ihm von diesem, der kinderlos war, die Zusage gemacht worden war, daß die oranischen Länder nach seinem Tode an Preußen fallen sollten. Im Widerspruch mit dieser Zusage hatte er jedoch letztwillig einen Enkel der jüngeren Schwester seines Vaters, den unmündigen Prinzen Friesо von Nassau-Dietz, als Erben eingesetzt.

Als nun nach Wilhelm's Tode das Testament eröffnet und sein Inhalt bekannt wurde, legte Friedrich gegen die Bestimmungen desselben Protest ein, doch konnte er trotz der eifrigsten Bemühungen nichts weiter erlangen, als die Lehnshoheit über die Grafschaften Montfort und Wörs und die Theilung der hinterlassenen Juwelen und des Hausgeräths. (Erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. ward die streitige Angelegenheit endgiltig, wenn auch keineswegs dem getroffenen Abkommen gemäß, erledigt.)

Eine bedeutendere Erwerbung war die von Neufchatel und Valengin in der Schweiz. Das Erbrecht auf beide Gebiete war an das Haus Oranien gekommen, und Wilhelm III. hatte die Lehnsansprüche auf dieselben an Friedrich übergehen lassen. Als nun im Jahre 1706 das Lehn der genannten Gebiete frei wurde, und Friedrich sich anschickte, dieselben in Besitz zu nehmen, erhob, von Ludwig XIV. aufgestachelt, der Prinz Franz von Conti Einspruch dagegen. Als Ludwig vernahm, daß die Einwohner der streitigen Gebiete für Preußen gestimmt seien, ließ er ihnen zu wissen thun, „daß, falls sie nicht seinem Willen sich fügten, kein Winkel der Erde sie vor seinem Zorne schützen solle!“ Nachdem jedoch England, die Generalstaaten und die angesehenern schweizer Kantone Erklärungen zu Gunsten Friedrich's abgegeben hatten, sah sich Ludwig, zumal um diese Zeit der spanische Erbfolgekrieg seine Kräfte bedeutend in Anspruch nahm, gezwungen, die völlige Besitzergreifung von Neufchatel und Valengin von Seiten Friedrich's (1707) ohne Widerstand geschehen zu lassen.

Durch Kauf brachte der König in denselben Jahre die Herrschaft Tecklenburg und die Stadt Rheda im Münsterschen an Preußen. — Ein Jahr später nahm Friedrich, gemäß der letztwilligen Verfügung des mit Tode abgegangenen Herrn der Grafschaft Geyern, Besitz von diesem in Franken gelegenen kleinen Ländchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Berlin unter König Friedrich I.

Der Leser erinnert sich der Schilderung Berlins durch die Feder des französischen Reisenden Patin (Bd. I, S. 630), dem im Jahre 1676 Alles dort so überaus schön dünkte, und wir wissen, welche Verschönerungen und Verbesserungen Berlin dem Großen Kurfürsten zu danken hat. Doch war Alles, was auf dem Gebiete der Bauthätigkeit nicht nur in der Zeit des Großen Kurfürsten, sondern überhaupt in dem Zeitraum der letzten vier Jahrhunderte geschehen war, geringfügig gegen Dasjenige, was während der Regierungszeit Friedrich's geschah. Vom ersten Jahre seiner Regierung an strebte Friedrich danach, der Hauptstadt auch äußerlich das Gepräge eines Königssitzes zu verleihen.

Die Kurfürstenbrücke. Etwa dreißig Jahre früher war die lange Brücke noch einmal als ein Holzbau erneuert worden. Friedrich beschloß, sie aus Sandstein herstellen zu lassen, und übertrug den Bau dem Ober-Baudirektor Nehring. Dieser rückte das mittelste der fünf mächtigen Joche weit hinaus, um einen Platz für die Reiterstatue des Großen Kurfürsten zu gewinnen, das Werk des Bildhauers Andreas Schlüter, dem man den ehrenvollen Beinamen des „Michel Angelo Deutschlands" beigelegt hat. „Es war dies", sagt F. Adler, „der bestgewählte Platz für das Gedächtnißmal des Fürsten, welcher, begeistert für Alles, was den Niederlanden entstammte, in seine Staaten den Festungs-, den Brücken-, den Schleußen- und Kanalbau der Niederländer übertragen hatte, der selbst in Handel und Schifffahrt mit deren berühmten Seefahrern zu konkurriren suchte. Kein Hohenzoller hat so viel Neigung für Mechanik und Wasserbau gehabt, wie er, darum ziemte ihm auch der ideale Ehrenplatz auf stolzer Brücke, an dem Handel und Wandel noch heut vorbeifluten." Der Bau der Brücke begann 1692, das Heroenbild des Großen Kurfürsten ward jedoch erst 1706 aufgestellt.

Ueber Schlüter's Meisterwerk und dessen Standort läßt sich der oben genannte Kunstkenner folgendermaßen vernehmen: „Wo ist in der modernen Kunst, in ganz Europa ein zweites, welches die geistige Größe mit physischer Kraft so wunderbar verschmolzen zeigt, aus dem die Majestät des Fürsten so ergreifend hervorleuchtet? Mit dem Bau der Kurfürstenbrücke, dieser gemeinsamen Schöpfung von Baukunst und Skulptur, trat der brandenburgische Staat in die Reihe kunstpflegender Staaten ein. Dieses Denkmal ist daher der Anfang einer kunsthistorischen Epoche für Preußen. Der erst seit 1692 in brandenburgische Dienste getretene Bildhauer Schlüter ist sich der seltenen Größe und der tiefen Bedeutung der schweren Aufgabe in vollem Maße bewußt gewesen, denn er hat sie mit dem Ernste und der Hingebung gelöst, welche nur großen und gereiften künstlerischen Naturen eigen ist." Diesem Urtheil schließt sich der Kunstschriftsteller A. Woltmann an, indem er sagt: „Mit den antiken Denkmälern der beiden Balbus zu Neapel, mit Verocchio's trutzigem Colleone zu Venedig schließt der imposante Friedrich Wilhelm den Kreis der schönsten Reiterstatuen in der Welt. Ein Aufbau wie dieser ist von neueren Bildwerken nicht wieder erreicht worden. Die Eckfiguren des Piedestals wirken durch den Schwung der Linien, und ihre bewegten Formen werden durch die mächtige Ruhe der oberen Gruppe dominirt. Auf dem wuchtigen Rosse sieht der gewaltige Mann herab, siegreich, willenskräftig, von unerschütterlicher Festigkeit, trotz gemessenen Schrittes unaufhaltsam. Nur ein ebenbürtiger Künstlercharakter, der die Größe des Fürsten zu fassen verstand, vermochte ihn in dieser Weise darzustellen." — Auch eine Volkssage knüpft sich an das herrliche Denkmal. Das Volk erzählt sich, wie Ad. Streckfuß schreibt, der Meister habe einst vor seinem Werk gestanden und dasselbe nicht nur mit gerechtem Stolz, sondern mit Selbstüberhebung betrachtet. „Das ist das größte Kunstwerk", rief er aus, „welches ich jemals geschaffen und welches jemals geschaffen wurde. Kein Neider und Zweifler soll wagen, mir auch nur den geringsten Fehler daran zu zeigen!" — Neben dem Meister stand einer seiner Schüler, ein unbedeutender, schelsüchtiger junger Mann, der längst den Ruhm Schlüter's beneidet hatte.

Digitized by Google

Das Denkmal auf der Kurfürstenbrücke.

Digitized by Google

Er lächelte höhnisch, als der Künstler das stolze Wort aussprach, dann trat er hin zu dem Meisterwerk und sagte: „Wahrlich, kein König kann jemals auf solchem Pferde reiten; seht nur den rechten Vorderhuf an, dem fehlt ja das Eisen!“ — Und so war es in der That. — Schlüter, so erzählt die Sage, sei über den gerechten Vorwurf so erschrocken, habe sich, durch den kleinen Fehler an seinem Werke so gedemüthigt gefühlt, daß er, wahnsinnig vor Schmerz, in der Verzweiflung sich von der langen Brücke in die Spree gestürzt und unter seinem Werke seinen Tod gefunden habe. — Wahr ist an der Sage nur, daß dem rechten Vorderhuf wirklich das Eisen fehlt. Schlüter hat seinen Tod nicht in der Spree gefunden; indeß erfuhr er später mancherlei bittere Kränkungen, wie noch berichtet werden wird, und die Volkssage hat hier Thatsachen mit falschen Gerüchten zu einem Ganzen verwebt.

Andreas Schlüter. Nur ein kurzes Wort über die persönlichen Verhältnisse dieses genialen Mannes. Schlüter's Geburtsort ist Hamburg. Frühzeitig kam er mit seinem Vater, dem Bildhauer Gerhard Schlüter, nach Danzig. Der Artushof, die gothischen Kirchen und viele prächtige Häuser der alten Hansastadt waren wol geeignet, seinen künstlerischen Sinn zu nähren. Ueber seinen Entwicklungsgang ist Näheres nicht bekannt geworden, doch wird als sicher angenommen, daß er in Italien war und an Ort und Stelle die bedeutendsten antiken Werke der Plastik wie auch hervorragende Bauwerke der Hochrenaissance studirte. Zu jener Zeit gehörte Danzig noch zu Polen, und Schlüter fand bei seinem Landesherrn, Johann Sobiesti, seinen ersten Wirkungskreis. Von Warschau aus folgte er dem Rufe des Königs Friedrich und ward in Berlin zunächst als Hofbildhauer angestellt.

Schloßbau. Inzwischen war der Gedanke in der Seele Friedrich's gereift, die Reihe der verschiedenartig gestalteten Gebäude, aus denen das Schloß bestand, in ein gemeinsames Gebäude zusammenfassen zu lassen, und er übertrug die Ausführung dieses Planes dem trefflichen Schlüter, dessen Meisterschaft bereits beim Zeughaus sich bewährt hatte. Hören wir über den Antheil Schlüter's an dem neuen Bau das Urtheil des sachverständigen, oben schon erwähnten Baurathes F. Adler. „Was nun Schlüter in einer siebenjährigen Bauzeit bei einer Fülle von Verwaltungsgeschäften und eigenen Kunstarbeiten geleistet hat, mit welchem Ideenreichthum er das Innere und Aeußere ausgestattet hat, kann nur Derjenige beurtheilen, welcher eine spezielle Kenntniß des alten Schloßbaues besitzt und den älteren Bau mit Schlüter's Schöpfung vergleicht. Was aber Jedem, Einheimischem wie Fremdem, Kunstkenner wie Laien, bei der Betrachtung des Schlosses sofort und unleugbar entgegentritt, ist der Ausdruck grandioser, imponirender Einheit. Wer erkennt nicht, daß die hochfliegenden Pläne des neuen Königs, aus Preußen einen einheitlichen geschlossenen Staat zu machen, durch Schlüter's Geist im Schloßbau verkörpert worden sind? Man blicke auf die Hofburg zu Wien, jenes Konglomerat von Flügeln, Pavillons und Höfen, und vergleiche damit das in sich geschlossene, auf tiefdurchdachtem Plane ruhende Königsschloß zu Berlin, so erkennt man, daß die Baukunst den Gegensatz beider Staaten, beider Höfe nicht schlagender charakterisiren konnte. Das Schloß zu Berlin (dessen Ansicht aus der Zeit Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I. wir in dem nachfolgenden Abschnitt bringen) ist der Gipfelpunkt der profanen Baukunst des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland. Zwar giebt es eine Fülle von trefflichen, ausgedehnten, prachtvollen Fürstenschlössern aus jener Zeitepoche, aber keines derselben ist an Ernst, Würde und Hoheit dem Berliner Schlosse vergleichbar.“

Leider wurde Schlüter's großartige Thätigkeit in äußerst beklagenswerther Weise unterbrochen. Es erging dem vortrefflichen Künstler in gewisser Beziehung, wie es seiner Zeit dem rechtschaffenen Dankelmann ergangen war: Neidern gelang es, ihm die Gunst des Königs zu entziehen. Schlüter erhielt den Auftrag, den an der Lustgartenecke des Schlosses stehenden sogenannten „Münzthurm“, in welchem sich unten die Münze, oben das Reservoir für die Wasserkunst des Lustgartens befand, bis auf etwa 400 Fuß zu erhöhen, damit der Springbrunnen höher steige. Zugleich sollte der Thurm zur Aufnahme des von Friedrich in Holland gekauften Glockenspiels dienen, das später seinen Platz auf dem Thurm der Parochialkirche erhielt.

Digitized by Google

Bald nach dem Beginn des Baues zeigten ſich Riſſe, ſie erweiterten ſich — der Thurm mußte abgetragen werden. Der König, darüber in hohem Grade ungehalten, ſetzte eine Kommiſſion zur Prüfung des Falles ein. Die Hauptperſon derſelben war der Architekt Freiherr von Eoſander, der, weil er von deutſchen Eltern in Gothland geboren, Eoſander von Göthe genannt ward. Der königliche Befehl an die Einberufenen lautete dahin, gemeinſam mit Schlüter zu berathen. Dies geſchah auch, aber in einer für Schlüter beleidigenden Weiſe, indem die Kommiſſionsmitglieder wie Inquiſitionsrichter verfuhren und mit höhnenden Aeußerungen um ſich warfen, wodurch Schlüter endlich ſo gereizt ward, daß er die Sitzung verließ.

Das Zeughaus in Berlin mit ſeiner jetzigen Umgebung.

Nun hatten ſeine Neider vollends das Feld gewonnen. In ihrem Bericht an den König ſuchten ſie nachzuweiſen, daß ein Mann, der ſich der vom Könige geſtellten Aufgabe nicht gewachſen gezeigt habe, als Baumeiſter nicht gelten könne. Schlüter mußte ſeinen Abſchied nehmen, und ſein Hauptgegner, Eoſander von Göthe, ward an ſeiner Stelle mit der Fortführung des Schloßbaues betraut. Wie hart dieſer Schlag Schlüter traf, zeigen deſſen Briefe aus jener Zeit. An den Schloßhauptmann von Printzen ſchrieb er: „Ich kann verſichern, daß ich übermenſchlich wegen dieſer Werke leiden muß; ich habe über die dreißig Jahre mit großen Arbeiten Tag und Nacht zugebracht, und iſt unter allen den Werken kein Fehl begangen; auch habe ich in Berlin ſchon erwieſen, daß man ja wol ſehen kann, ob ich ein Meiſter geweſen, da ich hierher gekommen bin, und nun muß ich mich von Solchen ſo höhniſch und recht wie ein unvernünftiger Junge traktiren laſſen. — Ich muß nicht allein leiden, daß ich mein ſo lange mit großer Mühe zuſammengebrachtes Werk abbrechen und davon in der Welt Schande haben muß, ich kann vor Traurigkeit nicht ſchlafen — und muß doch noch täglich erſinnen, erfinden und arbeiten.“ Die Erhöhung des Münzthurms kam übrigens auch unter Schlüter's Nachfolger nicht zur Ausführung, weil das Mißlingen des erſten Verſuches nicht auf einem vom Baumeiſter begangenen Fehler beruhte, ſondern auf der natürlichen

Beschaffenheit des Bodens, worauf das Schloß sowie ein großer Theil der Stadt Berlin steht, und der wegen des sumpfigen Untergrundes eine solche Last nicht zu tragen vermochte.

Vollendet wurde der Schloßbau erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I.

Das Zeughaus. Vorher schon, im Jahre 1695, legte Friedrich den Grundstein zu dem prachtvollen Zeughause, dessen Bau unter Leitung der Baumeister Nehring, de Bodt und Grüneberg vor sich ging. (Ersterer entwarf auch die Zeichnungen zu der Parochialkirche, zu den Kolonnaden und Kaufläden am Mühlendamm.) Während der Bauriß des Zeughauses von de Bodt und Nehring herrührt, verdanken wir die herrlichen Bildwerke am Zeughause der Künstlerhand des großen Schlüter. Das Hauptportal ist mit Statuen, der Rand des Daches mit Trophäen, die Fenster mit Bildwerken, darunter die schön gebildeten Helme, von Schlüter geschmückt. Schöpfungen desselben Meisters sind die Köpfe sterbender Krieger (S. 73), die den Schmuck der Fenster des inneren Hofes bilden. Ueber dem Hauptportal befindet sich das in Metall gegossene und vergoldete Bildniß des Königs und darüber die Inschrift: „Der Gerechtigkeit der Waffen, dem Schrecken der Feinde, dem Schutze seiner Völker und Verbündeten Friedrich I." Die beiden Geschosse des Zeughauses, deren unteres von einem dreifachen Gewölbe und deren oberes durch dorische Säulen gestützt ist, enthalten Waffensammlungen, Fahnen und Siegeszeichen. In neuester Zeit ist das Gebäude durch theilweisen Umbau noch um Vieles verschönt und zur Ruhmeshalle erweitert worden.

Einige Jahre noch war Schlüter in Berlin thätig, doch die ihm widerfahrene Unbill hatte die Schwungkraft seines Geistes gelähmt. Bald schon, 1714, erlöste ihn in Petersburg der Tod. Von Eosander von Göthe rührt die Schloßfaçade an der Schloßfreiheit her, welche den Haupteingang bilden sollte und daher mit dem großen Hauptportal geschmückt wurde. „Aber an diesem einen Beispiel erkennt man deutlich das viel geringere Talent des Nachfolgers", urtheilt F. Adler. „Das mächtige Hauptportal ist eine fast sklavische Nachahmung des Triumphbogens des Septimius Severus zu Rom und kann schon deshalb gegen die von Schlüter selbständig geschaffenen, nicht minder großartigen Schloßportale an der Schloßplatz- und Lustgartenseite sich ebenbürtig nicht behaupten. Unter seinen Zeitgenossen blieb Schlüter eine einsame, unverstandene Erscheinung, an seinem genialen Gedankenfluge übten damalige Gymnasial-Professoren ihre beschränkte Kritik, und es ist eine bezeichnende Thatsache, daß kein Bildwerk, kein Gemälde, kein Kupferstich die äußere Erscheinung dieses Kunstheroen uns überliefert hat. Man hat ihn vergessen wollen — aber die Steine reden, wenn Menschenzungen schweigen, seine Kunstwerke haben Berlin zur Königsstadt gemacht, Berlins Ruhm ist sein Ruhm für alle Zeiten! Und wer Schlüter's seltenes Talent, seine Bildung, sein Wissen tiefer erkennen will, der muß die nur in Fragmenten erhaltenen Entwürfe zu einem prachtvollen Dome, zur Verbindung des Schloßplatzes mit der Jägerstraße, die Pläne für Thore, Brücken, Kirchen und Schlösser genauer betrachten und darf weder die in Berlin noch vorhandenen Privatgebäude, noch die herrlichen Grab- und Ehrendenkmäler in hiesigen Kirchen übersehen." Unter den Schlüter'schen Privatbauten steht obenan der Palast des Grafen Wartenberg, die sogenannte „Alte Post" an der Ecke der Königs- und Burgstraße. Der mittlere Theil des Schlosses zu Charlottenburg ist ebenfalls Schlüter's Werk; Kuppel und Seitenflügel wurden nach Abgang Schlüter's von Eosander von Göthe gebaut. Letzterer ist auch der Erbauer des Schlosses Monbijou und des Schönhauser Schlosses.

Unter Friedrich I. wurde die „Dorotheenstadt" vergrößert und (1688) der Bau der „Friedrichsstadt" begonnen. Es durfte dort nur nach den von Nehring gezeichneten oder gebilligten Rissen gebaut werden. Die Bürger wurden durch freie Lieferung von Baumaterialien zum Bauen angelockt. Im J. 1695 zählte die Friedrichsstadt bereits über 300 Häuser. Im J. 1701 erfolgte die Grundsteinlegung zu der Garnisonkirche und zu den beiden Kirchen auf dem Markte der „Friedrichsstadt", der „Französischen" und der sogenannten „Neuen". Zu Ehren seiner dritten Gemahlin, Sophie Luise, gab der König der Spandauer Vorstadt den Namen „Sophienstadt" und legte auch hier den Grund zu einer Kirche, der Sophienkirche.

Digitized by Google

Man täuscht sich außerordentlich, wenn man glauben wollte, der erweckte Kunstsinn sei eine nur vereinzelte Erscheinung und von den Bewohnern der von der Natur so kärglich bedachten Mark sei überhaupt etwas wie ein Kunstaufschwung gar nicht zu erwarten. So zeigt beispielsweise die Schloßkirche des Dorfes Buch bei Berlin einen wahrhaft stattlichen Kuppelbau, sie hat reizvolle Details, und es sind die Schnitzereien des Altars und der Kanzel überaus tüchtige Leistungen. Auch an hervorragenden Erzeugnissen der Kleinkunst fehlt es nicht; wir erinnern nur an den schönen Pokal aus dem siebzehnten Jahrhundert im Schlosse zu Berlin, ein wirkliches Meisterwerk in seiner Art. Nicht zu vergessen sind ferner die zahlreichen, zum Theil höchst kunstvoll ausgeführten Medaillen, für welche Friedrich eine besondere Vorliebe hatte, und die er aus Anlaß wichtiger politischer Ereignisse wie auch freudiger Familienereignisse am Hofe schlagen ließ; die Zahl der auf diese Weise unter Friedrich's Regierung entstandenen Denkmünzen beträgt weit über hundert, und die Berliner Stempelschneider erfreuten sich weithin eines verdienten Rufes.

Köpfe sterbender Krieger. Von Andreas Schlüter.

Auch die Malerei sah sich gefördert, und es fanden, nachdem der Kunstsinn der Bürger durch das Vorbild des Hofes einmal geweckt war, tüchtige Maler, namentlich aus den Niederlanden, unter verhältnißmäßig glänzenden Bedingungen nach Berlin berufen, ausreichende Beschäftigung. Besonders verdienen erwähnt zu werden Cornelius Abraham Bega, der Porträtmaler Huant und der Geschichtsmaler Terwesten, der mit einem Gehalt von 1200 Thalern am Hofe angestellt war, sich aber ausdrücklich verpflichten mußte, für den Kurfürsten allein und dagegen für niemand anders „ohne spezielle Permission in Fresco, Trampo oder auf Leinewand etwas zu verfertigen."

Die Akademie der Künste. Um nun allen diesen künstlerischen Kräften Gelegenheit zu geben, sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt zu scharen und durch feste Vereinigung um so eindringlicher zur Hebung der Kunst in der Mark zu wirken, gründete Friedrich am 20. März 1699 die Akademie der Künste, die am 11. Juli desselben Jahres eingeweiht wurde. Sie brachte während der Regierungszeit Friedrich's I. manche Früchte zum Zeitigen. Die Räume, welche man derselben bei ihrer Begründung zur Benutzung überwiesen hatte, waren dieselben, die sie zum Theil noch heute innehat, nämlich die oberen Räume des königlichen Marstalles nach der Seite der Linden zu.

Digitized by Google

Die Räume nach der Dorotheenstraße zu wurden in zweckdienlicher Weise für die alsbald näher zu besprechende „Akademie der Wissenschaften“ sowie für die „Sternwarte“ eingerichtet.

Infolge des königlichen Vorgehens und zum Theil durch unmittelbare Einwirkung des Hofes entwickelte sich, wie oben gesagt, in weiteren Kreisen ein gewisser Kunstsinn. Hatte man früher z. B. das Haus und seine innere Einrichtung schmucklos und nur auf den unmittelbar praktischen Nutzen berechnet hergestellt, so begnügte man sich damit jetzt nicht mehr; man erstrebte schönere und edlere Formen. Groß ist daher die Zahl der aus jener Periode stammenden kunstvollen Hausgeräthe, zierlichen Beschläge, Holzdecken und beachtenswerther Gewölbebauten, vornehmlich auch der künstlich zusammengesetzten Friese und der Fenster- und Thüreinfassungen. Ebenso fesseln unsere Aufmerksamkeit namentlich in den Städten des Havellandes die gleichfalls in jener Zeit entstandenen, zierlich durchbrochenen Häusergiebel, sowie die Leistungen der Technik des Backsteinbaues, der durch holländische Ansiedler ins Land kam und nicht selten ganz achtbare Gebilde zu Tage förderte. Wie der Leser bereits weiß, hatten sich besonders auch die aus Frankreich eingewanderten und vom Großen Kurfürsten vielfach geschützten und geförderten Hugenotten um die Einführung und Verbreitung der Kunst und namentlich des Kunstgewerbes in Kurbrandenburg verdient gemacht.

Im Großen und Ganzen war aber doch die Kunst in der Mark, infolge des geringen Wohlstandes, nur eine durch Hofgunst künstlich getriebene Pflanze, die in der Sonne dieser Gunst zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit recht schöne und kräftige Blüten trieb, die aber, als ihr jene künstliche Pflege entzogen und sie auf dem rauhen Boden der nachfolgenden Periode sich selbst überlassen sah, alsbald verdorren mußte. Der echte Sinn für Kunst und Kunstschöpfungen war in die weiteren Kreise des Volkes noch nicht genügend eingedrungen, der fremde Setzling hatte noch nicht Zeit gehabt, auf dem etwas rauhen und undankbaren Boden die zur selbständigen Weiterentwicklung nöthigen Wurzeln zu treiben.

Zu den königlichen Liebhabereien aus der Zeit Friedrich's I. gehört noch eine eigenthümliche Anlage, nämlich der Hetzgarten, den der König nahe dem damaligen Königsthor (Neue Friedrichsstraße) einrichten ließ. Wie hent noch die Stierkämpfe den Sitten der Spanier, so entsprach zu jener Zeit das Hetzen wilder Thiere dem Geschmack unseres Volkes. „Wer weiß“, erzählt Joh. Jac. Spieß, ein Zeitgenosse Friedrich's I., „daß besonders in den vorigen Zeiten es mit unter die Lustbarkeiten großer Herren gerechnet wurde, allerhand fremde oder auch einheimische wilde Thiere, welche sie zu dem Ende genähret oder fangen lassen, als Löwen, Bären, wilde Schweine, Büffelochsen, Tiger, Adler, Hirsche u. a., entweder selbst mit einander kämpfen oder durch Hunde hetzen und, war man des Dinges satt geworden, selbige entweder wiederum in Verwahrniß bringen zu lassen, um zu anderer Zeit diese Lustbarkeiten wiederholen zu können, oder die zum Tode bestimmten, wenn sie nicht im Kampfe geblieben, theils selbst oder durch Andere endlich erlegen zu lassen: — der wird sogleich einsehen, was man unter Hetzgarten zu verstehen hat.“ — Die Anlage hatte viel Aehnlichkeit mit einem römischen Amphitheater, sie bot also Zuschauern Gelegenheit, gefahrlos das Hetzen der wilden Thiere mit anzusehen. Zur Zeit des obengenannten Berichterstatters bargen die Behälter drei schöne Löwen, drei afrikanische Tiger, sieben große schwarze Bären, einen weißen Bären, ein großes Wildschwein, einen Auerochsen und andere Bestien. An den Seiten des Hetzgartens befanden sich die Gebäude für die Thierwärter. Die ganze Anlage gab einem Hofschmeichler Anlaß, öffentlich auszusprechen: nunmehr sei Berlin als ein „zweites Rom“ anzusehen! — Friedrich I. war persönlich ein großer Freund solcher Thierhetzen und ließ deshalb nach seiner Krönung auch in Königsberg einen Hetzgarten einrichten, in welchem während der Anwesenheit des Hofes öfters Hetzen stattfanden. Bei einem derartigen Schauspiel, das im Jahre 1708 zur Feier des Einzugs der dritten Gemahlin Friedrich's, Sophie Luise von Mecklenburg, daselbst abgehalten wurde, betheiligte sich Letztere sogar persönlich, indem sie durch einen wohlgezielten Schuß von der Estrade aus einen Auerochsen zu Boden streckte.

Digitized by Google

Am 17. Januar 1709 erschien ein Edikt Friedrich's, durch welches bestimmt ward, daß alle fünf Städte: Berlin, Cöln, die Dorotheen-, die Friedrichs- und die Sophienstadt, mit ihren Vorstädten nur einen gemeinschaftlichen Rath und ein gemeinschaftliches Gericht haben und den Namen Berlin als Gesammtnamen führen sollten, wobei zugleich die Vorrechte des alten Berlin als aufgehoben erklärt wurden. Die Ernennung sämmtlicher neu eintretenden Mitglieder des Stadtraths fand alljährlich am Krönungsfeste statt.

Pflege geistigen Lebens. Einen bleibenden Glanz gewann die Regierungsperiode Friedrich's durch Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Der ursprüngliche Gedanke dazu ist auf die geistreiche Kurfürstin Sophie Charlotte zurückzuführen. Auf ihre Anregung benutzte der große Leibniz eine sich darbietende Gelegenheit, dem Könige die Stiftung einer solchen gelehrten Gesellschaft zu empfehlen.

In einem von Leibniz auf Befehl Friedrich's ausgearbeiteten Gutachten heißt es: „Der Zweck der Sozietät müsse sein, der Menschen Glückseligkeit zu befördern, welche hauptsächlich in der Weisheit und Tugend, dann in der Gesundheit und Bequemlichkeit des Lebens bestehe. Das lasse sich am besten in der Vereinigung dazu geeigneter Männer unter dem Schutze eines aufgeklärten und großmüthigen Fürsten erreichen, wodurch in zehn Jahren so viel gewonnen werden könne, als sonst in Jahrhunderten. Die erste Grundlage des menschlichen Glückes bilde die gute Erziehung der Jugend. Es sei eine Schande, zu sehen, wie viel kostbare Zeit verschwendet werde, um Unnützes oder auf Umwegen und schlecht Nützliches zu lernen, was man leichter auf zweckmäßige Weise sich zu eigen machen könne." — Weiterhin heißt es: „Durch Kupferstiche ließen sich viele sowol schöne als mechanische Künste deutlich machen, noch mehr durch Sammlung von Natur- und Kunstgegenständen. Alles Wichtige, was man von diesen wisse, sollte, ohne Geschichte, Alterthümer und Sprachen zu vernachlässigen, aus guten Büchern und noch mehr bei erfahrenen Männern jedes Glaubens und Landes, nächstdem auch alle Erfahrungen, welche die Erhaltung der Gesundheit bezweckten, gesammelt, neue Beobachtungen angestellt und von Aerzten erfragt werden. Dazu müsse man die Körper der Menschen, der Thiere, der Pflanzen und anderer Gegenstände der drei Naturreiche, welche Mittel zur Heilung, Ernährung oder zu Instrumenten für den Menschen gäben, genauer anatomisch, chemisch und vorzüglich mikroskopisch untersuchen, wodurch man schon viel entdeckt habe. Bald werde man einen noch größeren Schatz von Kenntnissen über das Innere der Natur sammeln. Diese Beschäftigungen würden auch für Land- und Bergbau, für das Manufakturwesen, für Künstler und Handwerker, für den Handel und die schönen Künste sehr nützlich werden durch Verbesserung älterer und Einführung neuer Erwerbszweige und Kulturweisen des Bodens. Bei dem Kriegswesen hänge, nächst der Zucht, Uebung und dem Unterhalte, alles Uebrige, nämlich die Bereitung der Waffen, der Kriegsbedürfnisse, die Befestigung und das Geschützwesen von den Grundgesetzen der Mathematik und Physik ab, auch würde es wichtig sein, eine Schule für Chirurgie in der Art der Kriegsschule zu bilden. Vielfachen Schutz würde man gegen unvorhergesehene Unglücksfälle durch Feuer und Wasser erhalten, endlich die Verbreitung des Glaubens und der Bildung bei entfernten Völkern durch die mathematischen und medizinischen Kenntnisse, welche den Missionären Eingang verschafften, bewirken können. Durch die Vermittlung des freundlich gesinnten Zaren Peter könne man Männer bis China und Indien schicken, deren Reisekosten durch gewinnbringenden Handel gedeckt würden, und welche neue Kenntnisse und werthvolle Erfahrungen mit heimbrächten."

G. W. von Leibniz, Präsident der Akademie der Wissenschaften. Friedrich nahm den Plan mit Begeisterung auf, erklärte sich zum Protektor der Gesellschaft, ernannte Leibniz zum Präsidenten derselben und unterzeichnete am 11. Juli 1700 den von jenem entworfenen Stiftungsbrief, in welchem er in seiner eigenen Ausdrucksweise als Hauptaufgabe der Akademie hinstellte, „Alles zu thun, was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinheit, auch zur Ehre und Zierde der deutschen Nation gereiche."

Digitized by Google

In solchem Sinne wird in der Instruktion hervorgehoben: „die Gesellschaft solle eine deutschgesinnte sein, sich den Ruhm und die Aufnahme der deutschen Nation, Gelehrsamkeit und Sprache vornehmlich mit angelegen sein lassen und dafür sorgen, daß die uralte deutsche Hauptsprache in ihrer natürlichen Selbständigkeit erhalten werde und nicht ein ungereimter Mischmasch und Unkenntlichkeit daraus entstehe. Er, der König, werde selbst darauf sehen, daß in den Ausfertigungen der Behörden fremde und übel entlehnte Worte vermieden, dagegen gute deutsche Redensarten hervorgesucht und vermehrt würden; auch solle die Gesellschaft mit deutscher Benennung und Beschreibung der vorkommenden Dinge und Wirkungen von erfahrenen Leuten unterstützt, in den Archiven und in den Provinzen bei dem Landmanne sollten die weniger bekannten deutschen Wörter gesammelt werden, indem darin ein Schatz des Alterthums verborgen stecke. Auch das wichtige Werk der Historien, sonderlich der deutschen Nation und Kirche, empfehle er der Akademie; besonders aber solle das wahre Alterthum des evangelischen Glaubens, die Nothwendigkeit und Beschaffenheit der evangelischen Reformation gegen die Verdrehung der Widersacher behauptet und die Ehre der Deutschen gerettet und ihm, dem Fürsten, der wohl erlaubte Ruhm werden, daß unter seiner Regierung dergleichen gute Dinge gestiftet und hervorgebracht worden."

Gottfr. Wilhelm von Leibniz.

Was Friedrich in Bezug auf die Beseitigung des „Mischmasches und der fremden und übel entlehnten Worte" beabsichtigte, blieb leider ein frommer Wunsch. Noch in späterer Zeit klagte Leibniz, der Mischmasch habe in solch abscheulicher Weise überhand genommen, „daß die Prediger auf der Kanzel, die Sachwalter in der Kanzlei, die Bürger im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch unser schönes Deutsch verdürben."

Anders stand es um den Wunsch, „die Nothwendigkeit und Beschaffenheit der evangelischen Reformation gegen die Verdrehung der Widersacher zu behaupten." Dieser Weisung kamen einzelne Mitglieder der gelehrten Gesellschaft alsbald mit Eifer nach. Es war dies von großem Segen, da es galt, das gewonnene Feld auch auf dem Gebiete der Wissenschaft zu behaupten. L. v. Ranke spricht einen herrlichen Gedanken aus, indem er sagt: „Einen besseren Bund konnte der preußische Staat nicht schließen, als mit dem auf richtigem Wege sich fortentwickelnden Geist der deutschen Nation."

Einführung des neuen Kalenders. Eine weitere hochwichtige Aufgabe der Akademie betraf den sogen. „neuen Kalender". Schon längst erkannte man die Zeiteintheilung des alten Kalenders als im Widerspruch stehend mit dem Lauf der Gestirne, und es war deshalb gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Regensburg eine Versammlung von Astronomen zusammengetreten, die sich auch nach längeren Berathungen über die vorzunehmenden Veränderungen einigten. Friedrich I. betraute die Akademie mit der Ausführung der astronomischen Berechnungen und der Feststellung des neuen Kalenders für die brandenburgischen

Digitized by Google

Staaten, indem er ihr zugleich den Druck und Verlag desselben als eine neue Einnahmequelle überließ. Begreiflicherweise entstand durch Einführung des neuen Kalenders gar mancherlei Verwirrung im Lande, da dem 18. Februar sogleich der 1. März zu folgen hatte.

Die Königliche Bibliothek wurde durch Ankäufe bedeutend vermehrt, ebenso die Kunstkammer. Die Nummern der letzteren stiegen von 600 auf 1500. Der König nahm es wohlgefällig auf, wenn ihm von hochgestellten Personen Kunstsachen geschenkt wurden. Er behielt sie eine Zeit lang in den Königlichen Gemächern und gab sie dann an die Kunstkammer. Auf diese Art wurde die Sammlung namentlich durch eine große Zahl von Schnitzwerken in Elfenbein und Bernstein bereichert.

Friedrich hielt sich eine vortreffliche Hofkapelle, in der vorzugsweise die unsterblichen Tonwerke der beiden Meister der deutschen Musik, Sebastian Bach und Händel, geübt wurden. Auch das Theater erfreute sich der Fürsorge des Königs und namentlich auch der Königin Sophie Charlotte, und wenngleich die Schaubühne der Natur der Sache nach damals keineswegs, wie man das heute gern und eher mit Recht thut, als eine Schule der Bildung zu bezeichnen war, so sind doch aus der Regierungszeit Friedrich's die ersten energischen Schritte zu einer Hebung des Schauspiels zu verzeichnen. Das Bedürfniß nach theatralischen Aufführungen war allgemein, und auch bei den Hoffestlichkeiten bildeten dieselben einen wesentlichen Bestandtheil der für die Gäste veranstalteten Unterhaltung. Reisende Schauspielergesellschaften fanden in Berlin stets ehrenvolle Aufnahme und reichliches Auskommen; denn die Eintrittspreise waren, wenn man die damaligen Zeitverhältnisse in Betracht zieht, außerordentlich hoch. Da indessen, wie leicht erklärlich, bei den Vorführungen der reisenden Schauspielergesellschaften doch hin und wieder Ungehörigkeiten und anstößige Sachen vorkamen, so beschloß Friedrich, ein eigenes Hoftheater zu gründen. Eine bewährte französische Schauspielergesellschaft unter Leitung des Franzosen du Rocher wurde nach Berlin berufen und geeignete Räumlichkeiten wurden im Gebäude des königlichen Marstalles für dieselbe hergerichtet. Die Gesellschaft erhielt, wie weiter vorn schon erwähnt wurde, jährlich 6000 Thaler und mußte sich dafür verpflichten, zweimal wöchentlich ausschließlich für den Hof unentgeltlich Vorstellungen zu geben. An den übrigen Abenden durfte für Rechnung der Gesellschaft öffentlich gespielt werden. Dieses Hoftheater, das einen nicht unbedeutenden Fortschritt auf dem Gebiet des Schauspiels kennzeichnet, hatte indeß keinen langen Bestand; die durch den unglücklichen Zustand der dritten Gemahlin Friedrich's verursachte Stimmung am Hofe veranlaßte die Aufhebung desselben im Jahre 1711.

Durch des Königs Fürsorge entstanden ferner die Friedrichsschule in Frankfurt, das Collegium Fridericianum in Königsberg und das Gymnasium Fridericianum in Halle. Für die Söhne des Adels stiftete Friedrich eine Fürstenschule. Für Fürstensöhne waren 600, für junge Grafen 400 und für die Söhne vom niederen Adel 300 Thaler jährlich zu bezahlen. Die Zöglinge wurden namentlich in den neueren Sprachen, in Mathematik, Philosophie, Geschichte, Physik, Architektur und Heraldik unterrichtet.

Die protestantische Weltanschauung, die in Preußen ihre Stätte gefunden hatte, sollte ihre Bedeutung auch noch in anderer Weise darthun und zwar durch die Gründung der Volksschule. Freilich hatten die Reformatoren sie schon ins Leben gerufen, aber in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges war sie, wie so manches andere geistige Gut der Nation, zu Grunde gegangen. Die Leser erinnern sich des Ediktes des Großen Kurfürsten, in welchem dieser die Absicht ausspricht, die Volksschule in Brandenburg wieder zu begründen, wie auch des Umstandes, daß die Durchführung dieser Absicht an den Streitigkeiten der Lutheraner und Reformirten scheiterte, so daß nur an wenigen Orten Schulen entstanden. Daher blieb auch die Schuleinrichtung in dem von der Kurfürstin Luise gestifteten Waisenhause in Oranien vereinzelt dastehen. — Mit der Geschichte des preußischen Königthums beginnt eigentlich erst die Geschichte des preußischen Schulwesens. Die ganze Jugend des Volkes soll Unterricht empfangen — das stand jetzt als Staatsgesetz fest.

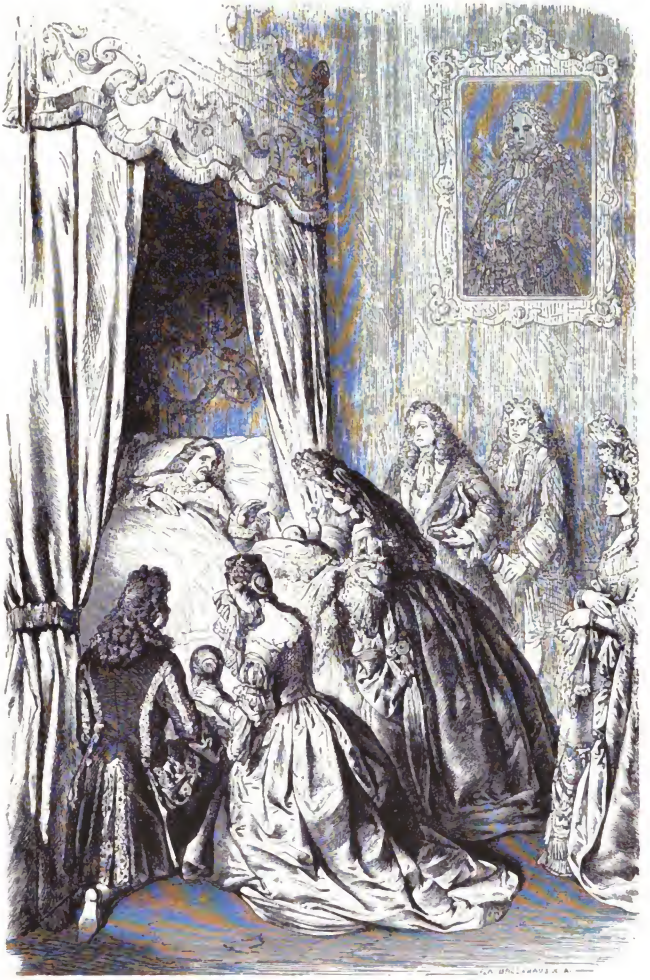
Digitized by Google

Damit war viel gewonnen. — Freilich handelte es sich auch jetzt nur um einen Anfang, jedoch von Wichtigkeit dadurch, daß die bezüglichen Maßnahmen sich auf das ganze Land bezogen und thatsächlich zur Ausführung kamen. Zieht man dies in Erwägung, so nimmt man es mit in den Kauf, wenn man liest, daß den Schulmeistern empfohlen war, „zu ihrem bessern Unterhalt" ihr Handwerk zu betreiben; daß man ihnen in Preußen sogar gestattete, „ihres Privilegii mit der Hökerei und Branntweinschank zu gebrauchen" — mit der einzigen Einschränkung, „daß solches nicht vor und unter, sondern nach der Predigt geschehe."

Preußen trat auch unter Friedrich's Regiment immer kräftiger als Schild des Protestantismus und als Schirm der Gewissensfreiheit in den Vordergrund. „Fast kein Jahr ging vorüber, in dem sich der König nicht in Schlesien, in der Pfalz oder sonst wo in Deutschland der bedrückten Protestanten angenommen hätte. Und nicht beschränkter Glaubenseifer leitete ihn, sondern er hielt an dem Grundsatz fest, daß in Glaubenssachen volle Freiheit stattfinden müsse." — Ein Zeugniß für die unbefangene Denkweise des Königs giebt sein Verhalten gegen die Juden, als gegen diese die Anklage erhoben worden war, daß in gewissen Gebeten Christus von ihnen verspottet würde. Getaufte Juden hatten ausgesagt, zum Zeichen ihres Abscheues vor dem Heilande spieen sie, so oft sie ihn gelästert, aus und sprängen dann von dem Orte hinweg. Im Volke entstand darüber große Erbitterung, und es war Schlimmes zu befürchten. — Der König verbot nachdrücklich, die Juden auf bloße Beschuldigungen hin zu strafen und zu verfolgen, indem er zugleich bekannt machen ließ, daß eine strenge Untersuchung angeordnet sei. Als Enderfolg erschien ein Edikt, worin es hieß: Er, der König, und alle Statthalter Gottes auf Erden müßten nebst der Verherrlichung des Namens Gottes auch den Hauptzweck verfolgen, nicht nur das zeitliche Wohl der ihnen anvertrauten Unterthanen zu fördern, sondern auch dafür zu sorgen, daß, wo nicht Alle zu Gott bekehrt, doch ihr Gericht einstens nicht schwerer werde. Er habe nun mit erbarmendem Herzen das arme Judenvolk angesehen, so ihm Gott in seinen Landen unterwürfig gemacht, und wünsche herzlich, daß es endlich von seiner Blindheit möge befreiet und zum Glauben an den Heiland gebracht werden; doch gehöre das Werk der Bekehrung zu dem geistlichen Reiche Christi, nicht zum weltlichen des Königs, der auch die Herrschaft über die Gewissen der Menschen dem Herrn aller Herren einzig überlassen und daher die Zeit ihrer Erleuchtung geduldig abwarten müsse, die Geistlichen jedoch ermahne, das ungläubige Volk mit Sanftmuth zu bekehren; dagegen sei er aber auch verpflichtet, der Bosheit Derer zu wehren, die sich gegen Christus erheben wollten. — Nachdem der König hiernach angeführt, daß die Untersuchung ein den Juden im Ganzen günstiges Ergebniß gehabt habe, fährt er fort: „er befehle aber für alle Zeiten, daß kein Jude in seinen Landen, bei Strafe, daraus alsofort verjagt zu werden, die der Lästerung verdächtigen Worte gebrauche, indem er dabei ausspeie und hinwegspringe, ferner, daß auch das Gebet „„Alenu leschabbeach"" laut einem Vorbeter solle nachgesprochen werden, ohne daß dabei verächtliche Geberden gemacht würden. Wer es außerhalb der Synagoge laut spreche, der solle des Landes verwiesen werden, wer aber insgeheim dagegen fehle, den wolle er der göttlichen Allmacht überlassen haben, und werde Christus seine Ehre zur rechten Zeit zu wahren wissen." — Ein dem jüdischen Schriftenthum angehörendes Buch war mit Beschlag belegt worden, weil darin Gotteslästerung enthalten sein sollte. Der König verfügte die Aufhebung der Beschlagnahme und schrieb den Anklägern: „er überlasse es den gelehrten Männern, die darin vielleicht versteckte böse Absicht der Juden — das Gericht darüber stehe allein Gott zu — herauszusuchen und sie ihnen zur Ueberzeugung vorzustellen."

Die Schwächen des Königs sind nicht verschwiegen worden. Auch von seinem Volke wurden sie empfunden. Unordnung im Haushalt stört das Leben der Familie wie das des Staates. Fehlte es doch oft genug an Mitteln, heilsame, mit Liebe gehegte Zwecke zu fördern, ja eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, wie das Beispiel Pufendorf's zeigt, dem für seine vortreffliche Geschichte des Großen Kurfürsten 10,000 Thaler zugesagt worden waren.

Digitized by Google



Des ſcheidenden Königs Segen.

Digitized by Google

Mit Mühe und Noth konnte derselbe 6000 Thaler erhalten. — „Das Volk wußte es“, heißt es in der „„Historischen Schilderung von Berlin““, „daß der König, der es gut mit ihm meinte, nur hintergangen wurde. Dem Monarchen die Augen zu öffnen, war so leicht nicht möglich, indem alle Zugänge zu ihm von dem Oberkämmerer und seinen Kreaturen besetzt waren, die Alles sehr fein zu vereiteln wußten, was denselben von dem wahren Zustande seiner Lande unterrichten konnte. Man umgab ihn überall mit Glanz und Pracht, zeigte ihm von jedem Dinge nur die angenehme und schöne Seite, und Friedrich glaubte, sein Volk sei glücklich und seine Regierung die wohlthätigste, die es geben könne.“

So kam es, daß das Volk den leutseligen, gutmeinenden Herrn liebte und auf die Kunde von seiner schweren Erkrankung erschreckt vor dem Schlosse zusammenströmte; als es ihn aber plötzlich am Fenster sah, brach es in ein Freudengeschrei aus. Carlyle hat Recht, wenn er sagt: „Die Geschichte verweilte bisher zu viel bei den Schattenseiten Friedrich's.“ Der Hauptgrund zu der vorwiegend ungünstigen Würdigung liegt ohne Zweifel in dem Umstande, daß Friedrich einen so großen Vorgänger und so hervorragende Nachfolger hatte.

Tod Friedrich's I. Durch seine Gemahlin wurden dem Könige seine letzten Lebenstage verdüstert, indem ihre Bekehrungsversuche fortgesetzt einen heftigeren Charakter annahmen. Sie fiel endlich in förmlichen Wahnsinn. Der König ruhte eines Tages in seinem Lehnsessel. Da sprang plötzlich eine Glasthür klirrend hinter ihm auf und eine weißgekleidete, mit Blut befleckte Gestalt warf sich, heftige Drohungen gegen ihn ausstoßend, über ihn. Es war die kranke Königin, die sich der Aufsicht ihrer Wärterin entzogen und bei dem Aufstoßen der Thür sich wahrscheinlich verwundet hatte. Der König erkrankte aufs Neue und heftiger. Bald fühlte er, daß die Stunde seines Todes nahe sei. Er that unter Anderem die Aeußerung: „es wäre die Welt doch nur ein Schauspiel, das bald zu Ende gehe; wer nicht mehr als dieses hätte, wäre übel daran.“ — Am 24. Februar ließ er seine Familie und die hohen Staats- und Hofbeamten zu sich rufen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Sein Angesicht erhellte sich, als seine Blicke auf seinen Enkel, den einjährigen Prinzen Friedrich (den nachmaligen Friedrich den Großen) fielen. Der Kronprinz, seine Gemahlin und die vierjährige Prinzessin Wilhelmine knieten am Bette nieder; der König sprach über die Seinen den Segen. Am Tage darauf, den 25. Februar 1713, verschied er. Friedrich war über 55 Jahre alt geworden und hatte fünfundzwanzig Jahre lang regiert.

„Die Königswürde, welche er erlangt“, sagte später sein Enkel Friedrich der Große in seinen Memoiren, „hob das Haus Brandenburg aus der Abhängigkeit empor, in welcher die anderen deutschen Fürsten unter dem Hause Oesterreich schwankten. Friedrich I. gab durch die Erwerbung derselben seinen Nachfolgern eine Mahnung, einen Antrieb zu hohen Dingen; er schien ihnen sagen zu wollen: „Macht euch des Titels würdig, den ich euch verschafft, vollendet den Bau der Größe, dessen Grundstein ich gelegt!“ —

Orden de la Générosité.

Digitized by Google

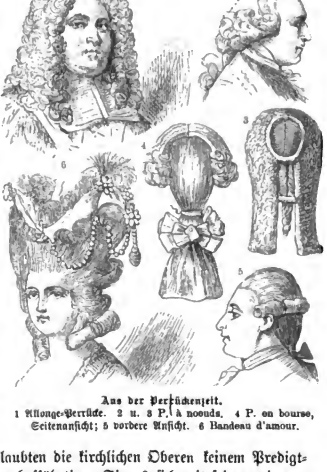
Kulturgeschichtlicher Umblick.

„Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen"

war von dem Dichter Logau fünfzig Jahre früher gesagt worden, jetzt hatte dieser Ausspruch eine noch größere Bedeutung. Frankreich oder vielmehr Ludwig XIV. hatte der europäischen Welt die Perrücke aufs Haupt gesetzt. Falsches Haar war schon früher getragen worden, jedoch nur, um den Mangel des eigenen Haares zu verbergen. Auch die Erfindung der Perrücke fällt in eine weit frühere Zeit; den alten Aegyptern war sie schon bekannt. Ihre Herstellungsart jedoch war sehr vervollkommnet worden; was aber diese Art Haartracht von der der früheren Zeit wesentlich unterschied, war der Umstand, daß durch das Tragen der Perrücke der Mangel des Eigenhaares nicht mehr verheimlicht werden sollte, sondern daß das eigene Haar selbst verdrängt wurde. Das eigene Haar mußte einem von todtem Haare gemachten Kopfputze weichen.

Die Herrschaft dieser Mode war von dem Tage an gesichert, an dem Ludwig XIV. sich die erste Perrücke auf sein Haupt setzte und für Paris 48 Hofperrückenmacher ernannte. Von Frankreich aus verbreitete sich die neue Haartracht mit reißender Schnelligkeit über Deutschland und mit ihr die Schlafmütze. Letztere war nothwendig, um das kahle Haupt Nachts vor Erkältung zu schützen. Bis zum Jahre 1665 hatte der Große Kurfürst sein eigenes Haar getragen, in diesem Jahre aber eroberte die Perrücke auch sein fürstliches Haupt.

Den heftigsten Widerstand fand die Perrücke an der Geistlichkeit. Dieselbe unterlag jedoch, wie es ihr in dem Kampfe gegen die Mode immer ergeht, beugte endlich ihr Haupt unter den Lockenwald und hielt später zähe an dieser Tracht fest, als längst schon die eitle Welt sich von ihr abgewandt hatte. Anfangs war von Seiten der Kirche gegen die „Hoffahrt, fremdes Haar zu tragen", geeifert worden — fünfzig Jahre später erlaubten die kirchlichen Oberen keinem Predigtamtsbewerber die Kanzel zu besteigen, „so er hoffährtigen Sinnes sich mit seinem eigenen Haare vor der Gemeinde sehen zu lassen die Absicht hege."



Aus der Perrückenzeit.
1 Allonge-Perrücke. 2 u. 3 P. à noeuds. 4 P. en bourse, Seitenansicht; 5 vordere Ansicht. 6 Bandeau d'amour.

In der ersten Zeit ihres Bestehens war die Perrücke dem gelockten Eigenhaar möglichst ähnlich, bis über die halbe Stirn kräuselten sich Löckchen, um das Geflecht zu verdecken. Später wuchs sie empor, und die Lockenfülle senkte sich nieder auf Schultern und Rücken. Der wunderliche Hauptschmuck, in letzgenannter Form Staats- oder Allongenperrücke genannt, war den Zeitgenossen gleichsam „der Heiligenschein, der Nimbus der Hoheit, Würde und Majestät, das prächtige Bild der Sonne, die in freundlicher Größe die hellen Morgennebel durchbricht." Eine Perrücke dieser Art kostete bis 1000 Thaler. Ihre Farbe war blond, später trat an Stelle des Blond das Weiß des Puders. Eine solche volle Perrücke trug der Große Kurfürst schon seit 1672. Zur Zeit Friedrich's I. nahm sie noch an Größe zu. So erschien der berühmte Leibniz in der Regel in den Abendgesellschaften

Digitized by Google

der Königin Sophie Charlotte (vgl. S. 31) mit einer Perrücke, deren Gelock bis auf die Hüften reichte. Niedere Leute trugen immer Perrücken von kürzeren Haaren, und zwar in der Regel von Ziegenhaaren.

Diese eigenthümliche Haartracht bewirkte eine gänzliche Veränderung der Tracht. Ein schwerer Hut würde die kunstreich geformten Löckchen des Hauptes zerdrückt und „den zarten Schmetterlingsstaub des Puders“ verwischt haben. Der Hut ward daher zuerst auf einer Seite, dann auf zwei, endlich auf drei Seiten aufgeklappt, auch verwandte man zu seiner Herstellung die leichtesten Stoffe; später trug man ihn — hatte doch der Kopf Schutz genug durch die künstliche Haarbedeckung! — zusammengeklappt unter dem Arme.

Die Zierde des feinen gestickten Kragens, wie ihn alle Helden des Dreißigjährigen Krieges (vergl. S. 83) noch trugen, war, wie man beim Vergleich der Abbildungen auf S. 31 und 83 auf den ersten Blick ersehen wird, wenigstens für Nacken und Schultern, nicht mehr nöthig, weil Beides vom wallenden Perrückenhaar bedeckt ward. So blieben von dem Kragen nur vorn am Halse zwei viereckige schlichte oder mit Spitzen besetzte Streifen übrig, die sich, „Bäffchen“ genannt, bei der Tracht der Geistlichen bis heute erhalten haben. Mystische Erklärer haben später diese Bäffchen zu „Abbildern der Gesetzestafeln Mose“ erheben wollen.

Mit der Perrücke wanderte ferner die lange Weste mit den breiten, mit Borten besetzten Taschen und den zum Theil die Oberschenkel bedeckenden Klappen nach Deutschland. Der Reiterstiefel, dessen Geburtsstunde die eherne Zeit des Dreißigjährigen Krieges war, verblieb den Dragonern, Reitern und Studenten. Das Bein und der Fuß wurden bekleidet mit der eng anschließenden sammtnen oder seidenen Kniehose, dem seidenen Strumpfe und den Schuhen mit hohen rothen Absätzen. Zum Schmuck des Beines gehörten außerdem blitzende Knie- und Schuhschnallen. Zur Vervollständigung des Staatsanzuges ist noch der reich mit glänzenden Knöpfen besetzte Galarock zu erwähnen, dessen Säume und Knopflöcher mit Goldborten und Goldfransen eingefaßt waren, von denen aus Goldstickereien sich über das ganze Stück verbreiteten. Der Stoff dieses Staatsrockes war dunkler oder heller, ja selbst weißer Sammt. Unter den weit zurückgeschlagenen und mit Stickereien geschmückten Aufschlägen sahen zierliche Manschetten hervor. Endlich haben wir auch noch der Kleinode zu gedenken: des großen Solitairs am kleinen Finger und der lang herabbaumelnden Uhrkette. — Der längst schon schmal getragene Bart auf der Oberlippe glich fast einem dünnen Pinselstriche und endete bisweilen in zarten Löckchen über den Mundwinkeln. — Zu dem Bilde eines Mannes jener Zeit würde das Ritterschwert schlecht gepaßt haben. Es war in der That auch dem leichteren Stoßdegen mit Stichblatt und Handkorb gewichen, der sich mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in den zierlichen Galanteriedegen verwandelte. Noch trug man in der Rechten das lange spanische Rohr mit dem goldenen Knopfe.

Den Charakter der Frauenkleidung jener Zeit bezeichnen: die Schleppe, die Schnürbrust und der hoch aufgethürmte Kopfputz. Das Haar ward so hoch aufgegipfelt, daß geputzte Frauen, wenn sie zu Hofe oder zum Balle fuhren, nicht selten auf den Boden der Kutschen niederknieen mußten, wollten sie sich nicht den Kopfputz an dem Kutschendache eindrücken. Ein lebendiges Bild einer Dame aus dem vorigen Jahrhundert zeichnet uns Johanna Schopenhauer in ihrem „Jugendleben“, in welchem sie sich selbst bei ihrem ersten Ballbesuche schildert: „Ein ungeheurer, mit Drahtgestell und Roßhaar unterbauter, mit großen Massen von Federn, Blumen und Bändern gekrönter Haarthurm setzte über meinem Haupte meiner Länge mindestens eine Elle zu. Die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgestickten Schleifen gezierten Ballschuhen suchten dagegen dieses Mißverhältniß auszugleichen. Die Stelzchen waren hoch genug, um mich fast nur mit den Fußspitzen den Boden berühren zu lassen. Ein aus dicht aneinander gefügten Fischbeinstäbchen gefertigter Harnisch, steif und fest genug, um einer Flintenkugel zu widerstehen, trieb gewaltsam Arme und Schultern zurück, die Brust heraus und schnürte die Taille zur Wespenform ein. — Und nun der Reifrock, und über diesem der mit Falbeln und allerhand Kinkerlitzchen fast bis

Digitized by Google

ans Knie hinauf garnirte seidene Rock, und über diesem noch das mit einer langen Schleppe versehene Kleid von dem nämlichen Stoffe, das letztere ging vorn weit auseinander.

Tanzgesellschaft in einem vornehmen Hause im siebzehnten Jahrhundert. Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

„Es war zu beiden Seiten ebenso garnirt wie der Rock. Hals und Brust wurden freier getragen, als man es jetzt schicklich finden würde. Die Aermel reichten bis an den Ellnbogen und waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Bändern reich garnirt."

Digitized by Google

Da das Anziehen und namentlich die Herstellung des Festtopfputzes stundenlange Arbeit erforderte, so kam es vor, daß Modedamen, die in den Vormittagsstunden, etwa bei einer Trauung, öffentlich erscheinen mußten, sich am Abende vorher „anziehen“ ließen und die Nacht steifsitzend auf einem Stuhle verbrachten. Schwarze Schönpflästerchen, gewöhnlich „Muschen“ genannt, in der Gestalt von Sonnen, Monden und Sternen, von Täubchen und Amoretten, trug man in Perlmutterdöschen stets bei sich und beklebte damit, um die Weiße der Haut zu heben, Stirn, Wangen, Mundwinkel, Hals und Schultern. Die richtige Anwendung dieses eigenthümlichen Schmuckmittels bildete ein wichtiges Kapitel in der Geheimlehre der Toilettekunst.

Und dennoch würden wir uns dem Vorwurfe oberflächlicher Beurtheilung mit Recht aussetzen, wenn wir in dem Bilde der Zeit schlechthin nichts als Unnatur erblickten. —

Vergegenwärtigen wir uns die grauenhafte Zeit des Dreißigjährigen Krieges und das Geschlecht, mittels dessen nach dem Westfälischen Frieden eine neue Ordnung der Dinge hergestellt werden sollte. Das sittliche Leben der Gesellschaft war bis auf den Grund zerrüttet; was noththat, um die grenzenlose Verwilderung zu beseitigen, war Maß und Gesetz nach jeder Richtung hin. Höchstes Bedürfniß war Eintritt von Sitte und Zucht, und was diesen Zweck förderte oder zu fördern schien, mußte willkommen geheißen werden, mochte es auch sein, was es wollte, und kommen, woher es wollte. Dies vorausgesandt, kann behauptet werden: die von jenseit des Rheines herkommende Perrücke und die mit ihr einwandernden fremden Gäste, Ceremoniell und Galanterie, deren Symbol gleichsam die Perrücke war, hatten doch einen erziehlichen Einfluß auf das Volksleben. Sie halfen in den heimischen Geistern Zucht und Ordnung wieder erwecken, den Nachwuchs einer verwilderten Zeit bändigen. Mit dem schweren Reiterstiefel ward auch die vandalische Roheit des Ausdrucks jener gesetzlosen Zeit abgelegt. Wie die ganze Haltung und Bewegung in der lockigen Perrücke und in den Schuhen mit den hohen spitzen Absätzen gemessen ward, so ward es auch der Ausdruck der Rede und das Verhalten gegen einander. Aber freilich, die fremden Gäste hatten auch einen Gifthauch aus ihrer Heimat mitgebracht, oder sie erzeugten nach nicht langem Verweilen einen solchen. Allgemach begannen sie entnervend, späterhin geradezu sittenverderbend in unserem Lande zu wirken. Im mündlichen wie im schriftlichen Ausdruck begann die Phrase den Gedanken zu umhüllen, wie die aufgethürmte Lockenfülle der Perrücke das Manneshaupt; mehr und mehr nahm die Redeweise die gezierte Bewegung des Gecken an. Wohin wir blicken, Perrückengelock! — Im Kleide, im Hause, im Garten, in den überladenen Häuserverzierungen, in der Anrede, in den geschnörkelten Schriftzeichen, in den Leistungen der Gelehrten, in den sich häufenden Citaten aus fremden Werken, in der Ausschmückung der amtlichen Erlasse und der mündlichen Rede durch Fremdwörter — überall tritt uns der Perrückenstil entgegen.

Als Probe amtlicher Schreibweise möge hier eine Adresse an das Reichskammergericht zu Wetzlar eine Stelle finden: „Denen hoch- und wohlgebohrnen, edlen, vesten und hochgelahrten, dann resp. hochgebohrnen, wohl- und hochedelgebohrnen respective Ihro kaiserl. und königl. katholischen Majestät verordneten wirklichen geheimen Räthen, dann des löblich kaiserl. und Reichs-Kammer-Gerichts zu Wetzlar, sachverordneten Kammer-Richter-Präsidenten und Beisitzern, unseren besonders lieben Herren und lieben Besondern, dann hochgeehrtest auch respective freundlich vielgeliebten und hochgeerthen Herren Vettern, dann hochgeehrten wie auch weiters respective insonderst hochgeneigt und hochgeehrtesten Herren.“

Selbst bis ins rauhe Kriegs- und Lagerleben hinein drängt sich die Ueberschwenglichkeit und Verlogenheit des Ausdrucks. So beschwert sich Prinz Eugen in einem vertraulichen Schreiben an einen Freund über die „unbesiegliche Höflichkeit“ des Herzogs von Marlborough. „Prinz Ludwig und ich“, heißt es in dem Schreiben, „bestrebten uns bei der ersten Zusammenkunft, dem Herzog von Marlborough mit aller Höflichkeit zuvorzukommen, aber wir zogen immer den Kürzeren. Prinz Ludwig sagte ihm: der Herzog sei zu rechter Stunde

Digitized by Google

gekommen, das Deutsche Reich und auch seine, des Prinzen, Ehre zu retten. „Das Deutsche Reich“, erwiederte er, „ist durch Ihre Person allein, wenn man sie unterstützt, schon gerettet.“ Ich rühmte ihm, daß ich in meinem Leben noch keine Truppen von solchem Muthe und solcher Herzhaftigkeit als die seinigen gesehen habe. „Alles dies“, sagte er, „verursacht nur Ihre Gegenwart.“ — Die gedrechselten überschwenglichen Anreden und Titulaturen gegen Vornehme trugen sich auf die Gesinnung über, die schließlich kriechend wurde. Der Vater unterzeichnet einen Brief an seinen Sohn: „Dein wohlaffectionirter Vater.“

Landhaus und Gartenanlage zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Nach einem Kupferstich.

Die gezierten Herren wie die Schönheitspflästerchen im Gesicht tragenden Damen rümpften die Nasen, wenn Jemand in seiner Ausdrucksweise noch etwas von der Einfalt und Derbheit der Luther'schen Art zu reden hatte. So sah es zumeist in den Kreisen der Gesellschaft aus, die durch Stand und Vermögen hervorragten. Die meisten deutschen Höfe wurden mehr und mehr Pflanzstätten französischer Liederlichkeit, keiner in dem Maße als der sächsische. Selbst der Berliner Hof hatte einen französischen Anflug bekommen. Daß das Volk dazu da sei, durch Mühsale und Entbehrungen aller Art den Fürsten und ihren Höflingen die Mittel zu einem Leben voll Uebermuth und Ueppigkeit zu verschaffen, galt an den meisten Höfen als eine sich von selbst verstehende Sache. Das Erkennen der Forderungen des Christenthums war in dem Maße in jenen Regionen abhanden gekommen, daß man meinte, dem Volke geschähe hohe Gnade dadurch, daß ihm gestattet sei, die irdische Herrlichkeit des Hoflebens, die, einem fressenden Feuer gleich, des Volkes Gut verschlang, in stillem Entzücken anzuschauen, und leider gab es unter den Hoftheologen jener Zeit wenige, die die Wahrheit ebenso nach oben, wie nach unten hin verkündet hätten. Geistliche und auch Gelehrte schmeichelten den Großen und suchten deren Laster zu beschönigen. Ein seltenes Beispiel von Unerschrockenheit wird uns von dem würdigen Prälaten Osiander erzählt, der, als das Fräulein von Grävenitz, eine Buhlerin des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg, in frecher Weise forderte, in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden, die Antwort gab: es werde ja immer im Vaterunser für sie gebetet: „erlöse uns von dem Uebel!“ — „Sonst“, klagte ein Zeitgenosse, „ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen; jetzt muß gehofiret sein. Gott erbarm's!“

Digitized by Google

„Während Jammer und Armuth in Sachsen zunahmen," sagt Schlosser, „vermehrte König August II. den Glanz seines Hofes, Festeund Aufzüge, Günstlinge, Maitressen und natürliche Kinder. Nachdem die Polen sich losgesagt, mußte Sachsen allein die Kosten des Heeres und besonders der adligen Garde tragen. Erlaubte und unerlaubte Mittel wurden angewandt, Geld zu machen; die guttwilligen Stände übernahmen eine Million Schulden nach der andern, bewilligten nach hergebrachter Weise immer neue Schocke Groschen und Quatember, errichteten Lotterien, beschlossen Vermögenssteuer, sie ließen für einen Karneval am Hofe selbst von Fabrikbedürfnissen Abgaben zahlen, sie gewährten im Frieden ordentliche und außerordentliche Kriegssteuer." Wohlgefällig berichtet ein Hofgeschichtschreiber, die Herren Landstände hätten etliche Wochen die meisten Abende in die Redouten bei Hofe gehen, auch Opern und Komödien besuchen können; Seine königliche Majestät wären so prächtig maskirt gewesen, daß die Juwelen, welche sie auf dero Leib gehabt, auf mehrere Millionen geschätzt worden. — Im Monat September werden italienische, französische Opern und Komödien gegeben, dann Kampfjagen mit Feuerwerk, Turniere zu Roß und zu Fuß, Carousel und Ringrennen, Türken- und andere Aufzüge, Nachtrennen, Wasserjagd, Jahrmarkt mit maskirten Nationaltrachten, Damen- und Bergbauseft. Gleichzeitig herrscht Hungersnoth im Lande, besonders im Erzgebirge, wo das Brot an manchen Orten ganz mangelt. Graf von Friesen heirathete die ältere Comtesse Cosel, eine natürliche Tochter des Königs. Der Festbeschreiber sagt: „Der König kam deshalb nach Pillnitz, versammelte einige Regimenter und den ganzen Hofstaat; es wurden solche Lustbarkeiten angestellt, dergleichen wol, dieweil die Welt steht, bei einem gräflichen Beilager nicht gesehen worden."

Es seien hier nach Schlosser noch einige Züge aus dem Hofleben jener Zeit angeführt. Am bayerischen Hofe herrschte großer Aufwand mit Hunden, Pferden, Jagd und Prozessionen; in Württemberg regierte und verkaufte das Land unter Herzog Eberhard Ludwig eine Buhlerin des Herzogs, unter Karl Alexander der Jude Süß Oppenheimer. Karl Alexander, der katholisch geworden war, dachte nur an Lustbarkeiten, Pracht und Geld. Um letzteres in genügender Menge herbeizuschaffen, verkaufte Oppenheimer den Meistbietenden Stellen und Einkünfte. In allen Prozessen ward willkürlich um Geld gestraft, die Waisenhäuser und frommen Stiftungen wurden beraubt. Während der dreijährigen Regierung des Herzogs wurden durch Stellenverkauf und Erpressungen anderer Art über eine Million Gulden zusammengebracht. In einem Jahre betrug der Wildschaden allein eine halbe Million. Was nicht an Oppenheimer und seine Genossen kam, verschwand für Feste und Aufzüge, Juwelen, Opern, Komödien, Sängerinnen und Tänzerinnen und Karnevalslustbarkeiten. — An den Höfen der geistlichen Fürsten ging es gleich übel zu. Der Bischof Schönburg in Bamberg hatte einen vollständigen Hofstaat, 30 Kammerherren und 16 Züge Pferde. Bei Tafel saß der geistliche Herr in einem rothsammtnen, golddrapirten Lehnsessel, es gab für gewöhnlich 14 Speisen, eben so viel Schüsseln Nachtisch. — Karl Biedermann sagt in seinem Werke: Deutschlands trübste Zeit, oder: der Dreißigjährige Krieg in seinen Folgen: „Der Adel drängte sich immer massenhafter in den Dienst der Fürsten, suchte dort Entschädigung, Bereicherung, Auszeichnung, und löste sich so in ähnlicher Weise von seinen Unterthanen ab, wie der Fürst von dem Volke. Oder, wenn er zeitweilig auf seinen Gütern erschien, spielte er dort gern den Souverän im Kleinen, umgab sich mit einem steifen Ceremoniell und verschwendete nicht selten die Reste seines Vermögens in Luxusbauten — Nachahmungen der fürstlichen Schlösser im Kleinen — statt an die Verbesserung der ruinirten Güter oder die Wiederaufhülfe der verarmten Unterthanen zu denken. Einzelne Ausnahmen gab es allerdings sowol unter dem Adel als unter den Fürsten, allein der allgemeine Zug war so, wie wir ihn geschildert. — Die bürgerlichen Klassen hatten ebenfalls ihren inneren Halt, ihre alte Ehrenhaftigkeit und ihren Sinn für Unabhängigkeit zum großen Theile eingebüßt. Wohlhabende Kaufleute haschten nach Adelstiteln und schämten sich ihres bürgerlichen Standes und Gewerbes.

Digitized by Google

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Markt zu Brandenburg im siebzehnten Jahrhundert. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Die alte Solidität verschwand nur zu häufig aus Handel und Wandel, wie aus der Lebensweise des Bürgerstandes, indem Einer es dem Andern zuvor zu thun suchte, unbekümmert, ob er die Mittel dazu habe, oder ob er es dafür sich und den Seinigen am Nothwendigsten fehlen lassen, wol gar zu unredlichen Arten des Erwerbs greifen müsse." — Mehr noch als für eine frühere, galt für die jetzige Zeit der Klageruf des Dichters Logau:

„Weiland war das Sein werther als der Schein,
Nunmehr ist der Schein werther als das Sein."

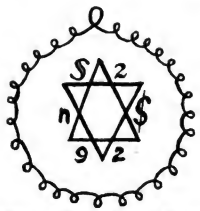
Wunderdoktoren. So nothwendig und nützlich ein lebhafter geistiger und materieller Wechselverkehr der Völker unter einander ist, so ward doch vom Auslande unserem Volke, infolge seiner Empfänglichkeit für alles Fremdländische und Neumodische, fast mehr des Schlimmen wie des Guten übermittelt. Von Frankreich aus fanden alle die geschilderten Thorheiten und Uebel Zutritt bei uns; von den Niederlanden pedantische Sitten und religiöse Spitzfindigkeiten; Italien sandte seine Sänger und Sängerinnen, seine Buhlerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, Marktschreier, Abenteurer und Künstler aller Art. Gelüstete es einem Schwindler oder Wundermann, seinem Beutel einen Dienst zu erweisen, so geschah dies in der Regel unter wohlklingendem italienischen Namen. Unter solchen traten vorzugsweise Angehörige einer besonderen, freilich etwas niedrigen Klasse der ärztlichen Zunft dem dummgläubigen Publikum der niederen und höheren Regionen entgegen. Der Heilschwindel ist freilich weder ein Produkt des Mittelalters noch der Rococozeit — er ist so alt als die Menschheit selber und war früher die Domäne der Beschwörer, der weisen Frauen und Hexen und verwandter dunkler Kreaturen.

Wenn die gebräuchlichen Hausmittel nicht anschlugen, und die Natur sich nicht selber half, dann stand es schlimm um den von Krankheit und Siechthum Heimgesuchten, denn mit der ärztlichen Kunst war es damals überaus schlecht bestellt, wiewol seit der epochemachenden Entdeckung des Blutumlaufes durch Harvey auch die medizinische Wissenschaft mancherlei Fortschritte gemacht hatte. Es gab unter den Jüngern Aesculap's eine Menge Marktschreier und Wunderdoktoren, welche auf öffentlichen Plätzen und anderen Orten Gerüste aufrichteten und von da aus das gaffende Volk anriefen, ihm Ziegelstand als sogenannte goldene Medizin anpriesen und weiterhin chinesische Pulver, paracelsische Panaceen, Goldtränke, seraphinische Latwerge, „Gottes Wundergüte preisendes Otternschmalz" und viele andere mit arabischen und anderen Benennungen ausstaffirte Heilmittel in Pillen-, Syrups-, Tropfenform u. s. w. für theures Geld verkauften. Den Vornehmen und Reichen wurden als wundersame Arkana aufgelöste Perlen und Edelsteine, Silber- und Goldpräparate gereicht. Das aurum potabile galt lange Zeit für ein Universalmittel. Fuchslunge sollte bei Schwindsucht, die Eingeweide eines Wolfes bei Kolik, Eberklauen und Menschenblut bei der Fallsucht, Bilsensamen gegen Zahnweh, magnetische Salben gegen allerhand Gebrechen Hülfe bringen. Es gab viel angestaunte Charlatane, welche das Fett hingerichteter zu Wunderbalsamen verarbeiteten, ferner wurde die Muttermilch als ein Remedium für den äußersten Fall empfohlen. Im „Simplicissimus" steht zu lesen, daß aus dem Blute der kranken Leute ein „köstlicher Schnupftabak" bereitet worden sei. Die Bruch-, Stein-, Hühneraugen- und Wurmschneider, die Zahnbrecher u. s. w. ziehen von Ort zu Ort, von Markt zu Markt mit neuen und alten Latwergen, Elixiren und ihren „unvergleichbaren" Theriakschmierereien. Letzteres hochangesehenes Heilmittel stand hoch im Preise und war ein Gemisch aus Opium, spanischem Wein, Honig, Baldrian, Angelikawurzel, Meerzwiebel, Zimmt, Kardamom, Myrrhe und Eisenvitriol. Außerdem führten die Wunderdoktoren eine Menge anderer Geheimmittel, wie z. B. das Philosophenöl, allerhand Liebestränke, Schönheitsmittel, Amulette (Adler und Blutstier), Brillen, Goldtinkturen und die kostbare Quintessenz, durch deren Anwendung man bald reich zu werden vermochte u. s. w.

Die Wunderdoktoren erschienen in stattlichem Gewande, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in mächtigen Wolkenperrücken und aufgestülpter Hornbrille, um die Menge in dem

Digitized by Google

Glauben, grundgelehrte Heilkünstler vor sich zu haben, zu bestärken. An der Seite des scharlachrothen oder zeisiggrünen Rockes mit Goldtressen fehlte selten der Galanteriedegen, die mit kostbaren Ringen geschmückten Hände prangten zwischen Spitzenmanschetten, aus der langschößigen Weste drängte sich ein anspruchsvoller Busenstreifen hervor, an den Schuhen blinkten dicke silberne Schnallen. Die Charlatane kündigten sich als Mitglieder mehrerer Fakultäten an, als weitgereiste, in den Wissenschaften wohl erfahrene Doctores, und sie verstanden es, ihre Reden an die maulaufsperrende Menge mit lateinischen und griechischen Floskeln auszustaffiren. Weit umher reisende „Aerzte" hielten sich öfters zwei und mehrere Bediente und zogen wol in eigenem Wagen von Stadt zu Stadt. Die gedruckten Anpreisungen der Wunderkuren sind mit Abbildungen von unglaublichen, wundersamen Operationen versehen, die der glücklichen Hand des Charlatans gelungen; weiterhin sind zu schauen: Gläser mit Schlangen, Skorpionen, Bandwürmern, Mißgeburten ꝛc. Possenhaft aufgeputzte Heilgehülfen und Diener verkündigen vorher durch Trommelschlag in den Gassen oder durch Trompetenschall von den Gerüsten herab den staunenden „Meßfieranten" die Ankunft des kaiserlich, königlich, kurfürstlich, wol auch päpstlich privilegirten Magus oder Wunderdoktors. Ein solcher Marktschreier, ein gewisser Fuchs, zog 1742 als Augen-, Bruch-, Stein-, Wurm- und Wundarzt umher mit Hauswurst und aufgeputztem Heiducken und ließ durch diese sein vielgesuchtes „spanisches Lazirbrot" der herbeiströmenden Menge „rekommandiren".



Amulet (Bleiplatte aus d. 17. Jahrh.).

Das Eigenthümliche bei diesem kaum faßbaren Schwindel ist, daß die Regierungen und Ortsobrigkeiten diese Charlatans in ihrem Gewerbe durchaus nicht störten, wiewol das Unheil, welches diese Heilkünstler, die sich unbefangen an die schwierigsten Operationen wagten, in ihrer dreisten Unwissenheit unter Vornehmen und Geringen anrichteten, gerade groß genug war. — So blieb es bis zu Anfang unseres Jahrhunderts.

Man sah damals noch vielfach in Silber gefaßte „Adler- und Blutsteine", Arzneikörper, und andere völlig wirkungslose Substanzen, an deren Zauberkraft noch geglaubt wurde. Ja, man findet bis zur Stunde im Volke noch vielfach den Aberglauben an mit kabbalistischen Figuren und Beschwörungsformeln beschriebene „Zauberzettel". — Dem Vieh wurden „Schutzzettel" um den Hals gehängt, oder es wurden solche über die Thür oder an die Wand des Hauses genagelt. Selbst noch in den Kriegen gegen Oesterreich kauften die Soldaten dergleichen Schutzzettel als „Kugelsegen" zu Tausenden, um sich gegen Schuß und Hieb „fest zu machen". — Unsere Abbildung stellt ein solches Amulet (Bleiplatte aus dem siebzehnten Jahrhundert) dar.

Infolge der Dummgläubigkeit unseres Volkes, seiner läppischen Vorliebe für alles Ausländische, der Verschwendungssucht seiner Fürsten und Vornehmen, der religiösen Engherzigkeit und fortdauernden Unduldsamkeit — mit einem Worte infolge des fortschreitenden politischen und sozialen Verfalles erschienen auch die verbliebenen lobenswerthen Eigenschaften der Deutschen in getrübtem Lichte, ja oft mochte man die besseren Güter des Volkes für unrettbar dem Verderben preisgegeben halten. — Längst schon hatte hier und da ein deutschgesinnter Mann — ein Gelehrter, ein Geistlicher, ein Dichter — die Gefahr erkannt, die uns aus der Nachäfferei und Ausländerei erwuchs, vornehmlich aber von dem Franzosenthum drohte, und es war mancher mahnende Ruf erhoben worden. Stimmen dieser Art waren indeß fast wirkungslos verhallt. Die Zeit war nicht dazu angethan, daß eine öffentliche Meinung sich hätte bilden und bestimmend auf das Leben des Volkes wirken können.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE

Digitized by Google

Digitized by Google